

Akademia Pomorska w Słupsku

Wort – Bedeutung, Sinn und Wirkung

**Festschrift für
Prof. Dr. habil. Oleksij Prokopczuk
zum 70. Geburtstag**

**Herausgegeben
von Mariola Smolińska**

Słupsk 2011

Wort – Bedeutung, Sinn und Wirkung

Akademia Pomorska w Słupsku

Wort – Bedeutung, Sinn und Wirkung

**Festschrift für Prof. Dr. habil. Oleksij Prokopczuk
zum 70. Geburtstag**

Herausgegeben
von
Mariola Smolińska

Słupsk 2011

Recenzent/Gutachterin: prof. dr hab. Beata Mikołajczyk

Wydanie tomu sfinansowane ze środków Prorektora ds. Nauki Akademii Pomorskiej,
i środków statutowych Dyrektora Instytutu Neofilologii/Mitfinanziert aus Mitteln
des Prorektors und des Direktors des Neophilologischen Instituts
der Pommerschen Akademie in Słupsk

672

Redakcja/Redaktion
Mariola Smolińska

Opracowanie redakcyjne
Magdalena Lindmajer-Borkowska

Publikacja udostępniona nieodpłatnie na podstawie licencji
CC BY-NC-ND 3.0 PL
Pełny tekst licencji:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/pl/>

W przypadku umieszczania pliku książki na innych serwerach
prosimy o zaznaczenie źródła pochodzenia pliku:
<https://www.wydawnictwo.apsl.edu.pl>

ISBN 978-83-7467-165-1

Wydawnictwo Naukowe Akademii Pomorskiej w Słupsku
ul. K. Arciszewskiego 22a, 76-200 Słupsk
tel. 0 59 84 05 378, 0 59 84 05 375; faks 0 59 84 05 378
www.wydawnictwo.apsl.edu.pl e-mail: wydaw@apsl.edu.pl

Druk i oprawa: PPHU TOTEM s.c.
ul. Jacewska 89, 88-100 Inowrocław
www.totem.com.pl; tel. 52 35 400 40

Obj. 16,6 ark. wyd., format B5

Alles Wissen und alle Vermehrung unseres Wissens endet nicht mit einem Schlusspunkt, sondern mit Fragezeichen. Ein Plus an Wissen bedeutet ein Plus an Fragestellungen, und jede von ihnen wird immer wieder von neuen Fragestellungen abgelöst.

Hermann Hesse

Oleksij Prokopczuk, der am 1. September 2010 sein 70. Lebensjahr vollendete, gehört zu den Sprachwissenschaftlern, die gleichermaßen hohes Ansehen in dem Germanistenkreis in In- und Ausland genießen, was sich auch an dem Autorenkreis der anlässlich seines Geburtstags erschienenen Festschrift deutlich zeigt.

Freunde, Weggefährte und KollegInnen aus Polen, der Ukraine, Russland, Deutschland und Ungarn würdigen in ihren Beiträgen das wissenschaftliche Wirken des Jubilars sowie seine Kompetenz.

Oleksij Prokopczuk hat sich als hervorragender Forscher im Germanistenkreis auf verschiedenen Teilgebieten der Linguistik betätigt. Sein Interesse gilt u.a. der Erforschung der deutschen Nominalphrase, darunter attributiver und pronominaler Relationen.

Mit seinen neuesten Untersuchungen im Bereich der Verben mit Geschehens- und/oder Ereignissemantik hat er sich als einer der hervorragendsten Sprachforscher etabliert, der zahlreiche grundlegende Fallstudien zu dieser Problematik verfasste.

Wir wünschen dem Jubilar viel Freude beim Lesen der in diesem Band verfassten Beiträge und danken ihm herzlich für sein wissenschaftliches und persönliches Engagement, mit dem er Studenten, Kolleginnen und Kollegen mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat. Wir wünschen dem Jubilar beste Gesundheit und weiterhin viel Schaffenskraft.

An dieser Stelle sei von Seiten der Herausgeberin allen Autorinnen und Autoren für die bereitwillige Erstellung der Beiträge herzlich gedankt.

Mein besonderer Dank gilt der Gutachterin dieser Festschrift Frau Professor Dr. habil. Beata Mikołajczyk (Adam Mickiewicz Universität Poznań).

Mariola Smolińska



O. Prokrychuk

Laudatio

für Prof. Prokopczuk anlässlich seines 70-jährigen Jubiläums

Mit diesem Sammelband bekennen Kollegen, Freunde und Schüler Herrn Prof. Dr. habil. Oleksij Prokopczuk ihre tiefe Verehrung, Hochachtung und Dankbarkeit.

Seine Tätigkeit als Wissenschaftler und Hochschullehrer findet Anerkennung in den akademischen Kreisen der Ukraine, Polens, Russlands und Deutschlands. Seine Publikationen bezeugen ein tiefes Interesse für die Sprache an sich und insbesondere für das Deutsche sowie eine hohe Kompetenz in den Fragen, die von ihm als Germanist untersucht werden. Seine zwei Monographien und über 90 Beiträge zur Syntax, Semantik und Pragmatik haben die Sprachwissenschaft wesentlich bereichert.

Oleksij Prokopczuk wurde am 1. September 1940 im Dorf Stepaniwka, Kreis Sdolbuniw, Gebiet Riwne in einer Bauernfamilie geboren. Im Jahre 1957 beendete er die Schule mit einer Silbermedaille als Anerkennung sehr guter und guter Leistungen. Er entschied sich für das Studium der Germanistik und wurde an der Universität Tscherniwzi immatrikuliert.

In jenen Jahren wurden heftige Diskussionen geführt zwischen den Vertretern der traditionellen, historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, zum Teil auch der Junggrammatiker und den Anhängern einer neuen sprachwissenschaftlichen Strömung, des Strukturalismus. An der Universität Tscherniwzi waren zur damaligen Zeit engagierte junge Doktoren der Philologie tätig: Jurij Karpenko und Oleg Schirokow (Absolvent der Moskauer Universität), die später namhafte Forscher auf dem Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft wurden; ebenso auch die Absolventin der Leningrader Universität Nina Pelewina und die Absolventin der Ersten Moskauer Fremdsprachenhochschule Walentina Ljubopytnowa. Die Universitätsbibliothek verfügte über die Werke von J. Grimm, O. Behaghel, H. Paul, L. Sütterlin, F. Blatz und anderen Klassikern der germanistischen Sprachwissenschaft, die von den Studenten bei der Abfassung von Jahres- und Diplomarbeiten genutzt wurden. Die Diskussionen in linguistischen Kreisen zeigten, dass die Ideen Ferdinand de Saussures und seiner Nachfolger in der nächsten Zukunft die Entwicklung der Sprachwissenschaft bestimmen werden.

Nach dem Abschluss des Studiums an der Universität Tscherniwzi nahm Oleksij Prokopczuk seine Tätigkeit als Hochschullehrer an der Universität Woronesh auf, wo er zu einem der aktivsten Teilnehmer des linguistischen Seminars wurde. Dieses Seminar wurde von Dr. Iwan Sussow geleitet, dessen Doktorvater an der Universität Leningrad (heute Sankt-Petersburg) der bekannte Germanist Prof. Lew Sinder war. In Woronesh

hielt O. Prokopczuk seine ersten Vorträge, hier erschienen auch seine ersten Publikationen. Dr. I. Sussow erkannte schon bald das Talent des jungen Wissenschaftlers und hat ihn für ein Doktorandenstudium an der Universität Leningrad empfohlen. Bei der Arbeit an der Promotionsschrift zum Thema „Adjektivierung der Partizipien I in der deutschen Gegenwartssprache“ stand ihm als wissenschaftliche Betreuerin Frau Prof. Tatjana Strojewa zur Seite.

In den 60er Jahren „boomte“ die Linguistik und der junge Oleksij Prokopczuk nutzte alle Möglichkeiten, die sich ihm in der Kulturhauptstadt Leningrad boten. In der Saltykow-Schtschedrin-Bibliothek wurde er zu einem ausgesprochenen „Bücherwurm“. Die Pädagogische Hochschule „Alexander Herzen“ zog ihn in ihren Bann, weil man dort in den Vorlesungen von Professor W. Admoni hospitieren konnte. Am Institut für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften (Leningrader Abteilung) war es für den Doktoranden Prokopczuk ein Muss, im linguistischen Seminar die außerordentlich interessanten Vorträge namhafter Wissenschaftler zu konspektieren sowie Diskussionen und Besprechungen zu aktuellen Forschungen zu besuchen. In erster Linie aber hatte die Universität Leningrad eine breite Palette von wissenschaftlichen Veranstaltungen zu bieten: hier fanden Promotionen und Habilitationen statt, hier wurden Vorlesungen von den bekannten Professoren wie Wiktor Schirmunskij, Jurij Maslow, Lew Sinder, Tatjana Strojewa und Andrej Fjodorow gehalten. In den Leningrader Jahren schuf Oleksij Prokopczuk ein festes Fundament für seine weitere wissenschaftliche Laufbahn.

Nach erfolgreicher Promotion im Jahre 1969 folgte Dr. O. Prokopczuk der Einladung der Ostukrainischen Universität Donezk, wo er bald zum Leiter des Lehrstuhls für deutsche Sprache gewählt wurde. Vielen begabten KollegInnen und StudentInnen wurde die Ehre zuteil, unter Betreuung von Dr. Prokopczuk zu forschen. Anderen jungen Wissenschaftlern half er über seine Kontakte zu bekannten russischen und ukrainischen Linguisten, Zugang zu renommierten Forschungsstätten zu finden. So haben Herrn Dr. Prokopczuk an der Universität Donezk u.a. viele KollegInnen ihre ersten Schritte in die Wissenschaft zu verdanken, darunter Dr. habil. Schamil Bassyrow, Dr. habil. Larissa Jagupowa, Dr. habil. Wladimir Kaliušenko, Dr. Ljudmila Kisljakowa und Dr. Irina Pelaschenko.

Von 1979 bis 1995 arbeitete Dr. Oleksij Prokopczuk an der Universität Charkiw, wo er seine Lehrtätigkeit erfolgreich mit intensiver Forschung verband. Er wurde einer der Mitbegründer des linguistischen Seminars an der Fakultät für Fremdsprachen, das bis heute aktiv funktioniert. Hier gab er seine Monographie „Zusammengesetzter Satz und Text“ (Charkiw: Osnowa 1990) heraus, die im Literaturverzeichnis einer Vielzahl wissenschaftlicher Nachfolgearbeiten aufgeführt wird. Zu einem neuen Meilenstein in seinem wissenschaftlichen Werdegang wurde die an der Universität Sankt Petersburg verteidigte Habilitationsschrift. Positive Gutachten, ausgestellt von Dr. habil. I. Sussow, Dr. habil. W. Pawlow und Dr. habil. G. Eichbaum, unterstrichen eine wichtige Bedeutung dieser Arbeit für die Linguistik.

In Charkiw initiierte Oleksij Prokopczuk die Schaffung eines spezialisierten wissenschaftlichen Rates für Promotionen im Fach „Germanische Sprachen“. Als stellvertretender Dekan für wissenschaftliche Arbeit widmete er sich voll und ganz der Entwicklung von Wissenschaft und Forschung an der Fakultät für Fremdsprachen.

1995 wurde zu einem neuen Wendepunkt für Professor Dr. habil. Oleksij Prokopczuk: er geht als Professor und Leiter des Lehrstuhls für deutsche Philologie an das Institut für Neuphilologie der jetzigen Pommerschen Akademie in Slupsk (Polen). Seine Kompetenz und Leistungsfähigkeit sowie menschliche Wärme lassen auch auf diesem neuen Tätigkeitsfeld reiche Früchte reifen.

Aus dem Leben von Professor Prokopczuk sind Linguistik und Germanistik nicht wegzudenken, sie sind seine Begeisterung und Freude. Ihm ist es gelungen, diesen Funken der Begeisterung zu übertragen und diese Freude zu teilen: seine Gattin Frau Dr. Emma Prokopczuk, seine Tochter Dr. Klaudia Prokopczuk, sein Sohn Oleksij – alle seine nächsten Angehörigen haben sich der Germanistik verschrieben.

Professor Prokopczuk ist 70 geworden, das Alter der Weisheit beginnt, doch er bleibt immer derselbe: menschenfreundlich und prinzipiell, gutmütig und hilfsbereit, aktiv und sportlich, tiefgläubig und modern. Ein Mensch, den wir achten und lieben.

Wladimir Kaliuščenko

Verzeichnis der Schriften von Oleksij Prokopczuk

1. *К вопросу о соотносительности предложений с ситуацией.* In: *Сборник сообщений на научной конференции факультета романо-германской филологии ВГУ и методического объединения преподавателей иностранных языков вузов ЦЧЭР.* Воронеж 1965, 39-42.
2. *Трактовка адъективированных причастий I в немецких одноязычных и двуязычных словарях.* In: *Вопросы филологии и методики преподавания германских и романских языков.* Ч. 1. Воронеж 1968, 56-65.
3. *О первопричастном компоненте устойчивых терминологических словосочетаний.* In: *Вопросы филологии и методики преподавания германских и романских языков.* Ч. 2. Воронеж 1968, 74-83.
4. *Адъективация причастий I в современном немецком языке.* Диссертация на соискание ученой степени кандидата филологических наук (рукопись). Ленинград 1968, 190 S.
5. *Адъективация причастий I в современном немецком языке.* Автореферат диссертация на соискание ученой степени кандидата филологических наук. Ленинград 1969, 19 S.
6. *Причастие I и производные отглагольные прилагательные в немецком языке.* In: *Филологический сборник.* Ленинград 1969, 80-85.
7. *Про дієслівні граматичні значення німецьких дієприкметників.* In: *Задорожний, Богдан М. (Hg.): Іноземна філологія № 23.* Львів 1971, 55-58.
8. *„Отраженные“ грамматические значения в их отношении к лексическим и „истинным“ грамматическим значениям.* In: *Колшанский, Геннадий В. (Hg.): Вопросы описания лексико-семантической системы языка.* Ч. II. Москва 1971, 66-68.
9. *Partizip I у складі стійких атрибутивних словосполучень.* In: *Задорожний, Богдан М. (Hg.): Іноземна філологія № 29.* Львів 1972, 68-73.
10. *Сочетаемость существительных, обозначающих неотъемлемую часть целого.* In: *Раевский, Михаил В. (Hg.): Исследования по немецкой филологии. Памяти академика В.М. Жирмунского (1891-1971). Ученые записки ф-та иностранных языков.* Вып. 7. Тульский гос. пед. институт им. Л.Н. Толстого. Тула 1972, 144-153.
11. *Обязательные атрибуты в немецком предложении.* In: *Кривоносов, Алексей Т. (Hg.): Структура предложения и классы слов в романо-германских языках.* Вып. 1. Калинин 1972 (у співавторстві з Еммою І. Простаковою), 94-101.
12. *Синтаксис словосочетаний и «синтаксис» производных слов.* In: *Кривоносов, Алексей Т. (Hg.): Структура предложения и классы слов в романо-германских языках.* Вып. 2. Калинин 1973.
13. *Развертывание синтаксических конструкций с помощью атрибутов.* In: *Проблемы повышения эффективности преподавания иностранных языков. Тези-*

- сы докладов II межвузовской научно-методической конференции. Львов 1973, 78-79.
14. *Дипломные и курсовые работы как средство развития навыков специального мышления.* Донецк 1973, 34 S.
 15. *О семантике номинализованных конструкций.* In: Бельский, А.А. и др. (Hg.): *Материалы семинара по теоретическим проблемам синтаксиса.* Пермь 1975, 268-274.
 16. *Дієслівні значення іменних віддієслівних утворень.* In: *Мовознавство* №1 (49), 1975, 33-37.
 17. *Предложения с эксплицитно выраженными эмотивными значениями и их формы.* In: Сусов, Иван П. (Hg.): *Предложение и текст в семантическом аспекте.* Калинин 1978, 64-81.
 18. *Групи дієслів і модальність номіналізованих конструкцій.* In: Задорожний, Богдан М. (Hg.): *Іноземна філологія* № 51. Львів 1978, 95-102.
 19. *Члены предложения и «остаточне» элементы.* In: Драганов, Александр К. (Hg.): *Проблемы членов предложения в индоевропейских языках.* Грозный 1978, 131-136.
 20. *Фазисные, модальные и циркумстантные включающие предикаты.* In: Сусов, Иван П. (Hg.): *Значение и смысл речевых образований.* Калинин 1979, 71-79.
 21. *Принципы связности и иерархизации составляющих в формировании сложноподчиненного предложения. На материале немецкого языка.* In: Сусов, Иван П. (Hg.): *Коммуникативно-прагматические и семантические функции речевых единств.* Калинин 1980, 82-90.
 22. *Об одной разновидности сложных синтаксических образований с семантически однотипными составляющими.* In: *Системность в романских и германских языках.* Вестник Харьковского университета № 220. Харьков 1981, 77-81.
 23. *Факторы, влияющие на степень соотносительности сложных образований.* In: Мурзин, Леонид Н. (Hg.): *Научно-теоретическая конференция: Проблемы дериватологии.* Вып. 2. Пермь 1981, 49-53.
 24. *Коммуникативно-функциональный аспект линейаризации в рядах с сочинительной связью.* In: Сусов, Иван П. (Hg.): *Семантика и прагматика синтаксических единств.* Калинин 1981, 60-68.
 25. *Сложноподчиненное предложение как конститuent повествовательных отрезков.* In: Сусов, Иван П. (Hg.): *Синтаксис, семантика и прагматика.* Калинин 1982, 119-130.
 26. *Предложения с межсобытийными причинно-следственными предикатами.* In: *Системы романских и германских языков и обучение речи.* Вестник Харьковского университета № 231. Харьков 1982, 71-76 (у співавторстві з Поліною Т. Гусевою).
 27. *Содержательная специфика сложных синтаксических образований.* In: *Лингвистические и лингводидактические проблемы изучения романских и германских языков.* Вестник Харьковского университета № 243. Харьков 1983, 54-58.
 28. *Парадигматический и синтагматический аспекты исследования сложноподчиненных предложений.* In: *Лингвистические и лингводидактические проблемы изучения романских и германских языков.* Вестник Харьковского университета № 243. Харьков 1983, 59-62.
 29. *Авторское прогнозирование ожиданий воспринимающего и построение речевых произведений.* In: Сусов, Иван П. (Hg.): *Содержательные аспекты предложения и текста.* Калинин 1983, 114-122.

30. *Об одном виде сегментов текста и их организации.* In: Жлуктенко, Юрий А. (Hg.): *Сочетаемость языковых единиц в германских и романских языках.* Киев 1983, 91-99.
31. *Сложноподчиненные предложения с придаточным времени в составе повествовательных отрезков.* In: *Методологические и методические вопросы изучения германских и романских языков.* Вестник Харьковского университета № 258. Харьков 1984, 90-96.
32. *До питання нейтралізації протиставлення дистрибутивна однина – дистрибутивна множина іменників.* In: *Мовознавство* № 4 (106). 1984, 23-26 (у співавторстві з Еммою І. Простаковою).
33. *Текстовые функции сложноподчиненных предложений с придаточными изъяснительными.* In: Сусов, Иван П. (Hg.): *Прагматика и семантика синтаксических единиц.* Калинин 1984, 133-140.
34. *Vom Sender prognostizierte Empfängererwartungen – Senderreaktionen und ihre sprachliche Realisierung.* In: *Deutsch als Fremdsprache* Н. 2, 1985, 107-112.
35. *Функционально-семантический аспект сложноподчиненного предложения с придаточным изъяснительным.* In: *Структурно-семантическое описание германских и романских языков в дидактических целях.* Вестник Харьковского университета № 274. Харьков 1985, 63-67.
36. *Сентенциальная соотнесенность и ее разновидности.* In: Сусов, Иван П. (Hg.): *Языковое общение и его единицы.* Калинин 1986, 105-114.
37. *Функционально-синтагматический аспект сложноподчиненного предложения.* In: Эйхбаум, Гали Н. (Hg.): *Вопросы функциональной грамматики немецкого языка.* Ленинград 1986, 3-10.
38. *Методические указания по словообразовательному анализу в процессе внеаудиторного чтения.* Харьков 1987, 24 S.
39. *Контекстные условия употребления немецких сложноподчиненных предложений.* In: *Структурно-семантические и прагматические особенности речи и коммуникативная направленность обучения.* Вестник Харьковского университета № 322. Харьков 1988, 74-79.
40. *Коммуникативно доминирующие / недоминирующие высказывания в побудительных репликах.* In: Сусов, Иван П. (Hg.): *Языковое общение: процессы и единицы.* Калинин 1988, 86-94.
41. *Контекстуальные связи сложноподчиненного предложения.* In: Богданов, Валентин В. (Hg.): *Предложение и текст: семантика, прагматика и синтаксис.* Ленинград 1988, 77-82.
42. *Значение ирреального сравнения или впечатления?* In: *Человек и речевая деятельность.* Вестник Харьковского университета № 339. Харьков 1989, 62-66.
43. *Сложноподчиненное предложение и текст.* Харьков 1990, 190 S.
44. *Функционально-синтагматические свойства сложноподчиненных предложений в современном немецком языке.* Диссертация на соискание ученой степени доктора филологических наук (рукопись). Харьков 1990, 280 S.
45. *Функционально-синтагматические свойства сложноподчиненных предложений в современном немецком языке.* Автореферат диссертации на соискание ученой степени доктора филологических наук. Ленинград 1991, 32 S.
46. *Вчення О.О. Потебні про внутрішню форму і сучасні проблеми синтаксичної семантики.* In: Потебня, А.А. (Hg.): *Исследователь славянских взаимосвязей. Тезисы всесоюзной научной конференции.* Ч. 1. Харьков 1991, 132-133.

47. Синтаксические конструкции и членение текстового содержания. In: *Коммуникативные аспекты лингвистики и методики преподавания иностранных языков*. Вестник Харьковского университета № 352. Харьков 1991, 21-26.
48. *Grounding und Subordinierung*. In: Breitung, Horst/Köhler, Petra et al. (Hg.): *Das Wort: Germanistisches Jahrbuch* 1991. Moskau 1991, 51-56.
49. Аспекти контрастивних досліджень. In: *Українська мова як базова у вивченні іноземних мов*. Київ, 1992, 83-84.
50. *От текста к речевой ситуации*. Харьков 1992, 48 S.
51. *Переднеплановість / заднеплановість текстового содержания и подчинение*. In: *Вестник Харьковского университета* №367. Харьков 1992, 91-95.
52. *Текст и предложение*. In: *Вестник Харьковского университета* №372. Харьков 1992, 89-94.
53. *Типи комунікативної поведінки у повсякденному спілкуванні*. In: *Проблеми контрактивної лінгвістики. Тези наукової конференції*. Кіровоград 1993, 76-77.
54. *Граматична інформація у словниковій статті*. In: *Лексикографічні та методичні концепції викладання чужоземних мов у вищому технічному закладі. Тези I-ї міжнародної наукової конференції*. Львів 1994, 121-122.
55. *Обмежувальні значення у німецькій мові*. In: *Вісник Харківського університету* № 384. Т. 2. Харків 1995, 129-133.
56. *Значення «своєї» – «чужої» у німецькому мовленні*. In: *Види мовленнєвої діяльності: лінгвістичні та дидактичні аспекти*. Харків 1995, 80-82.
57. *Функционирование сложноподчиненного предложения в тексте*. In: Aleksejenko, Michail A. (Hg.): *Słowo. Tekst. Czas. Materiały z Międzynarodowej Konferencji Naukowej*. Szczecin 1996, 260-264.
58. *Semantisch-syntaktische Typen von Einschränkungen im Deutschen*. In: *Slupskie Prace Humanistyczne* Nr 15a. Słupsk 1996, 187-200.
59. *Речення з фразеологічними компонентами в тексті*. In: Aleksejenko, Michail A. (Hg.): *Słowo. Tekst. Czas. Materiały z II Międzynarodowej Konferencji Naukowej*. Szczecin 1997, 257-261.
60. *Die deutschen Personalpronomen in System und Text*. In: *Slupskie Prace Humanistyczne* Nr 17a. Słupsk 1998, 93-108.
61. *Veränderlichkeit zwischenmenschlicher Beziehungen in der Kommunikation*. In: Lejczyk, Vladimir M. (Hg.): *Wschód-Zachód. Słowianie i Niemcy. Kultura. Język. Dydaktyka*. Słupsk 1998, 216-221.
62. *Лексические индикаторы динамики личностных отношений в процессе коммуникации*. In: Grabska, Marcelina/Korzeniewska-Berczyńska, Joanna (Hg.): *Leksyka w komunikacji językowej*. Gdańsk 1998, 154-155.
63. *Zur Kontaktfunktion der russischen Einschübe in ukrainischen Texten*. In: *Die Welt der Slaven XLIV*. München 1999, 83-92.
64. *Die Fertigkeit Funktionales Schreiben im Germanistikstudium*. In: Kozlovskij, Volodymyr V. (Hg.): *По слідах німецької мови та культурі в Україні/Auf den Spuren deutscher Sprache und Kultur in der Ukraine. Materialien der 7. Internationalen wissenschaftlichen Konferenz der Germanisten*. Tscherniwzi 1999, 11-14.
65. *Коллокутивні акти (контакти), спрямовані на зміну стосунків*. In: *Матеріали всеукраїнської конференції «Семантика, прагматика мовленнєвої діяльності»*. Львів 1999, 39-42.
66. *Російське слово в українському тексті*. In: Blicharski, Michał (Hg.): *Słowotwórstwo, semantyka i składnia języków słowiańskich*. Т. 1. Katowice 1999, 143-152.

67. *Temporal-aspektuale Bedeutungen als Mittel der narrativen Markierung. Zum Kontrast zwischen der Exposition und der Komplikation.* In: Kątny, Andrzej (Hg.): *Aspektualität in germanischen und slawischen Sprachen.* Poznań 2000, 149-160.
68. *Zur Einbettung von Sprichwörtern in den Diskurs.* In: Kątny, Andrzej/Hejrowski, Krzysztof (Hg.): *Problemy frazeologii i leksykografii.* Olecko 2000, 65-74.
69. *Людські стосунки і номінація в тексті.* In: *Вісник Харківського національного університету ім. В.Н. Каразіна: Іноземна філологія на межі тисячоліть.* Харків 2000, 221-228.
70. *Семантика обязательной постпозиции придаточного в составе сложного предложения.* In: Blicharski, Michał/Lubocha-Kruglik, Jolanta (Hg.): *Słowotwórstwo, semantyka i składnia języków słowiańskich.* T. 2, Katowice 2000, 154-161.
71. *Zu den Begriffen Ereignis, textuelles Ereignis.* In: Prokopczuk, Oleksij (Hg.): *Wschód-Zachód. Pogranicze kultur. Kultura – Literaturoznawstwo – Językoznawstwo. Materiały z II Międzynarodowej Konferencji Naukowej.* Słupsk 2001, 310-314.
72. *Intertextualität des wissenschaftlichen Textes.* In: Kątny, Andrzej (Hg.): *Języki fachowe. Problemy dydaktyki i translacji. Materiały z konferencji zorganizowanej przez Wydział Filologiczny Wszechnicy Mazurskiej w Olecku.* Olecko 2001, 105-114.
73. *Lexikalische Markierung von textuellen Ereignissen.* In: Gierczyńska, Danuta (Hg.): *Słupskie Prace Filologiczne. Seria Neofilologia 1.* Słupsk 2002, 105-114.
74. *Ereignis-/Geschehensverben im Deutschen und ihre Leistungen.* In: Rycielska, Marzena/Lisowska, Grażyna (Hg.): *Wschód-Zachód. Słowiańsko-germańskie badania literaturoznawcze, językoznawcze i glottodydaktyczne na przełomie milenium.* Słupsk 2002, 291-300.
75. *Merkmale des agglutinierenden Sprachbaus im Bereich des deutschen Substantivs und die Einteilung nach Deklinationsklassen.* In: Gancarz, Piotr (Hg.): *Słupskie Prace Filologiczne. Seria Neofilologia 2.* Słupsk 2003, 53-63.
76. *Metody opisu deklinacji rzeczowników w gramatyce języka niemieckiego.* In: Kurjata, Jan/Sudakiewicz Lidia B. (Hg.): *Język znakiem kultury. Zeszyt naukowy Zespołu Kolegiów Nauczycielskich w Koszalinie.* Nr 1. Koszalin 2003, 33-43.
77. *Fremdsprachige Einschübe bei der Textgestaltung.* In: Lipczuk, Ryszard/Nerlicki, Krzysztof/Westphal, Werner (Hg.): *Kommunikation für Europa. Sprachkontakte – Sprachkultur – Sprachlernen. Materialien von der sprachwissenschaftlichen Konferenz Szczecin/Pobierowo.* Szczecin 2004, 57-60.
78. *Ereignis und Monotonie im narrativen Text.* In: Kiklewicz, Aleksander (Hg.): *Paradygmaty filozofii języka, literatury i teorii tekstu (pogranicza metodologiczne).* Słupsk 2004, 221-230.
79. *Die handlungsarme Kurzgeschichte aus der Sicht der Textlinguistik.* In: Nowożenowa, Zoja/Lisowska, Grażyna (Hg.): *Wschód-Zachód. Dialog języków i kultur w kontekście globalizacji.* Słupsk 2004, 275-281.
80. *Sätze mit Geschehens-/Ereignisverben als eine besondere Konzeptualisierungsform von Sachverhalten.* In: Kotin, Michail L./Krycki, Piotr/Laskowski, Marek/Zuchewicz, Tadeusz (Hg.): *Das Deutsche als Forschungsobjekt und als Studienfach. Synchronie – Diachronie – Sprachkontrast – Glottodidaktik. Akten der Internationalen Fachtagung anlässlich des 30jährigen Bestehens der Germanistik in Zielona Góra/Grünberg.* Frankfurt a.M. et al. 2006, 233-240.
81. *Geschehens-/Ereignisverben versus ergative Verben.* In: Nowożenowa, Zoja (Hg.): *Wschód-Zachód. Dialog języków i kultur.* Słupsk 2006, 190-195.

82. *Zum Bestand an Geschehens-/Ereignisverben im Deutschen.* In: *Ślupskie Prace Filologiczne. Seria Neofilologia* Nr 3. Ślupsk 2006, 89-99.
83. *Kann die Diskursart die Lesart eines Satzes bestimmen?* In: Werbińska, Dorota/Widawska, Barbara (Hg.): *Wschód-Zachód. Dialog kultur. Tom II. Studien zur Literatur und Sprache.* Ślupsk 2007, 118-123.
84. *Geschehensverbsätze vs. Passivsätze im Deutschen.* In: Mikołajczyk, Beata/Kotin, Michail L. (Hg.): *Terra grammatica. Ideen – Methoden – Modelle. Festschrift für Józef Darski zum 65. Geburtstag.* Frankfurt a.M. 2008, 333-348.
85. *Класы положень вецей.* In: Kiklewicz, Aleksander/Dębowski, Józef (Hg.): *Język poza granicami języka. Teoria i metodologia współczesnych nauk o języku.* Olsztyn 2008, 253-263.
86. *Речення з подієвими дієсловами у німецькій мові.* In: Каліущенко, Володимир Д. (Hg.): *Типологія мовних значень у діяхронічному та зіставному аспектах.* Донецьк 2008, 179-188.
87. *Aktiv – Passiv – Eventiv als Konzeptualisierungsformen von Sachverhalten im Deutschen.* In: Mrożewska, Anna (Hg.): *Philologische Ostsee-Studien.* Koszalin 2009, 61-72.
88. *Zur Relevanz der Geschehen-Handlungs-Dichotomie im Deutschen.* In: Lipczuk, Ryszard/Jackowski, Przemysław (Hg.): *Sprachkontakte – Sprachstruktur. Entlehnungen – Phraseologismen.* Hamburg 2009, 113-128.
89. *Ereignis, (Groß-)Event, sich ereignen in der Sprache der Erlebnisgesellschaft.* In: Bartoszewska, Iwona/Dalmas, Martine/Szczyk, Joanna/Tworek, Artur (Hg.): *Germanistische Linguistik extra muros – Aufgaben.* Wrocław/Dresden 2009, 65-72.
90. *О класифікаціях положень вецей.* In: *Przegląd Rusycystyczny* 2009, nr 2 (126), 92-101.
91. *Концептуалізація ситуації як подій та вчинків.* In: Каліущенко, Володимир Д. (Hg.): *Типологія мовних значень у діяхронічному та зіставному аспектах.* Донецьк 2009, 177-186.
92. *Textereignis als zentrale Kategorie des narrativen Textes.* In: Widawska, Barbara/Smolińska, Mariola (Hg.): *In gebrochener Synthese. Beiträge zur Literatur, Kultur und Sprache. Bd. 1. Festschrift für Prof. Dr. habil. Klaus Hammer.* Ślupsk 2009, 275-286.
93. *Laudatio. Zu Klaus Hammers 75-jährigem Jubiläum.* In: Widawska, Barbara/Smolińska, Mariola (Hg.): *In gebrochener Synthese. Beiträge zur Literatur, Kultur und Sprache. Bd. 1. Festschrift für Prof. Dr. habil. Klaus Hammer.* Ślupsk 2009, 9-11.
94. *Wort – Satz – Text/Diskurs oder Diskurs/Text – Satz – Wort?* In: Каліущенко, Володимир Д. (Hg.): *IX Міжнародний лінгвістичний семінар. Компаративістика і типологія в сучасній лінгвістичній науці: здобутки і проблеми. 11-14 червня 2010 року.* Донецьк 2010, 82-84.
95. *Funktionen von Sätzen mit Geschehens-/Ereignisverben (GEV) in deutschen narrativen Texten.* In: Mikołajczyk, Beata/Kotin, Michail L. (Hg.): *Wort – Satz – Text* (im Druck).
96. *Zur Subklassifizierung von deutschen Geschehens-/Ereignisverben (GEV) im Deutschen.* In: Smolińska, Mariola/Widawska, Barbara (Hg.): *Wschód-Zachód. Dialog kultur. Studien zur Sprache und Literatur.* Ślupsk 2010, 72-87.
97. *Geschehen/Ereignis als Kategorie des Textes, als Sachverhalt und als Wortbedeutung.* Frankfurt a.M. 2011.

Veröffentlichte Rezensionen

1. В.В. Богданов. *Семантико-синтаксическая организация предложения*. Ленинград 1977. In: *Филологические науки*, 1979, №1.
2. И.Я. Харитонова. *Вопросы взаимодействия лексики и грамматики. На материале немецкого языка*. Киев 1982. In: *Филологические науки*, 1984, № 1.
3. Rezension zu Tomasz Czarnecki: *Aspektualität im Polnischen und Deutschen. Bedeutungen und Formen in einer konfrontativen Übersicht*. Gdańsk 1998, 207 S. In: *Słupskie Prace Humanistyczne* Nr 19a. Słupsk 2000, 125-128.
4. Rezension zu Andrzej Kałny/Christoph Schatte (Hg.): *Das Deutsche von innen und von außen. Ulrich Engel zum 70. Geburtstag*. Poznań 1999, 250 S. In: *Deutsch als Fremdsprache*, 38. Jg., München/Berlin 2001, H. 2, 118-119.

Herausgeber

1. *Wschód-Zachód. Pogranicze kultur. Kultura – Literaturoznawstwo – Językoznawstwo. Materiały z II Międzynarodowej Konferencji Naukowej. Słupsk 14-15.09.2000*. Słupsk 2001.

Piotr Bartelik

Ślupsk (Polen)

**ZUM ARCHETYP DEUTSCH-POLNISCH-KASCHUBISCHER
SPRACHKONTAKTE IN BEZUG
AUF DAS KASCHUBISCHE LEXIKON
*IN STATU NASCENDI***

Der Ausgangspunkt dieses Beitrags ist eine diachrone, konfrontative Studie des trilateralen (deutsch-polnisch-kaschubischen) Sprachkontakts in frühen Perioden der Sprachgeschichte aller drei Sprachen. So ein Verfahren lässt genuine Affinitäten und Divergenzen in Lexikonentwicklung des Polnischen und des Kaschubischen festlegen, deren Ursprung in der Diachronie zu suchen ist und deren synchrone Auswirkungen wohl zum wichtigsten Differenzierungskriterium beider Sprachen geworden sind. Viele sprachwissenschaftliche Abhandlungen thematisierten in erster Linie die unübersehbare Anzahl von Lexemen deutscher Herkunft im Kaschubischen (vgl. Breza 1969; Hinze 1965; Popowska-Taborska 2006 und andere). Es fehlt jedoch an konfrontativ angelegten, diachronisch ausgerichteten Bearbeitungen, die in älteren Sprachstufen gemeinsame oder aber weitgehend vergleichbare (für das Polnische und Kaschubische) Entwicklungswege des entlehnten Wortschatzes aufzeigen würden.

Da der germanische (deutsche) Anteil im Ganzen kaschubischen Lexikons schon seit langem unbestritten ist, ist das Problem seines Beibehaltens oder seiner Ablehnung im Kontext des Normativierungsprozesses im Kaschubischen zu einer der grundlegenden Fragen moderner Lexikographie geworden.¹ Es wird stets die Tatsache hervorgehoben, das Kaschubische sei stark germanisiert,² ohne darauf hinzuweisen, dass der Sprachkontakt und *per definitionem* seine sprachlichen Resultate³ keineswegs diatopisch auf die alten pomoranischen Dialekte (die ihrerseits das Sprachsubstrat des gegenwärtigen Kaschubischen sind) beschränkt waren, sondern auch im deutlich umfangreicheren altpolnischen Wortmaterial vorzufinden sind.

¹ Vgl. Popowska-Taborska 2006; Gołąbek 2005.

² Meist wird es als „besonders stark germanisierter Dialekt“ aufgefasst. Ohne auf die Diskussion „Dialekt oder Sprache?“ einzugehen, wird hier nur auf die Arbeit von Popowska-Taborska 1988 hingewiesen.

³ In diesem Beitrag stehen die lexikalischen Entlehnungen im Mittelpunkt, zu grammatischen Resultaten deutsch-kaschubischen Kontakts vgl. Nomachi 2006; Bartelik 2010b.

Der heutige kaschubische Wortschatz-Bestand weist Einheiten auf, die in einzelnen Epochen diachronischer Entwicklung des Polnischen reichlich belegt sind. Während der Sprachkontakt beider Sprachen mit germanischen (deutschen) Dialekten bzw. mit der Standardsprache wegen besagter Parallelen in vielen Fällen übereinstimmend war, so ist der später erfolgte Sprachwandel als bedeutendstes Differenzierungskriterium anzusehen. Dies gilt vor allem dem Polnischen, das ja vom Altpolnischen über die Sprache des 16. und 17. Jhs. zu einer überregionalen schriftlichen Norm evolviert hatte. Eben die Verschriftung kann als der wichtigste Faktor beim Schwund der Lexeme germanischer Provenienz oder beim Abbau ihrer bestimmten Bedeutungen angesehen werden.

Das Kaschubische, das ja länger als eine vorwiegend gesprochene Sprache funktionierte, hatte die früh entlehnten Lexeme bewahrt, ihre Semantik unterlag nichtsdestoweniger verschiedenartigen Differenzierungs-, Spezialisierungs- oder Erweiterungsprozessen, die die genetisch germanischen (deutschen) Lexeme zu festen Bestandteilen kaschubischen Lexikons machten. Weitere Prozesse sind auf der phonetischen (Lauttransposition) oder morphologischen Ebene (u.a. Suffigierung mit slawischen verbalen Suffixen) bemerkbar.

Das Untersuchungskorpus bilden bei der hier vorgenommenen Analyse Lexeme, die im Rahmen eines Dissertationsprojektes gesammelt worden sind⁴ und zum Teil aus verschiedenen Lexik-Bearbeitungen des Kaschubischen exzerpiert sind (Hinze 1965; Gołąbek 2005). Sie werden mit authentischem Wortmaterial konfrontiert, das auf weitere (in einigen Fällen in der Literatur nicht berücksichtigte) Wandeltendenzen hinweist. Zur Auswertung werden auf der anderen Seite entsprechende Wortformen des Altpolnischen und der Sprache des 16. Jhs. herangezogen. Die Sprache des 16. und 17. Jhs., die als ein Kontinuum des älteren Polnischen aufgefasst wird (vgl. Popowska-Taborska/Boryś 1996: 67) erlaubt einen tieferen Blick in die Entwicklung des im Vordergrund stehenden Wortschatzes.⁵

Zu den einzelnen Fällen lässt sich Folgendes sagen:

(1) *bacherk* „Becher, Gefäß zum Trinken“

Angesichts des Nebeneinanderseins von Formen mit inlautenden *-χ-* und *-k-* werden zwei mögliche Entlehnungsquellen angenommen (für Formen mit *-k-* das Mittelniederdeutsche, vgl. Hinze 113; *beker* „Becher, als Maß für flüßige und trockene Dinge“ Schill-Lübb, I 211-212; für *-χ-*-Varianten das Ostmittelhochdeutsche). Das Wort kam auch in früheren Perioden polnischer Sprachgeschichte vor (vgl. altpol. *becherek* „ein kleines Gefäß, insbesondere ein solches, welches beim Würfelspiel benutzt wird“⁶ *Slown.XVI* 2/38-39; Linde I 67). Die Form *bacher* ist aber bald aus dem standardpolnischen Lexikon geschwunden (sie ist zu Gunsten von deminutiven *kubek* aufgegeben worden). Das Kaschubische – ähnlich wie polnische Dialekte (vgl. *bacher*, *bachera*, *bacheruszek*, *bacherka* SGPPAN I 243) – hat aber konsequent die archaische Bedeutung „ein kleines Gefäß“ bewahrt.

(2) *balka* „Balken“

Das aus dem Mittelniederdeutschen übernommene Wort (vgl. mnd. *balke* Schill-Lübb I 145-146) kam im Altpolnischen in der Variante *bal* vor (vgl. „Balken, bearbeite-

⁴ Vgl. Bartelik 2010a.

⁵ Wegen Platzmangels wird hier Abstand genommen u.a. von späteren Entlehnungen (d.h. der Zeit nach dem 17. Jh.). So eine Herangehensweise ist für die hier im Interessezentrum stehende Fragestellung auch nicht relevant.

⁶ Alle Übersetzungen polnischer Quellen stammen vom Autor, alle Angaben der Zitate aus Grimm, Benecke und Lexer in der originellen Rechtschreibung. Die Angaben aus diesen Wörterbüchern sind mit römischen (Band) und arabischen Zahlen (Spalte) versehen.

ter Baumstamm“ Slown.XVI 1/290-291; aber auch *balk*, *balk*), das aber nach dem 18. Jh. (vgl. Linde I 47) zu Gunsten der Form mit inlautendem *-e-* verworfen worden ist (es wird der Einfluss der in Klempolen vorkommenden Form mit *-e-* postuliert, vgl. WDLP). Das Kaschubische hat aber (wie das Schlesische in nicht assimilierter Form *balken*, vgl. Mitzka I 88) die prototypische Form beibehalten.

(3) *binda* „Krawatte“

Das Lexem stellt – allem Anschein nach – eine Entlehnung aus dem mhd. *binde* (vgl. „binde, band“ Lexer I 278; Benecke I 131) dar. Die prototypische Semantik dieses Wortes umfasste ein breites Spektrum (vgl. „eine Kopfbedeckung, sehr oft aus kostbarem Stoff, herab hängender Schmuck einer Kopfbedeckung, ein Stück Leinen, das zum Verbinden der Wunden benutzt wird“ Slown.XVI 2/150; „Band“ Linde I 108-109). Das Wort war im 17. und 18. Jh. im Polnischen noch reichlich belegt (vgl. a.a.O.). In polnischen Dialekten (vgl. *binda*, *bindla*, *byndy* SGP I 86, 154) ist die Bedeutung „Krawatte“ allein für *bindla* bezeugt (diese wurde aber wahrscheinlich aus dem deminutiven *Bändel* entlehnt). Es kann in diesem Zusammenhang angenommen werden, dass das früh entlehnte *binda* denselben Bedeutungsumwandlungen im Kaschubischen wie das standarddeutsche *Binde* (vgl. Grimm II 31) unterlag. In manchen Arbeiten wird aber auch eine mehrfache Entlehnung vorgeschlagen (vgl. WDLP).

(4) *céch* „Zeichen“

In diesem Falle müssen die bisherigen Herkunftsangaben revidiert werden. Schon im Altpolnischen existierten zwei identische Lexeme (d.h. *cech* als „Zunft, Gesellschaft von Handwerkern“ und als „Zeichen“, vgl. Slown.XVI 3/135-136; vgl. auch WDLP mit archaisch wechselnden Formen *cech* und *cecha*). Im Falle von *cecha* („Merkmal, Eigenschaft, Charakterzug“) wird die Quelle im mhd. *zeichen* vorausgesetzt („zeichnen, anzeichnen, merkmal, wappenbild, feldzeichen, fahne, wunderzeichen, wunder“ Benecke IV 862; Lexer III 1046) und bei *cech* („Zunft, Gesellschaft von Handwerkern“) wird das Ausgangswort im mhd. *zêche*, *zêch* angesetzt („verrichtung, die in einer bestimmten folge unter mehreren umgeht (wachdienst etc.), ordnung nach einander, reihenfolge, reihe, stufe, gesammtheit der personen desselben standes“ Benecke IV 859; Lexer III 1037). Es kann angenommen werden, dass das Altpolnische zwei Lexeme übernommen hatte (mhd. *zêch* „Zunft“ und die Nebenform von *zeichen*, nämlich *zêchen* für „Zeichen, Merkmal“ vgl. Lexer III 1037, von denen die zweite zur *zêch* vereinfacht sein konnte), von denen – zwecks der Bedeutungsunterscheidung – die zweite zu der später und gegenwärtig allein üblichen *cecha* (vgl. Linde I 219) umgewandelt worden ist. Das Kaschubische präsentiert aber noch den prototypischen Sprachzustand, indem es *céch* nicht suffigiert hatte (d.h. der Genuswandel maskulinum zu femininen *cecha* blieb aus).

(5) *céchòwac* „mit einem Zeichen versehen“

Ähnlich wie das entsprechende Substantiv ist das Verb ziemlich früh übernommen worden (WDLP notiert es in Belegen seit 1540). Das Ausgangswort bildete – laut Angaben von WDLP – mhd. *zeichen*, *zeichnen* (vgl. Benecke IV 865; Lexer III 1047). Wahrscheinlicher scheint aber die Annahme der einheimischen, slawischen Verbalisierung (mit Suffix *-ować*) von *cech* (vgl. oben). Dies können auch die ersten Notierungen von *cechować* bestätigen, die in der Literatur 100 Jahre nach den Erstbuchungen von *cech*, *cecha* belegt sind. Das Polnische hat die Bedeutung „mit einem Zeichen versehen“ (vom ursprünglichen „zeichnen, mit einem Zeichen versehen, ein Zeichen ausbren-

nen“ Linde I 220) fast vollständig abgebaut (bis auf wenige Verwendungsweisen in der Förstersprache). Die heute übliche Semantik „von einer Eigenschaft gekennzeichnet sein“ ist aber als ein Kontinuum prototypischer Bedeutungen anzusehen.

(6) *deka* „Decke, insbesondere eine Tischdecke oder eine Pferddecke“

Im Altpolnischen ist *deka* („Decke, Bettdecke, Kappe“ Słown.XVI 4/571-572) oder deminutives *deczka* (a.a.O 4/568) gut belegt (WDLP gibt auch *dek*, *deko* an). Abgesehen von Formen *deko*, *dek* (die ja auf eine frühere Übernahme aus ahd. *deckî* hindeuten könnten, vgl. Grimm II 882) ist das altpolnische *deka* aus dem mhd. *decke* („decke, bedeckung“ Benecke I 295; Lexer I 413) abzuleiten. Für das Polnische ist es noch im 18. Jh. feststellbar (vgl. Linde I 416). Nach dieser Zeit ist aber ein allmählicher Schwund dieses Wortes zu verzeichnen. Das kaschubische *deka* (wie das Verb *dekòwac*, vgl. Hinze 161) ist aber im breiten Wortmaterial belegt.

(7) *erbnąc* „sich etwas aneignen, meist von negativen Eigenschaften“

Das Wort ist im Altpolnischen und in der Sprache des 16. Jhs. verzeichnet (vgl. *erb* „der Erbe“ und *erbgeld* „das Erbe“ Słown.XVI 6/559), es wurde aber in das Wörterbuch von Linde nicht aufgenommen. Im Kaschubischen kommt es in zwei Formen vor: *erbnąc* und *erbowac* (vgl. S VII 61), von denen nur die erstere im gesammelten Material belegt ist. Die zweite stellt wohl eine mehr assimilierte Form dar (mit Suffix *-owac*, das ein der produktivsten verbalen Derivationsmittel ist, insbesondere im Falle entlehnter Verba). Die kaschubische Semantik baut zweifellos auf der ursprünglichen Bedeutung auf, der Wandel zur Bezeichnung „negative Eigenschaften“ ist schwer zu klären. Es scheint ein autonomer Wandelprozess zu sein.

(8) *fas* „Fass“

Das im Altpolnischen verzeichnete Wort (vgl. „ein Holzgefäß, in Form eines Fasses, das zur Aufbewahrung von Lebensmitteln, Flüssigkeiten oder Schmuckstücken benutzt wird“ Słown.XVI 7/39-40) ist eine Entlehnung aus dem mhd. *vaʒ* (vgl. Benecke IV 280; Lexer III 34) und ist – im untersuchten Wortmaterial – in der archaischen, nicht suffigierten, maskulinen Form erhalten. Die Deminutiv-Varianten (wie ältere *faska* Słown.-XVI 7/40; *faseczka* Linde I 633) finden sich im gegenwärtigen (Standard-) Kaschubischen in unveränderter Form wieder (vgl. *faska* SEK II 121). Im Polnischen schwand das Wort aus dem Lexikon nach 18. Jh. (vgl. Linde I 633). Im gesammelten Material ist auch keine Spur vom Genus-Wandel (*faska* entstand wohl unter Einfluss von *beczka*) zu finden.

(9) *fliza* „Fliese“

Die Herkunft dieses Wortes ist im Mittelniederdeutschen zu suchen (vgl. *flise* Schill-Lübb V 276; Ähnliches gilt auch der diphthongierten standarddeutschen *Fliese*, vgl. EtD 194), aus dem es auch ins Altpolnische übernommen worden ist (vgl. „eine Stein- oder Ziegelplatte“ Słown.XVI 7/81; Linde I 647). Im Polnischen ist das Wort bis zum 18. Jh. verzeichnet. Obwohl das Lexem heute mit der Vermerkung „veraltet“ (vgl. Gołąbek 2005) versehen wird, ist es im hier analysierten Korpus nach wie vor gebräuchlich.

(10) *gbùr* „Bauer“

Das aus dem mhd. *gebûr*, *gebûre* (vgl. „der nachbar, miteinwohner, mitbürger, nebenwohnender“ Benecke I 290; Lexer I 764; vgl. auch mnd. *gebûr* „Bauer, Colone, dem

Gutsherren gegenüber“ Schill-Lübb II 24-25) übernommene Wort kam im älteren Polnischen in den Bedeutungen „Bauer, einfältiger, ungebildeter Mensch“ vor (vgl. WDLP), von denen die erstere vor 18. Jh. aus dem Gebrauch kam. Das Kaschubische hat, im Unterschied zum Standardpolnischen, das den pejorativen Teil der Semantik entwickelt hatte (der ja ursprünglich eine Nebenbedeutung bildete, vgl. „Bauer, Landwirt, manchmal abwertend in Bezug auf Menschen aus niedrigen Gesellschaftsschichten, auf einfältige, ungebildete Menschen“ Słown.XVI 7/227; Linde I 690), eher neutrale Bedeutung beibehalten (vgl. Popowska-Taborska/Boryś 1996: 100).

(11) grifel „Schreibwerkzeug“

Diese Entlehnung entstammt – allem Anschein nach – dem mhd. *griffel* (Benecke I) mit altem Instrumentalsuffix *-il* (vgl. Grimm IX 304). Im Altpolnischen gab es das Wort *gryfla* („ein kleines, spitzes Werkzeug, das zum Stechen oder zum Schreiben benutzt wird“ Słown.XVI 8/183), das im Laufe diachroner Entwicklung aus dem Lexikbestand geschwunden ist. Das Kaschubische entwickelte die Bedeutung „Schreibwerkzeug“, die in Bezug auf alle Schreibgeräte gebraucht wird (vgl. Gołąbek 2005).

(12) halbka „eine Flasche von einem halben Liter“

Die im gesammelten Material vorgefundene Form mittelhochdeutscher Provenienz (vgl. *halbe* „seite, richtung“ Benecke I 614; Lexer I 1146) kann der im Kaschubischen auch belegten Variante *halva* (aus dem mnd. *halve* Schill-Lübb II 181; Hinze 229) gegenüber gestellt werden. Im Altpolnischen und im späteren Polnischen ist ausschließlich *halba* notiert (vgl. „ein Gefäß von einem halben Liter Fassungsvermögen, das zum Bier- oder Weinservieren benutzt wird“ Słown.XVI 8/285). Es ist aber anzumerken, dass im Falle früherer Übernahme bestimmte Auswirkungen der mnd. Sprache anzunehmen sind, weil die mnd. Dialekte (im Gegensatz zu den annehmbaren Quellen in mhd. Dialekten) die Semantik „Hälfte“ als die primäre geführt haben (vgl. Grimm X 196). Da es angenommen wird, dass das Wort einer niedrigen stilistischen Schicht gehörte (vgl. WDLP) ist es zu Gunsten von *kufel* (a.a.O.) aufgegeben worden. Im Kaschubischen ist die auf der mnd. Vorlage gebildete Form auch geschwunden, wobei aber *halbka* auch als veraltet aufgefasst wird (vgl. Gołąbek 2005).

(13) kachiel „Kachel“

Das schon im Altpolnischen notierte Lexem (vgl. „eines der Elemente, aus denen ein Kachelofen besteht“ Słown.XVI 10/9) ist im Kaschubischen (vgl. Hinze 254) und polnischen Dialekten (SGP II 289) sehr verbreitet. Die Vorlage für polnische und kaschubische Lexeme bildet – allem Anschein nach – das mnd. *kachel* („Kachel, zum Bau der Öfen“ Schill-Lübb II 415), das auch die semantische Ebene des mhd. *kachel*, *kachele* (ursprünglich „topf, irdenes geschirr“ Benecke I 778; Lexer I 1492) beeinflusst haben konnte. Die prototypische Form *kachel* wurde im Polnischen durch *kafel* ersetzt (bei Linde wird die zweite Variante als „ungrammatisch“ vermerkt, vgl. Linde I 930, 934), die sich aber im Kaschubischen nicht durchgesetzt hat. Im Schlesischen wird Kachel als „Bierkrug“ belegt (vgl. Mitzka II 604), was eindeutig auf eine ältere, autonome Entlehnung aus der mhd. Quelle hinweist.

(14) kalk „Kalk“

Das kaschubische *kalk* (Hinze 255) und das altpolnische *kalk* („Kalk“ Słown.XVI 10/30) entstanden in Anlehnung an das mhd. *kalc* (Benecke I 780; Lexer 1495). Aus

dem altpolnischen Lexikon ist das Wort aber bald geschwunden (vgl. Popowska-Taborska/Boryś 1996: 92). Bei der Bewahrung dieses Lexems im Kaschubischen kann der mnd. Einfluss die entscheidende Rolle gespielt haben (vgl. mnd. *kalk* Schill-Lübb II 419).

(15) *kana* „Kanne, besonders Milchkanne“

Hinze (Hinze 256) nimmt in diesem Falle eine jüngere Entlehnung aus dem deutschen standardsprachlichen *Kanne* („geschirr für wein, bier, wasser, als masz“, vgl. Grimm XI 164) an, was jedoch mit dem Altpolnischen *kanna* („irgendein Gefäß“ Słown.XVI 10/67) in Frage gestellt werden kann (so auch Popowska-Taborska/Boryś 1996: 93). In diesem Falle ist dementsprechend eine Entlehnung aus dem ahd. *channa* (EtD 324) anzunehmen. Das Wort ist im Wörterbuch von Linde nicht verzeichnet, was die Annahme nahe legt, dass es aus dem Lexik-Bestand noch in der altpolnischen Periode geschwunden ist.

(16) *kara* „Karren, Schubkarren“

Das kaschubische *kara* (vgl. Hinze 259) und das altpolnische *kara* („Wagen mit zwei Rädern“ Słown.XVI 10/108; später auch Linde I 958) greifen auf das ahd. *karra* (EtD 330), das durch mhd. *karre* (Benecke I 790; Lexer I 1521) und mnd. *kare* (Schill-Lübb II 429-430) kontinuieriert wurde. Das Lexem ist im standardpolnischen Lexikon nach dem 18. Jh. nicht belegt, im Kaschubischen ist es dagegen sehr verbreitet.

(19) *knôp* „Junge“

Das aus dem mnd. übernommene Wort (vgl. mnd. *knape* Schill-Lübb II 469; im Gegensatz zu schlesischen Formen standarddeutscher Herkunft, vgl. nicht assimiliertes *Knabe* Mitzka II 683) ist im Altpolnischen und in der Sprache des 16. Jhs. belegt („Weber“ Słown.XVI 10/428: „Tuchmacher, Handwerker, Tuchknappe“ Linde I 1029). Die Synkope legt die tschechische Vermittlung bei der Übernahme nahe (alttschechisch *knep* als „Lehrling“, vgl. WDLP), eine autonome Übernahme darf aber aus zwei bedeutenden Gründen nicht ausgeschlossen werden: den ersten bilden Schwankungen des Auslautsvokals (vgl. Grimm XI 1311), den nächsten die semantische Ebene (vgl. „in strengerer bezeichnung des alters unterscheiden wir kind und knabe“ ebd.). Es kann also angenommen werden, dass bei der polnischen Entlehnung tschechische Vermittlung angesetzt werden kann, bei der kaschubischen scheint sie aber recht fraglich zu sein.

(20) *kùch* „Kuchen“

Das bisher in Werken zur kaschubischen Lexikographie nicht erwähnte Wort ist in der Sprache des 16. Jhs. verzeichnet (vgl. „eine kleine Menge Essen, am meisten in Form eines runden Plätzchens“ Słown.XVI 10/528; bei Linde in anderen Bedeutungen jedoch auch mit „Plätzchen“ neben „ein Hülsenkuchen“ vgl. Linde I 1174). Es ist anzunehmen, dass das Lexem im Polnischen aus dem Gebrauch gekommen ist, höchstwahrscheinlich der instabilen Semantik wegen. Das Kaschubische (auf der archaischen Bedeutung beruhend) hat das Bedeutungsspektrum wesentlich erweitert, indem es auf die Bezeichnung „Kuchen aller Art“ übertragen hat.

(21) *mańtel* „Mantel“

Das Wort ist seit altpolnischer Zeit (vgl. *mantel* als „Mantel“ Słown.XVI 13/147; Linde II 17 mit *Mantelzak*) belegt und ist auf das mhd. *mantel*, *mandel* („der mantel, kleidungsstück für männer wie der frauen, am halse mit einer spange zusammengehal-

ten“ Lexer I 2038; Benecke II 61) zurückzuführen. Aus dem Lexikon des Polnischen ist das Lexem anscheinend nach dem 16. Jh. verschwunden. Das Kaschubische hat das Wort eigentlich ohne irgendwelche Wandelprozesse beibehalten (Ähnliches mag auch wohl dem Schlesischen eigen sein, vgl. *Mantel* Mitzka II 846). Die These von Hinze, der eine neuere Entlehnung aus dem standardsprachlichen *Mantel* voraussetzt (Hinze 329), kann mit den obigen altpolnischen Formen angefochten werden.

(22) *mùca* „Mütze, Kopfbedeckung allgemein“

Dieses Lexem kam schon in älteren Perioden in zwei Formen vor (*mucka* und *mycka* als „Kopfbedeckung, eine kleine Mütze, am meisten runde“ Słown.XVI 15/240; Linde II 169 als „Mützchen“) und ist demzufolge entweder auf das mhd. *mutze*, *mütze* zurückzuführen (vgl. Benecke II 280; Lexer I 2260) oder auf das mnd. *mutze*, *musse* (vgl. Schill-Lübb III 142), wobei keine von den genannten Quellen eindeutig nicht ausgeschlossen werden kann. Es wird noch in der polnischen Standardsprache des 17. Jhs. notiert, bis zur heutigen Zeit hat es sich recht gut in polnischen Dialekten bewahrt (vgl. SGP III 204). Das Kaschubische hat die ursprünglich engere Semantik erweitert.

(23) *pachta* „Stehlen von Früchten, Pacht“

Das Lexem entstammt dem mnd. *pacht* („Pacht, das für die Nutzung eines Gegenstandes zu zahlende Geld“ Schill-Lübb III 289), das eine frühe Übernahme aus dem lat. *pactum* ist. Während in polnischen Quellen die Bedeutung „Geld, das man auf Grund eines Pachtvertrages dem Landebesitzer bezahlt“ (vgl. Słown.XVI 23/7; Linde IV 15) seit altpolnischer Zeit als die einzig mögliche notiert ist, so ist es im Kaschubischen auch in der Bedeutung „stehlen“ belegt (vgl. S IV 9). Die Semantik „ein Landstück pachten“ ist offenbar eine Spur der mit dem Altpolnischen gemeinsamen Entwicklung, der Wandel zu der im Korpus einzig belegten Bedeutung ist jedoch schwer nachzuvollziehen. Meines Erachtens fußt der Bedeutungsaspekt „stehlen“ auf dem archaischen „pachten“ (dann wäre es vielleicht mit „Pacht ohne Wissen des Besitzers“ erklärbar).

(24) *plac* „Platz“

Das altpolnische *plac*, *plec* („Platz“ Słown.XVI 24/310-314) ist sehr früh aus dem mhd. *plaz*, *platz* (vgl. Benecke II 523; Lexer II 278) übernommen worden und ist im Polnischen bis zum 19. Jh. belegt (vgl. Linde II 719-720). Die archaische Semantik ist auch in polnischen Dialekten erhalten geblieben (vgl. SGP IV 115).

Aus der oben durchgeführten Analyse lassen sich folgende Schlussfolgerungen gewinnen:

- der trilaterale Sprachkontakt hatte das altpolnische und das kaschubische Lexikon um neue Designate wesentlich bereichert. Viele von diesen Lexemen (oder ihre direkten Kontinuen) lassen sich in späteren Perioden belegen. Der bedeutendste Wandel ist aber in der Zeit des 17. und 18. Jhs. zu beobachten, wo das Werden der polnischen Schriftsprache zur Abschaffung vieler Wörter ältester Entlehnungsschicht führte. Nur fest im System integrierte Formen oder aber spezifizierte Bedeutungsschattierungen (wie bei *gbur*, *plac*, *kafel*, *cecha* und *cechowac*) sind erhalten geblieben;
- im Falle des Kaschubischen lässt sich ein konsequentes Festhalten an den früheren Entlehnungen verzeichnen. Wie schon am Anfang angedeutet wurde, mag das wohl damit zusammenhängen, dass der Normzwang im Kaschubischen deutlich später als im Polnischen erfolgt ist. Dies ist aber nur einer der entscheidenden Faktoren. Der

deutsch-kaschubische Sprachkontakt war wegen der Grenzlage sicher intensiver, das Kaschubische erwies sich konservativer als das Polnische auch aufgrund seiner Peripherie-Lage (im slawischen Sprachterritorium). Die immanenten Veränderungen im kaschubischen Sprachsystem sind in vielen Fällen zweischichtig. Die längere und tief in die Sprachstrukturen greifende Auswirkung des Deutschen hat in manchen Fällen Umwandlungen hervorgerufen, andererseits hat sie nicht vergeblich den eigenen „Entwicklungsdrang“ des Kaschubischen effektiv verhindert. Eben diese systeminterne Wandeltendenzen sind zu den wichtigsten Differenzen des polnischen und kaschubischen Systems geworden;

- die Mehrheit der hier untersuchten Belege ist (und *a priori* auch das gesamte Lehn- gut in älteren Perioden) im nominalen Teil des Lexikons anzusiedeln. Entlehnungen im verbalen Bereich nehmen in dem Ganzen eher eine Randrolle ein;
- die hier präsentierten Lexeme sind letzte, lexikographisch nachweisbare Relikte des archetypischen germanisch(deutsch)-polnischen Sprachkontakts. Schon aus diesem Grunde sollten sie einen festen Platz im Ganzen des Lexikons haben, da sie unabdingbare Vergleichsgrößen bei Untersuchung früherer Sprachzustände sind;
- der deutsch-kaschubische Sprachkontakt (wie es aus manchen Arbeiten hervorgeht) war kein autonomer Prozess. Er ist im breiteren Kontext deutscher Einflüsse auf das sich heraus bildende Polnische zu betrachten.

Die hier vorgenommene Untersuchung stellt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, die nur anhand komplexer Analyse des gesamten kaschubischen Materials anzustreben wäre. Vielmehr sollen hier angesprochene Thesen zur weiteren Diskussion gestellt werden.

Literatur

- Bartelik, Piotr (2010a): *Die kaschubischen 'sein' (bęc)- und 'haben' (miec)-Konstruktionen aus der Sicht des Sprachwandels und im Sprachkontrast*. Referat gehalten an der internationalen Tagung „Geschichte und Typologie der Sprachsysteme“ (07.-10.10.2010), organisiert vom Institut der Germanistik der Universität in Zielona Góra (im Druck).
- Bartelik, Piotr (2010b): *Zu einigen interessanten Fällen neuester deutscher lexikalischer Entlehnungen im Polnischen*. In: Smolińska M., Widawska B. (Red.): *Wschód – Zachód. Dialog kultur. Studien zur Sprache und Literatur*. Słupsk, 11-18.
- Breza, Edward (1969): *Zapożyczenia w kaszubszczyźnie*. In: *Litery* 3, 13-26.
- Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*. 16. Bde. [in 32 Teilbänden]. Leipzig: S. Hirzel 1854-1960. Quellenverzeichnis 1971. Online: http://urts55.uni-trier.de:8080/Projekte/WBB2009/DWB/wbgui_py?mainmode=&lemid=&prefix=a&mode=&openwb=1 (12.11.2010). [Grimm]
- Duden „Etymologie“: Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache*; Bd. 7. 2., völlig Neubearb. u. erw. Aufl. von Drosdowski, G. Mannheim [u.a.]. 1989. [EtD]
- Gołąbek, Eugeniusz (2005): *Kaszëbsczi słowôrz normatiwny*. Gdańsk.
- Hinze, Friedhelm (1965): *Wörterbuch und Lautlehre der deutschen Lehnwörter im Pomoranischen (Kaschubischen)*. Berlin. (=Akademie der Wissenschaften, Berlin. Institut für Slawistik. Veröffentlichungen, Nr. 37). [Hinze]
- Karłowicz, Jan (1911): *Słownik gwar polskich*. 6. Bde. Warszawa. [SGP]
- Lexer, Matthias (1992): *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum Mittelhochdeutschen Wörterbuche von Benecke-Müller-Zarncke*. Nachdruck der Ausg. Leipzig 1872-1878 mit einer Einleitung von Kurt Gärtner. 3 Bde. Stuttgart. [Lexer]

- Linde, Samuel, Bogumił (1807): *Słownik języka polskiego*. T. 1-6. Warszawa 1807-1814. [Linde]
- Mitzka, Walther (1963-1965): *Schlesisches Wörterbuch*. 3 Bde. Berlin. [Mitzka]
- Müller, Wilhelm/ Zarncke, Friedrich (1990): *Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedrich Benecke ausgearbeitet von Wilhelm Müller und Friedrich Zarncke*. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1854-1866 mit einem Vorwort und einem zusammengefaßten Quellenverzeichnis von Eberhard Nellmann sowie einem alphabetischen Index von Erwin Koller, Werner Wegstein und Norbert Richard Wolf. 4 Bde. u. Indexbd. Stuttgart. [Benecke]
- Nomachi, Motoki (2006): *Polska konstrukcja rezultatywno-posesywna mam to zrobione a kaszubskie jô móm to zrobioné*. In: *Język Polski* 86, 173-183.
- Popowska-Taborska, Hanna (1988): *Język czy dialekt? – raz jeszcze o statusie kaszubszczyzny*. In: *Język Polski* 68, 87-96.
- Popowska-Taborska, Hanna (2006): *Leksyka*. In: Treder, J. (red.): *Język kaszubski. Poradnik encyklopedyczny*. Gdańsk, 137-141.
- Popowska-Taborska, Hanna/Boryś, Wiesław (1996): *Leksyka kaszubska na tle słowiańskim*. Warszawa.
- Schiller, Karl/ Lübben, August (1875-1881): *Mittelniederdeutsches Wörterbuch*. 6 Bde. Bremen. [Schill-Lübb]
- Słownik gwar polskich* (pod red. J. Reichana 1992-1998 i J. Okoniowej od 2001). Kraków. [SGPPAN]
- Słownik polszczyzny XVI wieku*. Red. M.R. Mayenowa i in. Tom I-XXXIII. Wrocław-Warszawa 1966-2009. [Słown.XVI]
- Sychta, Bernard (1967): *Słownik gwar kaszubskich na tle kultury ludowej*. 7 Bde. [S]
- Vincenz, Andre de/Hentschel, Gerd (2010): *Wörterbuch der deutschen Lehnwörter in der polnischen Schrift- und Standardsprache. Von den Anfängen des polnischen Schrifttums bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts*. Online: <http://www.bis.uni-oldenburg.de/bis-verlag/wdlp/46702.html> (12.11.2010). [WDLP]

Lilia Bezugla

Charkiw (Ukraine)

SPRACHLICHE INDIKATOREN DES IMPLIZITEN PROPOSITIONALEN SINNES EINER SPRECHHANDLUNG

1. Aleksiej Prokopczuk macht zur Verdeutlichung der von ihm bezogenen Position (dass bei einer Klassifikation von Sachverhalten vom Diskurstyp auszugehen sei) darauf aufmerksam, dass es in der Linguistik zwei Forschungsansätze gibt, die für eine Analyse von kommunikativ verursachten sprachlichen Erscheinungen relevant sind. Der eine Ansatz sieht die Richtung von einzelnen sprachlichen Entitäten zur höchsten Entität – Text/Diskurs – voraus. Der andere betrachtet den Diskurs als Ausgangspunkt der Analyse, als Schwerpunkt der Bedingtheit von Eigenschaften einzelner Elemente des Sprachsystems (Прокопчук 2009: 92).

Diesen zwei Ansätzen entspricht in der Sprachpragmatik die Unterscheidung zwischen einem textzentrischen (semiotischen, aktionellen) und einem subjektzentrischen (kognitiven) Ansatz (mehr dazu Cycov 2009: 155). Die textzentrische Pragmatik richtet die Analyse von Wörtern und Sätzen zu ihren illokutionären Funktionen im Diskurs, die subjektzentrische Pragmatik hingegen analysiert den Diskurs vom Standpunkt der Kommunikanten, um sprachliche Eigenschaften von bestimmten Diskurs- und Sprechhandlungsarten festzustellen. Die Sprechhandlung wird in der subjektzentrischen (kognitiven) Sprachpragmatik als eine zweistufige, mental bedingte Sprechhandlung verstanden. In den Mittelpunkt der Analyse wird das sprechende Subjekt mit seinen Intentionen, Emotionen, Kenntnissen, sozialen Zügen usw. gestellt.

Zu den Problemen, die sich mit Hilfe vom zweiten Ansatz behandeln lassen, gehört das Problem der impliziten (versteckten, nicht-wörtlichen, indirekten) Sinne, deren hohe Konzentration in der menschlichen Rede in der Linguistik einstimmig behauptet wird.

Es werden zwei Arten von impliziten Sinnen einer Sprechhandlung unterschieden: intendierte (geplante) implizite Sinne, die im Diskurs auf Grund der kommunikativen Intention des Sprechers aktualisiert werden, und nicht-intendierte (nicht-geplante) implizite Sinne, die von den Kommunikanten als selbstverständlich wahrgenommen werden (vgl. Дементьев 2006, Grice 1991, Récanati 1987). Die ersteren werden vom Sprecher intendiert und vom Adressaten abgeleitet mit Hilfe von Indikatoren – verbalen und non-verbalen Mitteln, die auf das Vorhandensein eines impliziten Sinnes in der Äußerung

hinweisen. Mit deren Hilfe legt der Sprecher einen bestimmten impliziten Sinn in die Äußerung hinein, und der Adressat zieht ihn heraus.

Der Begriff 'Indikator' (vom lateinischen *indicare* – 'anzeigen', 'angeben') wird weitgehend im Rahmen linguistischer Analysen für die Bezeichnung von verbalen und nonverbalen Mitteln verwendet, die verschiedene linguistische Entitäten anzeigen (Sager 1981: 350), außerdem wird entsprechend dieser Bedeutung der Begriff 'pragmatischer Marker' benutzt (vgl. Récanati 1987: 118). Dabei wird eine führende Eigenschaft von Indikatoren betont – sie determinieren kein verbindliches Verhältnis zwischen dem Ausdruck und der Bedeutung, d.h. sie werden als 'Anzeiger' und nicht als 'Merkmale' benutzt (vgl. Liedtke 1997: 197, Sager 1981: 353), was dem nicht-deterministischen Prinzip der modernen Linguistik entspricht: Die Tatsache, dass ein geäußertes Satz bestimmte Indikatoren enthält, ist nicht die Ursache dafür, dass der Äußerung ein bestimmter Sinn zukommt (Liedtke 1998: 14, 30f.).

In den linguistischen Gebrauch wurde dieser Begriff von J.R. Searle eingeführt (Searle 2005: 30f.), der sprachliche Indikatoren einer Sprechhandlung in propositionale und illokutionäre geteilt hat. Während der Begriff 'illokutionärer Indikator' in der linguistischen Pragmatik schon fest angesiedelt ist, bleibt der Begriff 'propositionaler Indikator' nicht verbreitet. Das kann man dadurch erklären, dass J.R. Searle diesen Begriff inkonsequent umrissen hat, was zahlreiche Missverständnisse und Konfusionen verursachte, die für die Diskussionen dieses Problems Anfang der 70er Jahre charakteristisch sind (Viehweger 1983: 214).

Den propositionalen Indikator versteht J.R. Searle als eine Proposition des Satzes, die von der Illokution unabhängig ist, aber ohne sie nicht existiert, und formal durch einen Teilsatz ausgedrückt wird, im Idealfall durch die Konjunktion *that/dass*. Beispielsweise ist der Teilsatz ..., *dass ich morgen kommen werde*, der zum Matrixsatz *Ich verspreche* angebunden ist, ein propositionaler Indikator des Versprechens. Im Satz *Ich verspreche morgen zu kommen* gilt als ein propositionaler Indikator der Teilsatz *morgen zu kommen*, der die Proposition *Ich werde morgen kommen* indiziert (vgl. Liedtke 1998: 44, Preyer 1997: 118, Searle 2005: 30).

Für J.R. Searle scheint die Notwendigkeit von der Unterscheidung zwischen Proposition und Illokution der zentrale Punkt zu sein, weil er diese Unterscheidung als Grundprinzip der Sprechhandlungstheorie im Gegensatz zur logischen Semantik betrachtet. Da die gleiche Proposition verschiedenen Arten illokutionärer Handlungen gemeinsam sein kann, kann die Analyse der Proposition von der Analyse verschiedener Handlungen getrennt werden. Die Regeln für den Ausdruck von Propositionen können also unabhängig von den Regeln für die Indikation illokutionärer Kräfte untersucht werden (Searle 2005: 31).

Im Folgenden wird versucht, auf Grund einer empirischen Studie sprachliche Mittel zu systematisieren, die vom Sprecher im deutschsprachigen dialogischen Diskurs für die Intendierung von impliziten propositionalen Sinnen verwendet werden mit dem Ziel, den Adressaten zum Schließen dieser Sinne aufzufordern. Als Sprachmaterial werden Dramendialoge deutschsprachiger Autoren herangezogen, die Merkmale gesprochener Rede zeigen und als Beispiel dialogischen Diskurses betrachtet werden.

Wir schließen uns denjenigen Linguisten an, die Bedeutungen und Sinne von sprachlichen Äußerungen in der Sprechhandlungstheorie nach G. Frege unterscheiden (vgl. Becker 1988). Besonders deutlich wird das sprachliche Wesen der Bedeutung und das kommunikative Wesen des Sinnes von N. Alefirenko akzentuiert: Unter der Bedeutung versteht er „ein verbalisiertes Produkt der Widerspiegelung der Wirklichkeit im menschlichen Bewusstsein: historisch und sozial verankertes Verhältnis vom akustischen Wort-

bild und dem Bild des zu benennenden Objekts“; der Sinn ist hingegen „personenorientierte Umwandlung der Systembedeutung im Sprachbewusstsein der Kommunikanten“ (Алефиренко 2005:86).

Zwischen Sinn und Bedeutung besteht ein wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis: Der Sinn basiert auf der Aktualisierung einer sprachlichen Bedeutung in der Rede, und die Bedeutung wird auf Grund eines Sinnes mit Hilfe von sprachlichen Konventionen geschaffen. Während des Sprechens geschieht stets ein Aktualisierungsprozess sprachlicher Bedeutungen als Sinne (Балли 1955: 93).

Diesbezüglich wäre es zweckmäßig, für das, was die Teilhandlungen (propositionale, illokutionäre und perlokutionäre Handlung) zum Ausdruck bringen, den Begriff ‘Sinn’ zu verwenden. Deshalb sprechen wir nicht von propositionalen, illokutionären und perlokutionären Bedeutungen (vgl. Дементьев 2006: 19, Liedtke 1998, Wagner 2001), sondern von propositionalen, illokutionären und perlokutionären Sinnen einer Sprechhandlung.

2. Abhängig davon, welcher Teilakt einer Sprechhandlung implizit ausgedrückt wird, unterscheiden wir impliziten propositionalen, illokutiven und perlokutiven Sinn. Der implizite propositionale Sinn kann als konversationelle Implikatur laut der Theorie von H.P. Grice (Grice 1991) betrachtet werden. In diesem Fall wird vom Sprecher eine implizit ausgedrückte Proposition intendiert.

Unter der Proposition versteht man in der Semantik „dasjenige, für das der Anspruch erhoben wird, d.h. auf dessen Geltung er gerichtet ist“ (Becker 1988: 195), eine Mehrheit von möglichen Welten, wo der ausgedrückte Sachverhalt wahr ist (vgl. Chapman 2001: 1561, Preyer 1997: 96). Die Propositionen werden oft mit Sätzen identifiziert (vgl. Прокопчук 2009, Chapman 2001: 1561), weil sie mit der semantischen Struktur von Sätzen übereinstimmen und die Grundlage für die syntaktische Formulierung von Sätzen darstellen (Rickheit/Strohner 1993: 150, 231).

Bei dem subjektzentrischen Ansatz in der Pragmatik wird die Proposition als eine Art mentaler Repräsentation verstanden, eine konzeptuelle Struktur, die im Arbeitsgedächtnis gespeichert und im Diskurs aktiviert wird (Rickheit/Strohner 1993: 151, Schwarz 1990: 91).

Die Frage nach dem internen Aufbau der Propositionen ist beim derzeitigen Forschungsstand auf dem Gebiet der Satzproduktion noch nicht genau zu beantworten (Rickheit/Strohner 1993: 152). Im Großen und Ganzen werden in einer Proposition Argumente bzw. Aktante, die den Partizipanten der Situation entsprechen, und ein Prädikat unterschieden, das ein konzeptuelles Analog des ontologischen Merkmals ist (Handlung, Prozess, Eigenschaft, Verhältnis). In Propositionen können auch logische Operationen mit Hilfe von Modifikatoren und Konnektoren durchgeführt werden (Богданов 2007: 62, 104).

Es werden verschiedene Zahlen von, durch semantische Rollen gekennzeichneten, Argumentarten genannt, in der propositionalen Struktur bezeichnen diese Rollen das Sinnverhältnis eines Argumentes zum Prädikat (mehr dazu Богданов 2007: 38, 78, 104).

In der Sprechhandlungsproduktion (mehr dazu Schwarz 1990: 191) wird den Propositionen eine der wichtigsten Rollen zugeschrieben. Sie sind Matrizen, auf Grund deren Sätze gebildet werden, was den Denkredeprozess, „das innere Sprechen“ gewährleistet (Кацнельсон 1984: 6). In der Etappe der Konzeptualisierung haben sowohl explizite, als auch implizite Propositionen eine nonverbale Form. In der Etappe der sprachlichen Formulierung wird die explizite Proposition verbalisiert, und die implizite wird sozusagen daran angehängt. Auf solche Weise intendiert der Sprecher die implizite Proposition, und der Adressat schlussfolgert auf Grund der expliziten Proposition, des Kontextes und der propositionalen Indikatoren, was schon für die Etappe der Artikulation relevant ist.

Im unten angegebenen Diskursfragment lenkt der Sprecher explizit die Aufmerksamkeit des Adressaten auf einen Indikator: Er realisiert eine metakommunikative Sprechhandlung mit der Implikatur *Ich bin aufrichtig*, wodurch er den semantischen Unterschied zwischen den Äußerungen *Es freut mich* und *Ich freue mich* betont, der im klišeeartigen, formalen Sinn der ersten Äußerung und im nicht-formalen Sinn der zweiten besteht:

- (1) Quitt: Kilb, ich freue mich, dass Sie gekommen sind. Und beachten Sie, dass ich „Ich freue mich“ sage und nicht „Es freut mich“. (+> Ich bin aufrichtig)
 Kilb: Jetzt bitte nicht zu freundlich werden. (Handke, 92)

Nach dem logischen Zeichen +> (impliziert, implikatiert) in Klammern wird hier und im Weiteren der implizite propositionale Sinn der jeweiligen Sprechhandlung expliziert.

3. Als verbale Indikatoren des propositionalen Sinnes dienen solche Teile der Proposition, die nach der Meinung des Sprechers das Schließen des impliziten propositionalen Sinnes verursachen sollen. Nach D. Franck fungieren die sprachlichen Indikatoren „als Teil der verschiedenartigen Prämissen, die der Hörer benutzt, um seine Inferenzen bezüglich der intendierten Bedeutung ziehen zu können“ (Franck 1975: 222).

Die Teile der Proposition, die als Indikatoren des impliziten propositionalen Sinnes fungieren, können sein:

- ein Prädikat, das durch eine beliebige selbstständige Wortart verbalisiert wird – Substantiv, Adjektiv, Verb, Adverb, Zeitwort:
- (2) Leni sieht sich vorsichtig um und beugt sich ganz in seine Nähe, leise: Ich schwörs Ihnen, sie hat sich was angetan – (+> Sie lebt nicht mehr)
 Hudetz starrt sie an. (Horváth, Bd. 2, 570)
- ein Subjektargument, das durch ein Substantiv oder Pronomen verbalisiert wird:
- (3) Sechs Freunde erinnern sich an ihre Kindheit während eines Klassentreffens.
 Corinna: Und damit es kein Theater wegen der Musik gab, haben wir die ultimative Plattenliste gemacht.
 Felix: Siebzig LPs.
 Viola: Warum siebzig?
 Corinna: Weil wir sieben waren.
 Viola: Sieben?
 Adrian: Babs. (+> Babs war auch dabei)
 Bruno: Wir haben keine Ahnung, wo sie heute lebt. (Schertenleib, 343)
 - ein Objektargument, das durch ein Substantiv, Negativ- oder Indefinitpronomen verbalisiert wird:

(4) Grötzinger: Seit ich dich näher kenn, glaub ich, dass du ein ausgezeichneter Prokurist wärst. Du weißt, dass der Laiper Sorm und meine Sieglinde heiraten. Ich will zwar alles im Lauf der Zeit dem Sorm überlassen. Aber es kann sein, ich brauch jemand, der Einfluss hat. Verstehst du? (+> Ich brauche dich, weil du Einfluss hast)
 Pfanzelt: Ja. (Sperr, 307)
 - ein Temporalargument, das durch ein Substantiv, Adjektiv oder Adverb verbalisiert wird:

- (5) Frau Wiesner geht zum Wasserhahn, dreht ihn um.
Herbert: Da kannst du lange drehen. (+> Der Klempner war noch nicht da)
Frau Wiesner: Es kommt aber bald Zeit, dass der Klempner endlich kommt. (Flatow/Pillau, 19)
- ein Lokalargument, das durch ein Substantiv (u.A. einen geographischen Eigenamen) oder Adverb verbalisiert wird:
- (6) Bauch hat vor, die Baustelle zu verlassen, Hilpert versucht, ihn umzustimmen.
Hilpert: [...] Von sechs Baustellen hab ich mich leichter getrennt als von dir. Die jetzt, verlässt du allein.
Bauch: In Lübenau, hör ich, geht es vorwärts. (+> Ich fahre nach Lübenau)
Hilpert: Ja, hier auch. Ich bin hier. (Braun, 11)
- ein Konnektor, das durch eine Konjunktion verbalisiert wird; die Semantik des Konnektors initiiert einen nahe liegenden impliziten Sinn:
- (7) Arno: Hoffentlich haben Sie an Ihren Badeanzug gedacht. Sie können doch schwimmen?
Janne: Na aber. – (+> Ich habe keinen Badeanzug mit)
Arno: Zur Not geht's auch ohne. Ich habe keine Nachbarn. (Bieler, 10)
- ein Negationsmodifikator, mit dessen Hilfe das Prädikat negiert wird, was eine Implikatur aktiviert:
- (8) Rosie: Natürlich wird Jean nie mehr an diesem Fenster lehnen. Weil sie nicht mehr kommt.
Ann: Jean wird auch sonst an keinem Fenster lehnen. (+> Jean ist tot)
Rosie: Weshalb nicht?
Ann: Weil sie nicht mehr da ist. (+> Jean ist tot)
Rosie: Nicht mehr da! (Aichinger, 52)
- eine Präsupposition der Äußerung, wenn der Sprecher bewusst ein Argument der Proposition verwendet, das eine Präsupposition aktiviert; auf solche Weise wird die ausgebeutete (Grice 1991) Präsupposition zur konversationellen Implikatur:
- (9) Brennen ist hinter Karin her.
Karin: Vielleicht bleibe ich dort lange.
Brenner: Das wäre schlimm. Dann könnt ich Sie nicht sehn.
Karin: Ich fahr zu meinem Mann. (+> Ich bin verlobt)
Brenner: Sie haben dort einen Mann?
Karin: Ja – er ist noch nicht mein Mann. (Braun, 177)
- Die Aktualisierung von Implikaturen kann auch durch syntaktische Strukturen bewirkt werden, darunter sind:
Parzellierung, wo die Implikatur durch einen Nachtrag mit Neuansatz eines Spannungsbogens geschaffen wird:
- (10) Max: Es kommen keine Gäste. Höchstens Vertreter. Ab und zu. (+> Ein Vertreter ist da)
Strasser: War einer da?
Max: Ja. Ein Herr Müller. (Horváth, Bd. 3, 230)

- Gegenüberstellung, wo eine Kontrastierung von zwei Argumenten einer Proposition des Gesprächspartners als eine Implikatur hervorgehoben wird:

(11) Frau Hanusch hat für Havlicek ein Mittagessen mitgebracht.

Frau Hanusch: [...] ich kann halt niemand leiden sehen, wenn ich auch oft herzlos wirk durch meine drastische Manier.

Havlicek: Sie und herzlos? (+> Sie sind nicht herzlos) Wo Sie mir da etwas zum Essen bringen mitten in der Nacht? Kalten Braten und passierten Roquefort? Das zeugt von keinem alltäglichen Herzen, Frau Hanusch!

Frau Hanusch: Wissen Sie, ich war ja schon längst im Bett [...] (Horváth, Bd. 3, 248)

- Ergänzungsanschluss, wenn eine emotionell gefärbte zusätzliche, nachträgliche Erklärung von einem Sachverhalt des Gesprächspartners eine Implikatur enthält:

(12) Rosie: Schade, dass Jean nicht da ist. Sie wollte es immer so gerne mitfeiern, wenn ein neuer Knopf käme, sie wollte von allem Anfang an mit dabei sein.

Bill: Ja. Sehr schade. Und dass sie auch nicht mehr kommt. (+> Jean ist tot)

Ann: Jean kommt nicht mehr?

Bill: Nein. Jean kommt nicht mehr. Es ist ihr allem Anschein nach zuviel geworden. (+> Jean ist tot)

Rosie: Die Arme. (Aichinger, 46)

- irrealer Konditionalsatz, wenn eine auf seiner Struktur basierende konventionelle Implikatur zur konversationellen Implikatur wird:

(13) Franz: Gfall ich dir?

Hanni: Wennst mir nicht gfalln tätst, hätt ich es schon nicht tan. (+> Du gefällst mir)

Franz: Wo du mir auch gfallst. (Kroetz, 14)

- hypothetischer Komparativsatz, der auch die sogenannte Ausbeutung einer konventionellen Implikatur voraussieht:

(14) Karl Josef: Was reden Sie da? Unsereins nun gerade! Als hätten wir uns nicht durch harte Zeiten zwingen müssen! (+> Wir haben uns durch harte Zeiten zwingen müssen)

Max: Im Krieg, ja. (Strauß, 21)

In geflügelten Worten und Sprichwörtern tritt als Indikator des impliziten propositionalen Sinnes die ganze Proposition auf. Solche Propositionen rufen im Bewusstsein der Gesprächspartner bestimmte Kenntnisse hervor, die sich auf die jeweilige Situation beziehen und auf die diesbezügliche Meinung des Sprechers hinweisen:

(15) Sepp: Kein Glück hab ich ebn ghabt im Lebn, das is es. Wenn einer kein Glück hat, kann er nix machen.

Pause.

Staller: Jeder is seines Glückes Schmied, heißt es. (+> Du bist selber schuld)

Sepp: Net jeder.

Staller: Ausredn. (Kroetz, 139)

Die Reaktion des Adressaten zeugt davon, dass er den impliziten Sinn gezogen hat, er reagiert doch eben darauf. Die Schlussfolgerung des Adressaten über die Implikatur

erfolgt genauso mit Hilfe der propositionalen Indikatoren. Die große Sicherheit in der Rezeption einer indirekten Sprechweise ist darauf zurückzuführen, dass der Sprecher sich auf Wissensbestände bezieht, die einerseits mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit beim Hörer vorhanden sind und deren Geteiltheit für die Gesprächspartner, andererseits weitgehend unumstritten ist (Hartung 1998: 151). Der führende Indikator ist also der Kontext des Diskurses.

Die Rolle von nonverbalen Indikatoren hängt davon ab, wie hinreichend den Gesprächspartnern verbale Indikatoren scheinen. Je niedriger der Konventionalisierungsgrad eines Sprachmittels ist, desto nötiger sind nonverbale Indikatoren. Ch. Bally betonte, dass die Bedeutung von nicht-artikulierten Ausdrucksmitteln in direkter Proportion zum impliziten Charakter des Satzes wächst (Балли 1955: 53). Die nonverbalen Indikatoren spielen eine Hilfsrolle bezüglich der verbalen, weil „ihr Ausdruckspotential viel ärmer ist, als das Ausdruckspotential der verbalen Mittel“ (Богданов 2007: 201).

Zu den nonverbalen Indikatoren des impliziten Sinnes gehören kinetische (jeweilige Mimik, Gestik, Blickverhalten, Körperhaltung), proxemische (Veränderung der Distanz zwischen den Gesprächspartnern), prosodische (Eigenschaften des Rhythmus und der Intonation). Im dramatischen Text werden solche Indikatoren graphisch markiert oder in Kommentaren des Autors beschrieben (vgl. Beispiel 2).

4. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Indikatoren des impliziten propositionalen Sinnes – verbale und nonverbale Mittel, die auf das Vorhandensein eines impliziten propositionalen Sinnes in der Äußerung hinweisen – dazu dienen, den Verstehensprozess im Diskurs zu ermöglichen. Als solche Indikatoren fungieren im deutschsprachigen dialogischen Diskurs lexikalische Mittel, durch die bestimmte Teile der expliziten Proposition verbalisiert werden, und zwar Argument, Prädikat, Konnektor, Modifikator, Präsupposition oder die ganze Proposition, und syntaktische Mittel – Parzellierung, Gegenüberstellung, Anschluss, irrealer Konditionalsatz und hypothetischer Komparativsatz.

Die Perspektiven der Untersuchung bestehen in der Vertiefung der Analyse und der Feststellung von Zusammenhängen propositionaler, illokutionärer und perlokutionärer Indikatoren des impliziten Sinnes im deutschsprachigen dialogischen Diskurs.

Literatur

- Алефиренко, Николай Ф. (2005): *Спорные вопросы семантики*. Москва.
- Балли, Шарль (1955): *Общая лингвистика и вопросы французского языка*. Москва.
- Becker, Wolfgang (1988): *Wahrheit und sprachliche Handlung: Untersuchungen zur sprachphilosophischen Wahrheitstheorie*. München/Freiburg.
- Богданов, Валентин В. (2007): *Предложение и текст в содержательном аспекте*. Санкт-Петербург.
- Chapman, Siobhan (2001): *In defence of a code: Linguistic meaning and propositionality in verbal communication*. In: *Journal of Pragmatics* 33, 1553-1570.
- Дементьев, Вадим В. (2006): *Непрямая коммуникация*. Москва.
- Franck, Dorothea (1975): *Zur Analyse indirekter Sprechakte*. In: Ehrlich, Veronika/Finke, Peter (Hg.): *Beiträge zur Grammatik und Pragmatik*. Kronberg/Ts., 219-232.
- Grice, Herbert P. (1991): *Studies in the Way of Words*. Cambridge (Mass.)/London, 22-40.
- Hartung, Martin (1998): *Ironie in der Alltagssprache. Eine sprachanalytische Untersuchung*. Opladen.
- Кацнельсон, Соломон Д. (1984): *Речемыслительные процессы*. In: *Вопросы языкознания* 4, 3-12.

- Liedtke, Frank (1997): *Gesagt – getan: Über illokutionäre Indikatoren*. In: Rolf, Eckard (Hg.): *Pragmatik: Implikaturen und Sprechakte*. Opladen, 189-213.
- Liedtke, Frank (1998): *Grammatik der Illokution: Über Sprechhandlungen und ihre Realisierungsformen im Deutschen*. Tübingen.
- Preyer, Gerhard (1997): *Kognitive Semantik – Sprechaktsemantik*. In: Preyer, Gerhard (Hg.): *Intention – Bedeutung – Kommunikation*. Opladen, 74-138.
- Прокопчук, Алексей (2009): *О классификациях положения вещей*. In: *Przegląd Ruscystyczny* 2 (126), 92-101.
- Récanati, François (1987): *Meaning and force: The pragmatics of performative utterances*. Cambridge.
- Rickheit, Gert/Strohner, Hans (1993): *Grundlagen der kognitiven Sprachverarbeitung. Modelle, Methoden, Ergebnisse*. Tübingen/Basel.
- Sager, Sven F. (1981): *Sprache und Beziehung. Linguistische Untersuchungen zum Zusammenhang von sprachlicher Kommunikation und zwischenmenschlicher Beziehung*. Tübingen.
- Searle, John R. (2005): *Speech Acts*. 27th printing. Cambridge.
- Schwarz, Monika (1990): *Einführung in die kognitive Linguistik*. Tübingen.
- Сусов, Иван П. (2009): *Лингвистическая прагматика*. Винница.
- Viehweger, Dieter (1983): *Semantik und Sprechakttheorie*. In: Motsch, Wolfgang/Viehweger, Dieter (Hg.): *Richtungen der modernen Semantikforschung*. Berlin, 145-245.
- Wagner, Klaus R. (2001): *Pragmatik der deutschen Sprache*. Frankfurt a.M.

Quellen

- Aichinger, Ilse (1992): *Auckland. Hörspiele*. Frankfurt a.M.
- Bieler, Manfred (1964): *Hörspiele*. Berlin.
- Braun, Volker (1981): *Stücke I*. Frankfurt a.M.
- Flatow, Curth/Pillau, Horst (1968): *Drei Stücke aus Berlin*. Berlin.
- Handke, Peter (1973): *Die Unvernünftigen sterben aus*. Frankfurt a.M.
- Horváth, Ödon von (1978): *Gesammelte Werke in drei Bänden*. Frankfurt a.M.
- Kroetz, Franz Xaver (1972): *Gesammelte Stücke*. Frankfurt a.M.
- Schertenleib, Hansjörg (2002): *Radio Kaschmir*. In: *Theater, Theater: Aktuelle Stücke 12*. Frankfurt a.M., 311-364.
- Sperr, Martin (1983): *Landshuter Erzählungen*. In: *Wunschkonzert: Stücke aus der BRD, Österreich und der Schweiz*. Moskau, 265-330.
- Strauß, Botho (1988): *Besucher. Drei Stücke*. München/Wien, 7-90.

Marion Brandt

Gdańsk/Słupsk (Polen)

**EUROPA AUF DIONYSISCHE ART.
BILDER VON POLEN UND MITTELEUROPA
IN DER GEGENWÄRTIGEN DEUTSCHEN LITERATUR**

Die Danziger Stadtschreiberin Sabrina Janesch erzählte auf ihrer Abschiedsveranstaltung zu Beginn des Jahres 2010, dass sie das Konzept für ihren Danzig-Roman, das sie in die Stadt mitgebracht hatte, unter dem Eindruck der realen Begegnung mit ihr völlig verändert habe. Ein ganz neues Danzig habe sie für sich entdeckt. Weder das fassadenartige, fast nur von Touristen belebte Zentrum, noch die früheren Vororte wie Wrzeszcz, Oliwa, Handlungsorte in den Werken der bekannten Danziger Schriftsteller, seien für sie interessant, sondern die Viertel am Rande des Zentrums, wie die Niederstadt (Dolne Miasto) oder die Alte Vorstadt (Stare Przedmieście) mit ihren bröckelnden Häuserfassaden. Als ihren Lieblingsort, den sie mit Vorliebe nachts aufsuchte, nannte sie den ziemlich düsteren Busbahnhof in der Nähe der fast verlassenen Werft. Diese Faszination für die Schmutzdecke der Stadt stieß bei einigen Danzigern im Publikum auf Unverständnis, denn sie möchten ihre Stadt nicht gern von dieser Seite im Ausland präsentiert sehen. Überzeugend war aber auch die Begründung von Sabrina Janesch, die für sich selbst Räume in der Stadt suchte, die noch nicht durch andere Autoren semantisch besetzt waren und denen sie selber Bedeutungen einschreiben konnte.

Ihre Worte erinnerten mich daran, wie nach der Maueröffnung verfallende Häuser und ganze Straßenteile in Berlins Mitte durch eine vor allem von Jugendlichen, Künstlern und Intellektuellen getragene Alternativkultur besetzt wurde. Endlich zog Leben ein in die Gegend um die Hackeschen Höfe, in denen ich in den 1980er Jahren so manchen Sonntagnachmittag der einzige Mensch auf der Straße gewesen war. Sichtbarstes Zeichen für diese Wiederbelebung war eine Kaufhausruine in der Oranienburger Straße, in die nach 1989 Künstler einzogen und die seitdem unter dem Namen *Tacheles* als internationales Kunsthaus bekannt ist.

Orte, in denen Altes zerfällt und Neues noch nicht Fuß fasst, laden offensichtlich geradezu ein, sie mit semantischen Alternativen zu besetzen. Diese, wie undichte Stellen der zivilisatorischen Moderne, wirkenden Räume sind für den melancholischen Blick ein Hort der Sehnsucht nach etwas, das mit der Modernisierung verloren gegangen und hier wieder einholbar scheint. Ein Zeugnis dieser Faszination ist das von Katharina Raabe

und Monika Sznajderman 2006 im Suhrkamp-Verlag herausgegebene Buch *Last & Lost. Ein Atlas des verschwindenden Europas*, das in Text und Bild von verfallenden, verlassenen und untergegangenen Orten erzählt, von denen ein „spezifischer Zauber“ ausgehe, denen eine „eigentümliche Aura“ eigen sei (Raabe/Sznajderman 2006: 9) – so die Herausgeberinnen, die dabei zuerst an Orte in Ost- und Mitteleuropa dachten, welche mit dem politischen Umbruch von 1989 und den nachfolgenden wirtschaftlichen Veränderungen „ihrer Funktion beraubt“ (ebd.: 11) wurden oder im Zuge der Osterweiterung der EU verschwinden würden. Doch K. Raabe und M. Sznajderman gingen noch weiter: Die „Sorge vieler neuer EU-Bürger, alles Struppige, Unbegradigte, nicht Normengerechte werde demnächst verschwinden und Supermärkten, Parkplätzen, Autobahntangenten und Flugplätzen weichen müssen“, inspirierte sie, „nach verwandten Phänomenen, übersehenen, vergessenen Plätzen auch in Westeuropa Ausschau zu halten“ (ebd.: 10). Verlufterfahrungen der Moderne sollten konkret sichtbar, an verschwindenden Orten in Text und Foto festgehalten werden. Das Konzept fußt sichtlich auf Habermas‘ These von der „nachholenden Modernisierung“ des Ostens. Aus der Position des Vorauswissens kann der Finger auf die Wundstellen der Modernisierung gelegt werden, noch ehe sie ihr Unheil ausbreitet, ja, sie kann sogar ganz in Frage gestellt werden, denn in manchen der verschwundenen Orte wird sie gewiss niemals anlangen. Sie werden wieder in der Natur versinken. Andererseits sind sie auch Orte einer möglichen Alternative: „Oftmals generiert das Verschwinden einen seltsamen Zwischenzustand, eine Atmosphäre der Erwartung. Etwas scheint sich neu zu bilden, von dem man noch nicht weiß, was es ist“ (ebd.: 12). Es scheint, hier wird in alter westdeutscher linker Tradition noch immer die Hoffnung auf das Gegenwelt zum Kapitalismus dem armen Osten aufgebürdet, bzw. dem Peripheren, als dessen Teil der Osten und Südosten Europas erscheinen. (Das Buch selbst bietet allerdings ein Panorama, das vielfältiger ist, als die Programmatik seines Vorwortes.)

Die verschwundenen Orte, so ein weiterer Gedanke der Herausgeberinnen von *Last & Lost*, scheinen in der Poesie rettbar zu sein. Beispiele für solche Poetisierungen sind einige neuere literarische Texte über Polen, in denen weniger Orte oder Landschaften vermessen, vielmehr Geschichten erzählt werden – wenn nicht von den dort lebenden Menschen, so doch von Reisenden, die in ihnen unterwegs ist. Einige dieser Texte möchte ich im Folgenden näher betrachten. Die Zeit-Lücken, die sich in den funktionslos gewordenen Räumen öffnen, werden in ihnen nicht selten durch die Evokation eines dionysischen Erlebens geschlossen, durch das rauschartige Erleben einer Einheit, in der die Ränder der Zeit, aber auch kulturelle Formen aufgelöst, die Grenzen zwischen dem Ich und der Welt, ja zwischen der Kultur und Natur überhaupt, aufgehoben werden.

Stephan Wackwitz, der fast zehn Jahre in Bratislava und Krakau lebte, dort das Goethe-Institut leitete, veröffentlichte 2008 den Band *Osterweiterung* mit Essays über seine Reisen in Polen, Ungarn, der Slowakei und Litauen. Der Eingangstext *Das Loch in der Welt hinter Wien* erscheint für den ganzen Band programmatisch. Der Erzähler, der auf dem Weg in die Slowakei ist, erlebt südöstlich von Wien, an der ungarischen Grenze, das Ende seiner Welt: „Ein Urvertrauen ist aus der Landschaft entwichen“, einer Landschaft, die, wie er meint, „seelisch und historisch“ wenig „durchgearbeitet“ sei (Wackwitz 2008: 11). Dort trifft er auf ein semantisches Nichts, das sich in der Leere der Landschaft entäußert, der Steppe, in der es weder Menschen noch Bäume gibt, die – nur von den Karpaten unterbrochen – bis ins Innere Asiens reicht, nach Indien, bis zum Pazifik. Aus dieser unendlichen Leere und Weite kamen die Reitervölker, die Barbaren, die das Römische Reich zerstörten, kamen die Türken, die bis vor Wien gelangten. Wack-

witz spricht später sogar von einem „die Jahrhunderte hindurch mehrmals versuchten Dschihad [der Türken] gegen Westeuropa“ sprechen und davon, dass „mit der moslemischen Eroberung im 16. Jahrhundert [...] die Entvölkerung und Versteppung Mittelungarns“ begann (ebd.: 157). Sein Reisender steht südöstlich von Wien also an einem Ort, der einen möglichen Einbruch der Barbarei in die Kultur markiert. Anspielungen an westeuropäische Ängste vor der Osterweiterung der Europäischen Union, mit der sich angeblich eine Flut von Schwarzarbeitern und Migrant*innen in den Westen ergießen sollte, werden wie Ängste vor dem Islam mit einem Geschichtsbild kurzgeschlossen, das zumindest fragmentarisch genannt werden muss. Ist die Geschichte Mitteleuropas mit dem Kampf vor Wien stehengeblieben? Kehren wir heute zu einer uralten, festen kulturellen Grenze mitten in Europa zurück? Immerhin verbindet Wackwitz im Rückgriff auf Konstantin Kavafis Gedicht über das „Warten auf die Barbaren“ dieses Bild mit einer Kritik an der eigenen Kultur. Die mögliche Ankunft der Barbaren sei mit einer apokalyptischen „Lustangst“ verknüpft, die Kultur des Erzählers, die „Alte Welt“, habe ihr Ende bereits erreicht und die Barbaren könnten – nach dem Gedicht von Kavafis – „so etwas wie eine Lösung“ sein (ebd.: 22). Im imaginierten „Vakuum“ kann „an überraschenden Stellen etwas Neues“ (ebd.: 23-24) seinen Anfang nehmen.

Ähnliche „Löcher“ und „weiche Stellen in der Wirklichkeit“ (ebd.: 110) entdeckt der Reisende auch in einem Stadtviertel in Bratislava:

Für den Eintritt des Neuen in die Stadt sind solche porösen Viertel geeigneter – die halb ruinierten, sich gerade wieder aufrappelnden Straßenzüge, die bösen Häuser, die ihre Rettung noch vor sich haben und sie herbeisehnen. In solchen Straßen beginnen Besucher und Einwohner zu träumen, nicht in den von klaren Gedanken, historisch wohldefinierten Absichten und einprägsamen Formideen vollständig durchdrungenen Gegenden. Hier schließt die individuelle Phantasietätigkeit („Wie wäre es, hier zu wohnen und einen Fahrradreparaturladen aufzumachen! Oder ein Antiquariat?!“) sich zusammen mit den alten apokalyptischen Träumen und Ängsten vor der Ankunft der Barbaren („Diese Leute wären vielleicht so etwas wie eine Lösung gewesen“). (ebd.: 111)

In einen solchen „porösen“ Raum taucht der Erzähler schließlich in der „last contact“-Szene im letzten Reisebild über Vilnius ein, als er in einen Diskokeller, über „eine halbsbrecherische Treppe in eine lockende, unbestimmt gefahrvolle Welt“ hinabsteigt, in ein „dionysisch-nächtliche[s] Etablissement“, das er mit der Unterwelt assoziiert (ebd.: 216). Hier erlebt er „die Angst, die Stunde der Auflösung“ (ebd.: 218), eine Situation, die er mit Bezug auf das Tagebuch des polnischen Ethnologen Bronisław Malinowski als ein Einlassen auf die „innere Südsee“ (ebd.: 218) wahrnimmt. Seine „inneren Wirrnisse“ legen sich zwar nach der Rückkehr aus Vilnius, doch der Name der Stadt wird für den Erzähler von nun an zum Begriff für seine „innere Landschaft“, zu der – wie ihm scheint – die dort erlebte Selbstauflösung schon immer gehört hat (ebd.: 221). Die Begegnung mit Vilnius ist also eine Begegnung mit Regionen des eigenen Ich, die dem Reisenden zuvor unbekannt waren. Liest man die Keller-Szene innerhalb des Kontextes, den die Komposition des Buches aufbaut, so liegt der Schluss nahe, dass der Einbruch des Barbarischen in die Welt des Erzählers gerade in dieser Auflösung des Ich besteht. Die Reise ist so vor allem eine Selbstbegegnung, weniger eine mit der anderen Kultur. Als „Nichts“ wird diese zur idealen Projektionsfläche apokalyptischer „Lustangst“.

Auch das Masuren, das Gerald Zschorsch in seinem Prosagedicht *Czerwonka* zeichnet, ist fast menschenlos. Der Reisende bewegt sich hier in einer Landschaft, die

„brach darniederliegt“,¹ in der „wenige, brüchige Straßen“ (Zschorsch 2006: 9) kaum passierbar, Städte verwahrlost und verkommen, die Häuser eher Hütten und Katen sind, mit anderen Worten, in einer Landschaft des Verfalls und des Todes:

Alte Menschen und altes Vieh. Männer lungern an Buden und pissen ins Ge-
sträuch. Slawen. Ins Auge springende Vorgärten mit später Blumenpracht. [...] Und
über allem ein Schleier von Tod; von Zerfall. (S. 10)

Was eröffnet dem Reisenden diese Landschaft zwischen Marienburg und der Kuri-
schen Nehrung, die Wanderung von der Weichsel bis in den Kaliningrader Oblast, die
in lyrisch verdichteter Sprache vergegenwärtigt wird? Es ist vor allem das Erlebnis einer
prachtvollen Natur, in der „Zivilisation fern und fremd und gar nicht erwünscht“ (S. 10)
ist, Welt „zu versinken“ (S. 14) beginnt, es ist ein beinahe religiöses Erlebnis, denn es
„schlägt gar keine Zeit mehr“ in dem „alten Land“, das „Sehnsucht nach Göttern“ (S. 15)
gebiert. Sätze wie „Und der Kopf ist trunken und das Herz“ (S. 12) legen nahe, dass einer
dieser Götter Dionysos sein könnte. Der Reisende erlebt eine Regression in die Kindheit
und eine Öffnung ins Unendliche („ins Offene gewagtes Selbst“, S. 29). Unter dem Ver-
fallenden stößt er aber auf eine frühere Kulturschicht, die Kultur Ostpreußens, des
„Kreuzritterland[es], Kulturland[es]“ (S. 12). Die Götter, die dieses Land gebiert, könn-
ten auch Mars und Thor sein, die das Ich am Strand entlang „staksen“ sieht (S. 29).
Wenn Zschorsch etymologische Überlegungen zu Worten wie „Raum“, Landschaftsbe-
zeichnungen wie „Nehrung“ oder Ortsnamen wie „Czerwonka“ einfließen lässt, dann
nur zu den deutschen Worten, die er auf germanische oder indogermanische Wurzeln zu-
rückführt. Es ist einigermaßen merkwürdig, da hier doch das Pruzzische und Masurische
näher liegen und auch das polnische Wort für *Raum*: *przestrzeń* poetisch kreativ wäre.
Für Zschorsch handelt es sich bei Ermland und Masuren um ursprünglich germanisches
und später deutsches Land, dem erst „die überschaubare Dauer eines halben Jahrhun-
derts slawischer Diktatur“ (S. 31) tiefe Narben eingrub. Diese Worte am Ende des Tex-
tes beziehen sich zwar auf russische Betonbauten im Kaliningrader Distrikt, doch fand
der Reisende sie bereits in Allenstein, wo „deutsche Bauästhetik [...] von russischen
Plattenbauten bedrängt und abgeschirmt“ (S. 14) wird. Der polnische und der russische
Teil des früheren Ostpreußens bilden für ihn eine Landschaft mit ein und derselben Ge-
schichte. Insofern lassen sich in dem Prosagedicht von Zschorsch Anklänge an frühere
Polentexte deutscher Autoren zu finden, in denen das vormals deutsche Gebiet als von
den Polen nicht oder nur schlecht bewirtschaftet beschrieben wird, als eine Region, die
dem Verfall preisgegeben wird. Dass dem nicht so ist und auch von anderen Eindrücken
erzählt werden könnte, muss hier nicht bewiesen werden. Festzuhalten ist, dass das in
das Licht eines dionysisch-trunkenen und zugleich melancholischen Naturerlebnisses
getauchte Reisebild ein einseitiges Bild von Polen transportiert, ein Bild, in dem das Ste-
reotyp der „polnischen Wirtschaft“ weiterlebt (vgl. Orłowski 1996).

Auf seiner Reise in die Masuren wurde Gerald Zschorsch von dem polnischen
Schriftsteller Artur Becker begleitet, der 1968 in den Masuren (in Bartoszyce) geboren
wurde und seit 1985 in Deutschland lebt. Er hat mehrere Romane veröffentlicht, die zum
Teil in seiner Heimat spielen. Anders als Zschorsch erzählt er von den Menschen, die
hier leben, von deren Alltag, doch dehnt er damit lediglich den Topos des Verfalls auf

¹ G. Zschorsch, *Czerwonka*, Frankfurt a.M. 2006, S. 10. Wegen der Fülle der Zitate werden im Fol-
genden nur die Seitenzahlen nachgewiesen.

die gesellschaftliche und ethische Ebene aus. Sein erster Roman *Dadajsee* von 1997 spielt vor allem im nördlichsten Teil der Masuren, an Orten, die als grau und trist gezeichnet werden. In Wilimy, wo der meiste Teil der Handlung spielt, wohnt die etwa 50-jährige Mutter des Protagonisten, aus der „die schwere Arbeit auf dem Land, die Zigaretten und der Wodka [...] eine alte und kaputte Frau gemacht“ (Becker 1997: 8) haben; neben ihr gibt es zwei jüngere Polinnen, die von der Prostitution leben. Der Protagonist Jurek Majer ist Nachtpförtner in einem Jugendheim in Bremen und verdient sich mit Schmuggel Geld dazu. Alkohol, d.h. konkret Wodka, ist für fast alle der Figuren ein Lebensmittel des täglichen Bedarfs. Jurek Majer hat Polen in der Zeit des Kriegsrechts, Anfang der 1980er Jahre, als junger Mensch verlassen, weil ihn seine Eltern in der Landwirtschaft brauchten und nicht studieren lassen wollten; er ist heimlich fortgegangen und hatte seitdem keinen Kontakt mehr mit ihnen. Nach dem Tod seines Vaters im Jahr 1990 findet ihn die Prostituierte, die der Vater regelmäßig in der nächsten Stadt aufsuchte; es gelingt ihr, ihn zu einer Reise nach Polen zu überreden. In Wilimy trifft auch Jureks Freund Ludwik ein, der ohne Arbeit ist, getrennt von seiner Frau bei einer Prostituierten lebt, wegen des Nichtzahlens von Alimenten sogar im Gefängnis saß. Der Besuch Jureks zu Hause wird im letzten Kapitel des Romans mit einer großen Party gefeiert.

Der Roman führt viele negative Klischees über Polen zusammen, u.a. Alkoholismus und Kleinkriminalität. Wie der Text von Gerals Zschorsch lässt auch er sich als ein Argument für die Lebendigkeit des deutschen Polendiskurses der „Polnischen Wirtschaft“ lesen. Nur: Dem Erfolg nach zu urteilen, den Artur Becker hat, muss dieses Bild den deutschen Lesern offenbar gefallen. Sebastian Domsch gibt in seiner Rezension des Erzählbandes „Milchstraße“ einen Hinweis auf das Geheimnis dieses Erfolgs:

[Die Figuren der Erzählungen] sind glückliche Taugenichte, unverstanden von der Leistungsgesellschaft, aber Helden in Beckers Provinztheater, komisch und ignorant, uninteressiert an Politik und Geschichte. Zwang von Staat, Familie und Arbeit macht den Menschen das Leben eng, doch das polnische Land ist weit, selbst im Grenzgebiet zur Sowjetunion, wo die meisten Geschichten spielen. (Domsch 2002)

In der Tat erzählen Beckers Texte von einer anarchistischen Art von Freiheit: dem Freisein von den Zwängen der westlichen Leistungsgesellschaft, von kulturellen Werten wie die, dass man sich seinen Lebensunterhalt durch Arbeit verdienen oder in der Familie zusammenhalten müsse. Auch damit stehen sie in einer langen Tradition deutscher Polenbilder, solcher nämlich, die Polen mit Freiheit assoziieren – von der Anarchie in der polnischen Adelsrepublik über die Freiheitsliebe und den Freiheitskampf der Polen seit dem Ende des 18. Jhs. bis zu einem noch gegenwärtig im Vergleich zu Deutschland wesentlich geringeren Regulierungswahn im Alltag. Beckers Texte sind ein exzellentes Beispiel dafür, wie eng positiver und negativer deutscher Polendiskurs nebeneinander liegen.

Faszinierend ist ein solches Polenbild vor allem für Leser, die entweder selber den Alltag und die Forderungen des geordneten Lebens als Enge empfinden oder an diesem Leben nicht teilhaben können, vielleicht weil sie keine Arbeit finden, was ja keinen kleinen Teil der deutschen Gesellschaft betrifft, oder weil ihnen das Sich-Verkaufen für ein Minimum an Lebensunterhalt nicht ausreicht, sie etwas mehr vom Leben verlangen. Was dieses Mehr sein könnte, legen die Texte von Becker ebenfalls nahe: es sind große Gefühle, wenn nicht gar Leidenschaften, die zuweilen so überwältigend sind, dass sie mit physischer Gewalt einhergehen. Polen bzw. die Masuren werden bei Becker zu einem Raum des Dionysischen. Darauf verweist die glühende Sommerhitze ebenso wie

die durch den Alkoholkonsum erreichten Rauschzustände, die beinahe allgegenwärtige Sexualität, in der sich Lust und Grausamkeit paaren, schließlich die Party und die Gewalttaten, in denen die Handlung des Romans kulminiert: das Bekenntnis eines Mordes und die Suche nach dem Geld des Ermordeten, das Abschneiden des Kopfes von einer Leiche. Diese abschreckenden Gewalttaten können nur Teil eines Lebens sein, das außerhalb der Kultur, ihrer Sublimierungen und Gesetze, geführt wird.

Artur Becker versteht sich als ein auf Deutsch schreibender polnischer Schriftsteller; er schreibt bewusst für ein deutsches Publikum; keinen seiner Romane hat er auf Polnisch verfasst. Ein polnisch schreibender polnischer Schriftsteller, der den Deutschen vom Osten (nicht nur von Polen) erzählt und einen noch größeren Erfolg beim Publikum erzielt, ist Andrzej Stasiuk, der mit seinen Texten den eingangs erwähnten Text-Bild-Band *Last & Lost* angeregt hat und in ihm selbstverständlich auch vertreten ist. In seinem Buch *Jadąc do Babadag* (2004) erzählt auch er von Verfall und der Auflösung des Ich in einem dionysischen Rausch. Den Erzähler führen mehrere Reisen durch Südosteuropa, durch Regionen, in denen die Zeit stillzustehen scheint. Die westliche Zivilisation ist hier noch nicht angekommen und wird diese Orte vielleicht niemals und wenn, dann nur als *Mimikry*, erreichen. Die bereisten Landschaften laden zur Aufhebung des *principium individuationis* und zur Entgrenzung von Zeit und Raum geradezu ein:

Der Süden, der Südosten [...]. Hier erinnert alles an Freiheit, an die Kindheit. Als würde ich – bei einer unendlichen Menge von Wegen zur Auswahl – in die Vergangenheit zurückkehren. Ja, in Konieczna spürt man eine Art Nichts in der Luft, und schon in der Gegend von Zborov wird dem Menschen seine Identität allmählich schnuppe. Mit jedem Kilometer wird sie weniger, und wie in der fernen Kindheit verlässt uns schließlich die eigene Existenz als etwas von der übrigen Welt Verschiedenes. (Stasiuk 2005: 208)²

Lässt sich hier noch vermuten, dass es die gleichförmige Landschaft unter der südlichen Sonne ist, die diese Verschmelzung von Ich und Welt bewirkt, wird an anderen Stellen der kulturelle Aspekt dieser Wahrnehmung hervorgehoben (vgl. auch Brandt 2002).

Ja, ich liebe dieses balkanische Chaos, das ungarische, slowakische, polnische, diese wunderbare Schwerkraft der Materie, diese herrliche Schläfrigkeit, dies Pfeifen auf die Tatsachen, die ruhige, konsequente Sauferei am Mittag und die glasigen Blicke, die mühelos durch die Wirklichkeit hindurchgehen, um sich furchtlos dem Nichts zu öffnen.³

So wie in diesem Text handelt es sich bei allen hier vorgestellten Entwürfen des Ostens als eines Orts des Nichts, des Verfalls und der dionysischen Entgrenzung um Bilder, die etwas mit dem Wunsch nach einem ungebundenen Leben oder sogar nach Erlösung zu tun haben. Auf den Osten Europas werden nicht erst heute Vorstellungen ei-

² „Południe, południowy wschód ... Wszystko przypomina tutaj i wolność, i dzieciństwo. Jakbym cofał się w przeszłość, mając do wyboru nieskończoną ilość ścieżek. Tak, w Koniecznej czuć w powietrzu pewien rodzaj nicości i już w okolicach Zborowa zaczyna zwiśać człowiekowi jego tożsamość. Z każdym kilometrem robi się coraz mniej i tak jak w dalekim dzieciństwie opuszcza nas w końcu własne istnienie, jako coś różnego od reszty świata” (Stasiuk 2004: 221).

³ „No więc lubię ten bałkański burdel, ten węgierski, słowacki i polski, to cudne ciężenie materii, tę piękną sennaść, tę olewkę faktów, to spokojne, konsekwentne pijaństwo w samo południe i te mgliste spojrzenia, które bez wysiłku biegną wskroś rzeczywistość, żeby bez trwogi otworzyć się na nicość” (ebd.: 280).

nes freien, anarchistischen Lebens projiziert. Für die einen mögen diese Bilder große Anziehungskraft haben, für die anderen bestätigen sie nur negative Klischees vom Osten allgemein und von Polen im Besonderen. Die auf die Ränder der eigenen Kultur projizierte „Lustangst“ am Untergang, die sich ihnen ausdrückt, zeugt von einer Krise des westlichen kulturellen Selbstverständnisses.

Literatur

- Becker, Artur (1997): *Der Dadajsee*. Bremen.
- Brandt, Marion (2002): „*Polnische Freiheitsliebe*“ – *Anmerkungen zur Geschichte einer stereotypen Polenwahrnehmung*. In: *Convivium*. Germanistisches Jahrbuch Polen. Bonn, 253-279.
- Domsch, Sebastian (2002): *Suppe des Lebens*. *Artur Beckers amüsantes Provinztheater aus den polnischen Grenzgebieten*. In: *Die Zeit* v. 2.10., Sonderbeilage zur Frankfurter Buchmesse.
- Orłowski, Hubert (1996): „*Polnische Wirtschaft*“. *Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit*. Wiesbaden.
- Raabe, Katharina/Sznajderman, Monika (2006): *Vorwort*. *Von sprechenden Ruinen, verschobenen Grenzen und unsichtbaren Städten – Texte und Bilder eines verschwindenden Europas*. In: dies. *Last & Lost*. Frankfurt a.M, 9-13.
- Stasiuk, Andrzej (2004): *Jadąc do Babadag*. Wołowiec.
- Stasiuk, Andrzej (2005): *Unterwegs nach Babadag*. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall. Frankfurt a.M.
- Wackwitz, Stephan (2008): *Osterweiterung*. Frankfurt a.M.
- Zschorzsch, Gerald (2006): *Czerwonka*. Frankfurt a.M.

Tomasz Czarnecki

Warszawa (Polen)

PERFEKT – PASSIV – STATIV

1. Vorbemerkungen

1.1. Der vorliegende Artikel, der die Problematik der formalen und inhaltlichen Relationen von drei grammatischen Begriffen des Deutschen: des Perfekts/Passivs/Stativs behandelt, ist aus Anlass einer Feier der Germanistik in Słupsk geschrieben worden. Der grammatische Beitrag ist für die sprachwissenschaftliche Festschrift der Pommerschen Akademie in Słupsk bestimmt, die durch das Institut für Neuphilologie herausgegeben wird. Im Jahr 2010 feierte Herr Dr. habil. **Oleksij Prokopczuk**, der Professor der Germanistik in Słupsk und der Leiter der Abteilung Germanische Philologie im Institut für Neuphilologie der Pommerschen Akademie, seinen siebzigsten Geburtstag. Der Verfasser des vorliegenden Artikels möchte sich mit dem Schreiben einer grammatischen Abhandlung dem bekannten ukrainischen Sprachwissenschaftler und Germanisten ganz herzlich bedanken: Als Kollege und als langjähriger Mitarbeiter des namhaften Sprachwissenschaftlers möchte er dem verehrten Jubilar für die wissenschaftliche und didaktische Zusammenarbeit im Bereiche der germanistischen Linguistik im Institut für Neuphilologie in den Jahren 1995-2006 in Słupsk seinen Dank aussprechen und dem Professor **Oleksij Prokopczuk** noch viele Jahre der Forschung in den Bereichen der germanistischen Sprachwissenschaft wünschen.

1.2. Im vorliegenden Artikel wird der Versuch gemacht, die im Titel des Aufsatzes genannten verbalen Formen voneinander abzugrenzen und für die Formen gemeinsame inhaltliche Eigenschaften aufzustellen, damit der Zusammenhang von den drei Begriffen – des Perfekts/Passivs/Stativs – für die deutsche Grammatik eindeutig erklärt werden kann.

2. Perfekt

2.1. Als **Perfekt** wird hier eine Verbalform des Deutschen: Verbindung Hilfsverb *haben* / *sein* + Partizip II bezeichnet (vgl. z.B. Helbig/Buscha 1984, Drosdowski 1984, Thieroff 1992, Eisenberg 1994). Für die Festlegung des Status des deutschen Perfekts ist eine präzise und genaue Untersuchung seiner Bedeutungen notwendig. Das deutsche Perfekt funktioniert in zwei Arten von Kontexten (vgl. Czarnecki 1998):

- a) nur für temporale Zwecke, z.B. in den Sätzen des Typs: *Paul ist gestern angekommen / In der Zeit, wie ich mich daran erinnere, hat es sehr stark geschneit;*
- b) sowohl für temporale als auch für aspektuale Zwecke, z.B. in den Sätzen des Typs: *Paul hat das schon gemacht / Sieh mal! Es hat eben geregnet!*

2.2. In der ersten Verwendung kann das Perfekt eindeutig als **Tempus** betrachtet werden. In dem Fall ist es frei mit dem Präteritum austauschbar: *Er hat das gestern gemacht: Er machte das gestern* (die Möglichkeiten eines solchen Austausches werden jedoch hier nicht erörtert). Die temporale Bedeutung der Form kann man als eine Präteritalität (d.h. eine distale Vergangenheit – mit deutlicher zeitlicher Entfernung zur Sprechzeit) charakterisieren; das Perfekt und das Präteritum können in dem Kontext nur als Tempora aufgefasst werden, weil sie über das Verhältnis Situationszeit: Kommunikationszeit informieren.

2.3. Die zweite Bedeutung des Perfekts hat einen gemischten aspektual-temporalen Charakter. Die *sein-* oder *haben-*Fügungen charakterisieren aspektual und temporal die Situationen, auf die sie bezogen werden. Es handelt es sich dabei in dem zweiten Kontext um eine Bedeutung, die zwei einander zeitlich folgende Situationen betrifft, die im temporalen Verhältnis Anteriorität : Posteriorität stehen. Wir können hier je nach dem telischen / atelischen Charakter der Handlung entweder von der Perfektizität oder von der Aoristizität sprechen und infolgedessen drei aktionale Fälle der Aspektivitätsart unterscheiden: 1) Prozessuale Perfektizität: *Ich habe das schon / eben gemacht*; 2) Statale Perfektizität: *Ich habe das jetzt gemacht*; 3) Aoristizität: *Es hat eben geregnet*. Das Perfekt funktioniert in dem zweiten Kontext auch eindeutig als Tempus (es drückt auch das Verhältnis Sprechzeit : Situationszeit aus); es ist aber zugleich als eine Form aufzufassen, die die Aspektualität auf irgendeine Weise wiedergibt (es wird über das Verhältnis Situationszeit: Anteriorität/Posteriorität informiert). Für solch eine Verwendung des Perfekts können wir eben den Terminus **Aspektotempus** ausnützen (dazu Czarniecki 1998). Als Aspektotempus (oder anders: **aspektives Tempus/Aspekt-Tempus**) funktioniert das deutsche Perfekt in verschiedenen temporalen Kontexten:

- a) für die Vergangenheit: *Er hat das schon gemacht / Sie hat das eben getan / Es hat gerade geregnet / Ich habe das jetzt gemacht / Peter hat Paula einst geliebt.*
- b) für die Zukunft und die Vorzukunft: *Bald hast du das gemacht / Wenn du das gemacht hast, gehen wir spazieren.*
- c) für die allgemeine Zeit: *Ein Unglück ist schnell geschehen.*
- d) für die Aufforderung (umgangssprachlich): *Du hast das gleich gemacht!*

Als Aspektotempus kann das Perfekt auch in infiniter Form (als sog. „Infinitiv Perfekt“) erscheinen; es verbindet sich in dem Fall in den Sätzen mit finiten Formen der Hilfsverben (Modal- und Modalitätsverben): *Er kann das gemacht haben / Sie scheint es vergessen zu haben*. In allen diesen Kontexten ist das deutsche Perfekt mit dem Präteritum nicht austauschbar.

2.4. Somit ist das Perfekt in jedem Kontext als Tempus aufzufassen: Es kommt als eigentliches Tempus in den Kontexten vor, die nur die Temporalität charakterisieren, und es wird als Aspektotempus gebraucht in den Kontexten, die sich sowohl auf die Temporalität als auch auf die Aspektualität beziehen. Das Perfekt funktioniert somit in zwei paradigmatischen Reihen des deutschen Temporal systems: a) in der klassischen Tempusparadigmatik (die aus einigen – unserer Meinung nach – aus vier Verbalformen besteht) – als Perfekt I/Perfekt-Präteritum/ (*ich habe das gestern gemacht*) neben den Formen: Präteritum (*ich machte das gestern*), Präsens (*ich mache das jetzt*), Futur I (*ich werde das morgen machen*), b) in der neuen Aspektotempusparadigmatik (die – unserer

Meinung nach – auch aus 4 Formen besteht) – als Perfekt II/Präsens des Perfekts (*ich habe das schon gemacht*) neben den finiten Formen: Plusquamperfekt/Präteritum des Perfekts/ (*Als ich das gestern gemacht hatte...*) und Futur II/Futur des Perfekts/ (*ich werde das gemacht haben*) und der infiniten Form Infinitiv Perfekt (*er kann das gemacht haben*). Die genauen Beziehungen der beiden paradigmatischen Reihen und Verwendungen der Tempora und Aspektotempora sollen hier nicht erörtert werden.

2.5. Alle Kontexte des Perfekts haben eben gemeinsame inhaltliche Eigenschaften: sie werden auf solche aktionalen Kontexte beschränkt, die eine aspektuale Information Limitalität enthalten, d.h. auf die Möglichkeiten der Grenze der Zeit hinweisen können (vgl. Czarniecki 1998). Die Sätze, die Eigenschaften und Relationen charakterisieren und alimitale Information enthalten, können nicht im Perfekt erscheinen: **Sie hat aus einer reichen Familie gestammt* (ein grammatischer Satz mit Präteritum: *Sie stammte aus einer reichen Familie*).

3. Passiv

3.1. Im Deutschen ist **das Passiv** ein grammatisches Mittel (eine grammatische Kategorie) des Verbs – und somit auch des Satzes – zum Ausdruck der Diathese, d.h. des Verhältnisses der semantischen und syntaktischen Größen des Satzes: des Agens und Subjekts (nämlich des Verhältnisses: *Agens gleicht nicht dem Subjekt*).

3.2. Zum Ausdruck der Diathese haben wir in den Sätzen des Deutschen mehrere Mittel: sowohl das Passiv als auch seine Konkurrenzformen, z.B.: 1) die Sätze mit den Funktionsverbgefügen des Typs *Verwendung finden*; 2) die Sätze mit den syntaktischen Konstruktionen HV + zu + Infinitiv (z.B. in dem Satz: *das ist zu finden*); 3) andere lexikalische passivische Formen; 4) konversionelle Sätze des Typs: *Ich bekomme das Buch von ihm / Der Felsen bewächst mit Efeu – Efeu bewächst den Felsen* (vgl. Czarniecki 1985, Helbig/Buscha 1984).

3.3. Im Deutschen haben wir es mit sechs Varianten des Passivs zu tun: a) mit der eigentlichen Hauptvariante – mit dem aktional und modal neutralen *werden*-Passiv (*Peter wird begrüßt*), die den Status einer analytischen Fügung hat; b) mit fünf Nebenvarianten, die vor allem den Status von syntaktischen Verbindungen und nur selten von analytischen Fügungen haben: 1) mit dem aktional markierten *sein*-Passiv, das bei telischen Verben als eine syntaktische Verbindung Kopula + Prädikativum den resultativen Charakter hat und in der Forschung als *sein*-Zustandspassiv (dazu Helbig/Buscha 1984) auftritt (*Das Fenster ist geöffnet*) und als eine analytische Konstruktion *sein*-Passiv Perfekt (Czarniecki 1998) auf den Abschluss der Situation hinweist (*Ich warte, bis das gemacht ist*); dagegen bei den atelischen Verben (*Das Haus ist bewacht / Die Stadt ist belagert*) den stativischen Charakter hat (den Zustand ohne Resultat hervorhebt) und den Status einer syntaktischen Verbindung besitzt und nur manchmal als eine analytische Konstruktion (*Gelobt sei Jesus Christus!*) anerkannt werden kann; 2) mit dem aktional-kontinuativ markierten *bleiben*-Passiv (*Das Fenster bleibt geöffnet*), das als eine syntaktische Verbindung funktioniert; 3) mit dem aktional und modal neutralen *bekommen* / (*erhalten/kriegen*)-Rezipientenpassiv (*Das Mädchen bekommt/ erhält/ kriegt das Buch geschenkt*), das als eine analytische Verbindung anerkannt werden kann; 4) mit dem aktional markierten *haben*-Rezipientenpassiv (*Das Pferd hat die Fesseln bandagiert*), das sicher als eine syntaktische Verbindung funktioniert; 5) mit dem modal markierten seltenen *gehören*-Passiv (*Der Dieb gehört aufgehängt!*), das den Status einer syntaktischen Verbindung hat.

4. Stativ

4.1. Als **Stativ** oder als aktionale Stativformen (Zustandsformen) werden von uns die *haben/sein* + Partizip II-Verbindungen betrachtet, die den resultativen/nicht-resultativen Zustand hervorheben und keine Information über das Tempus vermitteln (vgl. Czarnecki 1983, Czarnecki 1985, Helbig/Buscha 1984, Leiss 1992). Sie können im Deutschen als lexikalisch-grammatische Mittel der Aspektualität aufgefasst werden, d.h. als Aktionalitätsformen, die den grammatischen Wert haben, vorwiegend als syntaktische Verbindungen verstanden werden (z.B. die Konstruktion *Das Fenster ist geöffnet*) und nur selten als analytische Konstruktionen gelten können (z.B. in dem Satz *Darauf sei hingewiesen*) und deshalb kaum als reine grammatische Mittel des deutschen Verbalsystems (kaum als Aspektotempora!) charakterisiert werden.

4.2. Es handelt sich um (vgl. Czarnecki 1983, Czarnecki 1985): a) resultatives *haben*-Zustandspossessiv: *Er hat das Bein verbunden*; b) resultatives *sein*-Zustandspassiv: *Das Fenster ist seit gestern geöffnet*; c) nicht-resultatives *sein*-Zustandspassiv, d.h. die Sätze des Typs: *Sie ist beachtet / Er ist bewacht / Das ist bezweckt / Sei verdammt! / Gelobt sei Jesus Christus! / Darauf sei hingewiesen / Das muss endlich gesagt sein*; d) resultatives *sein*-Zustandsintransitiv: *Das Haus ist völlig abgebrannt / Der Teich ist ganz gefroren*; e) resultatives *sein*-Zustandsreflexiv: *Der Spieler ist verletzt*; f) nicht-resultatives Zustandsreflexiv, d.h. die Sätze des Typs: *Ich bin damit beschäftigt*; g) resultatives *sein*-Zustandsemotiv (Zustandsform der psychischen Verben): *Er ist empört*; h) die allgemeine Zustandsform (Helbig/Buscha 1984), d.h. die Sätze des Typs: *Milch ist in der Flasche enthalten / Das Gestein ist mit Erzen durchsetzt / Die Stadt ist von Bergen umgeben / Die Stadt ist durch den Fluss von dem Wald abgegrenzt*.

5. Perfekt – Passiv

5.1. Beide Kategorien – **Passiv** und **Perfekt** – sollen voneinander streng unterschieden werden. Die Aspekte des Problems: **Passiv und Perfekt/Passiv oder Perfekt** werden hier deshalb im Weiteren für die Forschung zur Diskussion gestellt (vgl. Czarnecki 2008).

5.2. Es gibt im Verbalsystem des Deutschen die Kontexte, die man sowohl als Passiv als auch als Perfekt auffassen muss. Man bezeichnet sie in der Forschung als Passiv Perfekt (vgl. z.B. Drosdowski 1984, Helbig/Buscha 1984): *Das ist gemacht worden / Das Fenster ist geschlossen gewesen*. Probleme bereiten aber die *sein*-Konstruktionen des Typs: *Wir warten, bis das gemacht ist / Der Kampf ist (schon) entschieden! / Das ist gut gemacht / Das ist leicht gesagt / Das ist schnell getan*. Soll man sie auch als Kontexte Passiv + Perfekt verstehen, wenn sie auch nicht das Zeichen des Passivs *worden / gewesen* enthalten? Unserer Meinung nach handelt sich eben um solche Konstruktionen, weil sie mit entsprechenden Formen des Aktivs oder des Passivs wechseln: *Wir warten, bis wir das gemacht haben / Wir haben (schon) den Kampf entschieden! / Das haben wir gut gemacht / Das ist gut gemacht worden / Das wird leicht gesagt und schnell getan / Das ist leicht gesagt und schnell getan worden* (vgl. Czarnecki 2008).

5.3. Beide Formen – das Perfekt und das Passiv – haben gemeinsame inhaltliche Eigenschaften: sie werden auf solche aktionale Kontexte beschränkt, die eine Information Limitalität enthalten, d.h. auf die Möglichkeiten der Grenze der Zeit hinweisen können (vgl. Czarnecki 1999). Die Sätze, die Eigenschaften und Relationen charakterisieren und alimitale Information enthalten, können weder im Passiv noch im Perfekt erscheinen (vgl. ungrammatische

Sätze im Perfekt Aktiv/Perfekt Passiv und grammatische Entsprechungen der Sätze im Präteritum Aktiv: **Sie hat aus einer reichen Familie gestammt: Sie stammte aus einer reichen Familie / *Der Garten ist von dem Fluss durch die Wiese getrennt worden / *Die Wiese hat den Garten von dem Fluss getrennt: Die Wiese trennte den Garten von dem Fluss.* Das komplizierte Problem des Gebrauches und der Restriktionen im Gebrauch von diesen Formen ist hier erneut für die Forschung zur Diskussion gestellt worden (dazu auch Czarnecki 2008).

6. Perfekt – Stativ

Es gibt im Verbalssystem des Deutschen die Kontexte der *haben/sein*-Formen, die man sowohl als Perfekt als auch als Stativ auffassen muss. Es müssen somit kontextuell unterschieden werden: a) resultatives *haben*-Zustandspossessiv: Perfekt (*Ich habe jetzt das Zimmer geheizt: Ich habe gestern im Zimmer geheizt*); b) resultatives *sein*-Zustandspassiv: *sein*-Passiv Perfekt (*Das Fenster ist geöffnet: Wir warten, bis das Fenster geöffnet ist*); c) resultatives *sein*-Zustandsintransitiv: Perfekt (*Das Haus ist völlig abgebrannt: Das Haus ist vor zwei Stunden abgebrannt*).

7. Passiv – Stativ

7.1. Es gibt im Verbalssystem des Deutschen die Kontexte der *haben/sein*-Formen, die man sowohl als Passiv als auch als Stativ auffassen muss: a) resultatives *haben*-Zustandspossessiv/ Passiv: *Ich habe das Zimmer geheizt / Er hat das Bein verbunden*; b) resultatives *sein*-Passiv/Zustandspassiv: *Das Fenster ist geöffnet*; c) nicht-resultatives *sein*-Passiv/Zustandspassiv, d.h. die Sätze des Typs: *Sie ist beachtet / Er ist bewacht / Das ist bezweckt / Sei verdammt! / Gelobt sei Jesus Christus! / Darauf sei hingewiesen / Das muss endlich gesagt sein.*

7.2. Es gibt aber auch die Kontexte der verbalen Formen, die man nur als Passiv und nicht als Stativ auffassen muss (sie sind nur als *sein*-Passiv und als kein Zustandspassiv zu bewerten): *Wir warten, bis das gemacht ist / Der Kampf ist (schon) entschieden! / Das ist gut gemacht / Das ist leicht gesagt / Das ist schnell getan.*

7.3. Es gibt aber auch die Kontexte der verbalen Formen, die man nur als Stativ und nicht als Passiv auffassen muss: a) resultatives *sein*-Zustandsintransitiv: *Das Haus ist völlig abgebrannt / Der Teich ist ganz gefroren*; b) resultatives *sein*-Zustandsreflexiv: *Der Junge ist verliebt*; c) nicht-resultatives Zustandsreflexiv, d.h. die Sätze des Typs: *Ich bin damit beschäftigt*; d) resultatives *sein*-Zustandsemotiv (Zustandsform der psychischen Verben): *Paul ist empört*; e) die allgemeine Zustandsform, d.h. die Sätze des Typs: *Milch ist in der Flasche enthalten / Das Gestein ist mit Erzen durchsetzt / Die Stadt ist / wird von Bergen umgeben // Die Stadt ist / wird durch den Fluss von dem Wald abgegrenzt* (vgl. Helbig/Buscha 1984, Czarnecki 1983, Czarnecki 1999, Leiss 1992).

Literatur

Czarnecki, Tomasz (1983): *Zum Problem des Zustandspassivs im Deutschen*. In: *Germanistisches Jahrbuch DDR – VRP. Kultur- und Informationszentrum der Deutschen Demokratischen Republik*. Warszawa, 153-168.

- Czarnecki, Tomasz (1985): *Das Passiv im Deutschen und Polnischen. Form und Verwendung*. Warszawa.
- Czarnecki, Tomasz (1998): *Aspektualität im Polnischen und Deutschen. Bedeutungen und Formen in einer konfrontativen Übersicht*. Gdańsk.
- Czarnecki, Tomasz (1999): *Zum Status des Perfekts im Deutschen*. In: Kałny A./Schatte Ch. (Hg.): *Das Deutsche von innen und außen*. Poznań, 25-35.
- Czarnecki, Tomasz (2008): *Passiv und Perfekt*. In: Mikołajczyk, B./Kotin, M. (Hg.): *Terra grammatica. Ideen – Methoden – Modelle. Festschrift für Józef Darski zum 65. Geburtstag*. Frankfurt a.M., 93-99.
- Drosdowski, Günther (1984): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache* [= Duden, Bd. 4]. Mannheim.
- Eisenberg, Peter (1994): *Grundriß der deutschen Grammatik*. Stuttgart.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1984): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Leipzig.
- Leiss, Elisabeth (1992): *Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung*. Berlin.
- Thieroff, Rolf (1992): *Das finite Verb im Deutschen. Tempus – Modus – Distanz*. Tübingen.

Klaus Hammer

Slupsk (Polen)

ABGESANDTE AUS DEM WORTREICH BUKOWINA. INTERKULTURALITÄT IM LYRISCHEN SPÄTWERK VON ROSE AUSLÄNDER

Heimatverlust und permanentes Unbehaustsein, Identität und Fremdheit, Lebensferne und Lebenshunger, Verwundbarkeit und Kompromisslosigkeit, Zorn und Zärtlichkeit, Bitterkeit und Sehnsucht öffneten provokativ und produktiv bei Rose Ausländer einen inneren Gesprächsraum mit der Sprache. Aus diesem Gespräch mit der Sprache lebt ihr Gedicht, ihm entspringt es. Denn Schreiben bedeutete für sie Erfinden und Finden im Wort, auch existentiell verstanden als „Überleben im Wort“, Schreiben bedeutete überhaupt „Leben, Überleben“ (Ausländer 2001: 10). Der lyrische Dialog mit einer aus Distanz erinnerten, einer gelebten wie geträumten Wirklichkeit bedingt den „hohen Grad an Repräsentanz“, die ihre Spätlyrik auszeichnet (Vogel/Gans 1997: 6). Während viele ihrer ins Exil getriebenen jüdischen und deutschen Dichtergefährten in Verzweiflung, Resignation und Selbstaufgabe verfielen, führte sie das Durch-Schreiben-sich-am-Leben-Erhalten zu einer Selbstbehauptung und Widerstandskraft, zu einem unermüdlichen, ungebrochenen Schaffen, zu einer Erwidern auf endlose Fragen, die ansteckend auch auf die Leser ihrer Gedichte wirkt. „Ich habe, was man Wirklichkeit nennt, auf meine Weise geträumt, das Geträumte in Worte verwandelt und meine geträumte Wortwirklichkeit in die Wirklichkeit der Welt hinaus geschickt. Und die Welt ist zu mir zurückgekommen“ (Schaumann 1991: 85).

Sie gilt als eine der bedeutendsten Dichterinnen des 20. Jahrhunderts, aber dennoch ist sie ein Geheimtipp für Kenner geblieben. Wie ihr jüngerer Dichterkollege Paul Celan stammte auch Rose Ausländer aus Czernowitz im damaligen österreichischen Kronland Bukowina und wuchs in jüdisch-deutscher Bildungstradition auf. Die vielsprachige und multikulturelle Welt der Bukowina, in der Ruthenen, Rumänen und Deutsche, polnische und ungarische Minoritäten lebten, in der germanische und slawische, christliche und jüdische Strömungen sich begegneten, wurde der Quellgrund ihrer Dichtung. Doch bereits in jungen Jahren musste sie in die USA auswandern, um dort als Journalistin eine neue Existenz zu suchen. Erste Gedichte erschienen in dortigen deutschsprachigen Medien. 1930 kehrte sie in ihre Geburtsstadt Czernowitz zurück (die Bukowina stand inzwischen unter rumänischer Staatshoheit) und schlug sich als Sekretärin, Übersetzerin, Englischlehrerin, als Arbeiterin in einer chemischen Fabrik durchs Leben. 1939 kam ihre

erste Lyriksammlung „Der Regenbogen“ heraus, mit Gedichten in strengen metrischen Formen, strophischen Kompositionen und Reimen.

Als Hitlers SS 1941 Czernowitz besetzte, begann das Leiden der Juden der Bukowina. Zu den 5000 Überlebenden – allein 55 000 Czernowitzer Juden wurden hingerichtet – gehörte Rose Ausländer, die die jetzt russische Bukowina verließ und nach Bukarest ging. Der ebenfalls aus der Bukowina kommende Lyriker Alfred Margul-Sperber, der schon 1928 die große Begabung der jungen Dichterkollegin erkannt hatte, nannte sie in ihrer Abschiedslesung im überfüllten Bukarester Dallas-Saal die „schwarze Sappho unserer östlichen Landschaft“ (Margul-Sperber 1991: 71). Denn 1945 wanderte Rose Ausländer zum zweiten Mal in die USA aus, vermochte zunächst nur in Englisch, nicht in ihrer deutschen Muttersprache, der Sprache der Mörder ihres Volkes, zu dichten. 1957 trat sie eine Europareise an und traf in Paris Paul Celan wieder, der sie zu einer radikalen Änderung ihres Schreibstils anregte. Seit 1965 hielt sie sich in Deutschland auf, lebte von 1972 an im Nelly-Sachs-Haus der jüdischen Gemeinde in Düsseldorf. Seit 1978 ganz ans Bett gefesselt, starb sie 1988 in ziemlicher Einsamkeit, bis zuletzt Gedichte gegen das alltägliche Sterben schreibend, Gedichte, die immer lapidarer und strenger, zugleich melodisch-liedhaft wurden, reduziert bis zum bloßen, offen liegenden Kern. Denn „Schreiben war Leben. Überleben“ für sie.

Immer hat sie sich zu ihrem von Flucht, Verfolgung und Tod bestimmten Leben eine Gegenwelt aufgebaut, eine Welt der Hoffnung, der Geborgen- und Abgeschiedenheit. Und doch ist sie sich immer wieder der Erfahrung individueller Entfremdung und Vereinzelung bewusst, denn die Exilrealität erlaubt keine Hoffnung auf eine neue Heimat. Das bekennende lyrische Subjekt, das sich über die Poesie zum Menschen bekennt – „zum Menschen/bekenne ich mich /mit allen Worten /die mich erschaffen“ (Ausländer 1990: 172), heißt es in dem Gedicht „Bekenntnis“ – formuliert also seine Realität einzig über die Poesie. Heftig hat sich die Dichterin gegen das Aufgeben eigener Ansprüche, gegen Verdrängungen, Tröstungen und Beschwichtigungen, gegen jede Harmoniebestrebung gewehrt. „Es heißt /das Meer sei rund /die Erde rund /der Himmel rund /kann /so viel Rundes /so viele Ecken haben“ (ebd.: 190), fragt sie und besteht auf Ecken, Kanten, auf ihren schmerzhaften Realitätserfahrungen ebenso wie auf den Träumen, die immer wieder dieser Wirklichkeit widersprechen, an ihr zerplatzen, um erneut anzusetzen, noch einmal aufzubrechen, zu leben und zu lieben. „Ich verzichte /nicht /auf Blumen und Musik /auf meinen Zorn /über das Hungern Tausender /auf das Lächeln eines Menschen /auf harte und zarte Worte /auf das Da-Sein /in einer unfassbaren Welt /Ich verzichte gern /auf den Tod /der nicht auf mich verzichtet“ (ebd.: 322-323).

Ihr lyrisches Werk – sie datierte ihre Gedichte nicht – liegt in einer 16bändigen Taschenbuchedition vor – es gibt auch eine schmale Auswahl von ins Polnische übertragenen Gedichten –, aber der größte Teil der Prosa, essayistischen und journalistischen Arbeiten, poetologischen Äußerungen und der Briefkorrespondenz harren im Düsseldorfer Nachlass des Heinrich-Heine-Institutes noch der Erschließung. Leben und Werk der Rose Ausländer bilden eine unverwechselbare Einheit – jede ihrer Lebensstadien hat sie auch poetisch reflektiert. Bis in Kindheit und Jugend reichen die Anklänge an das Judentum, besonders an das Ostjudentum und den Chassidismus zurück. Lebenslang hat sie sich mit der Philosophie Spinozas und der Weiterentwicklung des spinozistischen Pantheismus durch Constantin Brunner beschäftigt. Ihrer Beziehung zur Heimatlandschaft Bukowina, zu ihren geographischen Lebensstationen, zu Menschen, zum Geliebten, zu den Eltern, zu Künstlerkollegen wie Nelly Sachs, Käthe Kollwitz, Celan, Cézanne, Picasso, Chagall, Heine oder Trakl hat sie ergreifenden Ausdruck verliehen. In einem einzigartigen Reichtum von Bildern und Stimmungen, Märchen und Mythen beschwört sie Urthemen und Urworte der Poesie,

spricht vom Atem, von der Erde, von Trauer und Tod, von Mond und Sternen, Glück und Traum, Vogel und Blume, und diesen Urbegriffen vermag sie durch das Zusammenfügen von scheinbar Gegensätzlichem ganz neue Facetten abzugewinnen. Die Metaphernfelder sollen eine Welt fassbarer wie geträumter Wirklichkeiten eröffnen, einen erinnerungsreichen Assoziationsraum, der sich jedem Leser auf andere, auf ganz eigene Weise erschließt.

Die Bukowina – ein erinnerungsreicher Assoziationsraum

Für Rose Ausländer wie für andere deutschsprachige jüdische Bukowiner Dichter war Deutsch einerseits Muttersprache und andererseits ist sie zur Mördersprache geworden. Viele Autoren haben das jüdische Erbe erst nach dem Holocaust entdeckt und sich bewusst zum Judentum bekannt. Sie wandten sich religiösen Themen in der Hoffnung zu, die Erklärung für ihr Schicksal zu finden. Die Identität der Bukowiner Autoren ist nicht nur durch die Zugehörigkeit der deutschen Kultur und zur jüdischen Tradition, sondern auch durch die Herkunft aus der multikulturellen Umgebung der Bukowina geprägt worden. Ihre Werke leben von der Erinnerung an die Bukowina, an ihre Landschaft und an die verschiedenen Völker mit ihren unterschiedlichen Traditionen, Liedern und Bräuchen. Immer wieder kann man in ihren Gedichten den Einfluss des rumänischen Volksliedes, die Spuren des ukrainischen Aberglaubens, die Prägung der jüdischen Mystik entdecken. „Warum schreibe ich?“, fragt Rose Ausländer. „Vielleicht weil ich in Czernowitz zur Welt kam, weil die Welt in Czernowitz zu mir kam. Jene besondere Landschaft. Die besonderen Menschen. Märchen und Mythen lagen in der Luft, man atmete sie ein. Das viersprachige Czernowitz war eine musische Stadt, die viele Künstler, Dichter, Kunst-, Literatur- und Philosophieliebhaber beherbergte. [...] Sie hat [...] zwei Generationen deutschsprachiger Dichter hervorgebracht“ (Ausländer 2001: 8).

„Aus der Distanz des Exils imaginiert Rose Ausländer rückwendend die Landschaft ihrer Kindheit und Jugend: die Bukowina“, schreibt Jutta Kristensson (Kristensson 2000: 131). In diesem „Land zwischen Orient und Okzident“ führt die strenge, hohe Berglandschaft der Karpaten über eine sanfte Hügelandschaft in die fruchtbare Ebene des Pruth-Flusses, an dessen Ufer Czernowitz liegt. „Herkunft und Verwurzelung in einer Landschaft sind die thematischen Schwerpunkte, die aus der zeitlichen und räumlichen Entfernung als euphemistisch erscheinen“, heißt es bei Jutta Kristensson weiter (ebd.: 131). So kann in der Tat beim ersten Lesen der Eindruck entstehen, dass die Bukowina hier undifferenziert als „Oase friedlichen Zusammenlebens der Völker“ (Colin 1994: 21) wiedergegeben wird.

Wie erinnert und imaginiert Rose Ausländer ihre Zugehörigkeit zu ihrer Heimatlandschaft, die man als Natur- wie (Multi-)Kulturlandschaft zu begreifen hat? Vier Gedichte tragen den Titel *Bukowina*. Das erste, ein neo-romantischer Gedichtentwurf mit größtenteils konventioneller Gedichtform, kann als Kontrast zu den anderen spätlyrischen Gedichten verstanden werden:

Bukowina I

Tannenberge. Grüne Geister:
In Dorna-Vatra würgen sie

Das Harzblut. Alte Sommermeister
Treten an ihre Dynastie
Felder im Norden. Buchenschichten
um Czernowitz. Viel Vogelschaum
um die Verzauberten, die den Gesichtern
vertrauen, ihrem Trieb und Traum.
Die Zeit im Januarschnee versunken.
Der Atem raucht. Die Raben krähen.
Aus Pelzen sprühen Augenfunken.
Der Schlitten fliegt ins Sternverwehn.

Der Rosenkranz in Weihrauchwogen
Rinnt durch die Finger. Sagentum
Und Gläubige. In Synagogen
Singen fünftausend Jahre Ruhm. (Ausländer 2001: 13)

Dieses Erinnerungsgedicht ist ein Erlebnisgedicht auf dem Hintergrund einer realen Landschaft, die mit wenigen Strichen fixiert wird. Die reale Landschaft wird reduziert auf einige Bildelemente. Das Gedicht enthält keine geschlossenen Eindrucksbilder, sondern Zeichen, Markierungspunkte, „trigonometrische Punkte“ (Günter Eich), denn die Metapher ist für Ausländer hier noch etwas Vorläufiges. Die Lyrikerin hält sich unter Preisgabe eines nicht mehr fassbaren Zusammenhanges an einige umgrenzte, fassbare Elemente.

Der Reduktion des Gesamtbildes auf elementare Zeichen entspricht die Zurückführung und Beschränkung des Sprachbestands auf eine vorherrschende Wortart: das Dingwort, das Substantiv, das durch Adjektiv und Verb lediglich angereichert wird: „Tannenberge“, „Geister“, „Harzblut“, „Sommermeister“, „Dynastie“, „Felder“, „Buchenschichten“ usw. Zwei Ortsangaben: Dorna-Vatra und Czernowitz reichen für die Topographie aus. Die Substantive tragen die Satzbögen wie feste Säulen, die Verben konturieren die dichterische Vision – und dennoch beschränkt sich Rose Ausländer nur auf ein andeutendes Nennen der Dinge. Die logische Abgrenzung, der lückenlose sprachliche Zusammenhang wird vermieden. Trotzdem wird durch das Thema des Gedichtes ein gewisser Zusammenhang gewahrt. Nicht die Landschaft ist das Sujet des Gedichtes, sondern der Bewusstseinszustand dessen, der die Landschaft auf sich wirken lässt/lassen: „die Verzauberten, die den Gesichtern vertrauen, ihrem Trieb und Traum“ (Ausländer 2001: 13). Die „Verzauberten“ registrieren während der Schlittenfahrt keine Naturbilder, sondern Traum- oder Erinnerungserlebnisse. Allerdings ist hier die Tendenz zur „Verklärung“ einer Kinderwelt verräterisch und auch die prosanahe Sprechweise: Je ein Bildsatz bildet als syntaktische Einheit einen Abschnitt der Zeilenkomposition. Man kann diese Form eine Traum-Niederschrift nennen. Die Struktur des Traumes, seine Sprunghaftigkeit und sein Bildsinn wird bestimmend. Das metaphorische Schweben dieser Zeilenkomposition ist der Charakter der Traum-bilder.

Die Reduktion der Syntax auf das Substantiv, die Vereinzelung der Sprachmittel, das aufzählende Nennen anstelle von Fügung und Verbindung, die Aufgabe einer Gesamtordnung, die Betonung des einzelnen Augenblicks durch ständige Neueinsätze, elliptische Wendungen – diese Begriffe könnte man auf dieses Gedicht anwenden.

Im Jahre 1976 schreibt Rose Ausländer dann die Gedichte *Bukowina II* und *III*.

Bukowina II

Landschaft die mich
erfand
wasserarmig
waldhaarig
die Heidelbeerhügel
honigschwarz

Viersprachig verbrüdete
Lieder
in entzweiter Zeit

Aufgelöst
strömen die Jahre
ans verflossene Ufer (Ausländer 2001: 17-18)

Was dieses Zwölfzeilen-Gedicht von *Bukowina I* unterscheidet, ist zunächst die literarische Figur, die von der Landschaft „erfunden“ wird und die sich aufgelöst hat im „Strömen der Jahre“. Das Ich-Bewusstsein ist nur noch in metaphorischen Sensationen da – „wasserarmig“, „waldhaarig“, „honigschwarz“, letzteres ein Oxymoron, denn der goldfließende, lebenspendende Honig hat eine bedrohliche Färbung angenommen – und die Natursensationen nur in metaphorischen Gebärden. Die Metaphorik schafft also hier diese Schweben, in der das von der Landschaft „erfundene“ Ich von diesem Kultur- und Naturraum umfassen wird. Dabei vermittelt die Sprache den Naturvorgängen eine besondere Perspektive, einen menschlichen Bezug: „-armig“, „-haarig“, der sie als eine zwar eigene, dem Menschen aber nicht gegenüberstehende Welt bewusst macht. Von der „wasserarmigen“ und „waldhaarigen“ Landschaft, dem „honigschwarzen Heidelbeerhügel“ über die „viersprachig verbrüdeten Lieder in entzweiter Zeit“ bis zum „Strömen der Jahre“ im geschichtlichen Prozess wird hier der Bogen geschlagen. „Verbrüderung“ und „Entzweiung“ sind hier die polaren Entgegensetzungen im menschlichen Bereich, während die Partizipialkonstruktion „aufgelöst“ den Kultur- und Naturraum kontrastiert. Durch das Nicht-Festlegen der Bedeutung ergibt sich eine schwebende Bezüglichkeit zwischen Erinnerung und Gegenwart, Traumerfahrung und Realität. Der von der Landschaft „Erfundene“ ist zum deutenden Attribut eines Menschen geworden, das dichterische Bewusstsein hat sich der Befindlichkeiten des Geistes bemächtigt.

Man kann aber auch noch weiter gehen. Das lyrische Ich spricht im Präsens und wird von Vergangenheitsformen umgeben, dem Imperfekt „erfand“ und dem Partizip Perfekt „verflossen“. Einige in sich abgeschlossene Stationen der Natur- und Kulturlandschaft sind in typisierenden Bildern aus dem Fluss der Zeit herausgehoben und aneinandergereiht worden. Die Kontinuität ist aufgehoben durch frei einsetzende, wählende Erinnerung. Vor allem aber ist dem Gedicht eigentümlich, dass es die Perspektive auf die vergangene Kindheitslandschaft und damit auf ein abgeschlossenes Ganzes streng festhält. Als Eigenart der Verse dieser Dichterin drängt sich schon beim ersten Anhören ihre zögernde, besonnene Bewegung auf. Die Kola, die Sprecheneinheiten, sind kurz; in sie werden durch ständige Zeilenbrechungen noch Zäsuren gelegt. Diese Zäsuren besonders

halten den Fluss auf, setzen zusätzliche Sinnakzente, schaffen Pausen um die Wörter und Satzteile. Das Einzelwort hat große Intensität zu beweisen, daher fehlen Füllungen, Floskeln, sinnschwache Konjunktionen. Die innere Form des Gedichtes wird bestimmt durch Erinnerung, durch den bewussten Versuch, etwas Vergangenes als Vergangenes zu konkretisieren. Vergangen ist nicht nur die Zeit der Kindheit und des Heranwachsens, sondern auch die Welt, in der sie verbracht wurde. Ja, die Landschaft der Bukowina wird

nicht als politisches, nationales Vaterland, sondern als Geburtsheimat vorgestellt. Die mehrdeutige Wendung ‚die mich erfand‘, gebrochen durch Zeilensprung (Enjambement), verweist auf einen Akt des Findens und Erfindens. Das Ich wird biographisch geortet und der poetische Schöpfungsakt beginnt mit der fiktiven Personalisierung der Landschaft durch die Sprache, das lyrische Ich (er)findet sich in seinen Erinnerungsbildern der Bukowinaheimat. (Vogel/Gans 1996: 93)

Doch eine solche Welt heute zu erinnern, bedeutet zwangsläufig den Eintritt in politische Funktionszusammenhänge, weil diese Gebiete, die Bukowina, heute nicht mehr mit „viersprachigen Verbrüdeten“ (gemeint sind die Sprachen Deutsch, Jiddisch, Rumänisch, Ukrainisch) besiedelt sind und ihre Nennung unweigerlich Beziehungen zu den Kriegsergebnissen und –folgen herstellt. Dem entspricht das Gedicht durch seine ganze Struktur von Erinnerungen, die alles (traum)bildhaft Beschriebene nur als Fernes, Unwiederholbares aufnimmt. Die Kindheits- und Heimatlandschaft, die in knappem Bild evoziert wurde, wird am Ende von der Reflexion eingeholt: „Aufgelöst / strömen die Jahre / ans verfllossene Ufer“ (Ausländer 2001: 18). Nur im Gedicht, in der formenden Anstrengung des Bewusstseins, können die „aufgelöst strömenden Jahre“ noch erhalten werden. Ohne die Wehmut und Bitterkeit zu verschweigen, bescheidet sich das Gedicht mit der reinen Erinnerung. Die Heimat und die alte Welt leben fort in einem Gedenken, das von Wünschen nach Rückkehr und Neuanfang frei ist.

Demgegenüber wird die Bukowina „verheißungsvoller“¹ im nächsten Gedicht *Bukowina III* mit der Personifizierung „Grüne Mutter“ vorgestellt. Diese Mutter-Personifizierung als Gegenbild zum Selbst dürfte der Versuch sein, gegen die zerstörerische psychische Erfahrung ein dichterisches Gegengewicht – der Verheißung – zu schaffen. Die inneren Möglichkeiten des Ich-Bewusstseins werden in die Metapher einer gedeuteten Gestalt projiziert. Die gegenwärtige Lebendigkeit dieses Erinnerungsausschnitts wird hervorgehoben durch die Verbreiher im Imperativ und Präsens: „trink“, „sagt“, „lädt...ein“, „tragen“ und „versteh“.²

Bukowina III

Grüne Mutter
Bukowina
Schmetterlinge im Haar

Trink
sagt die Sonne

¹ „Wer hat den Schlüssel Verheißung“, heißt es in dem Gedicht *Schnee im Winter*.

² Eine ausführliche Interpretation von *Bukowina III* gibt Jutta Kristensson (2000: 133ff.).

rote Melonenmilch
weiße Kukuruzmilch
ich machte sie süß
Violette Föhrenzapfen
Luftflügel Vögel und Laub

Der Karpatenrücken
väterlich
lädt dich ein
dich zu tragen

Vier Sprachen
Viersprachenlieder

Menschen
Die sich verstehn (Ausländer 2001: 20-21)

So wie die Landschaft die Betrachterin „erfunden“ hat, erfindet die Autorin ihre Landschaft der Kindheit wieder sprachlich und gewinnt sie zurück durch das Wort. Dieses spiegelbildliche Verhältnis stellt sich jetzt wieder her durch die symbiotische Mutter-Bindung. Die „Grüne Mutter Bukowina“ wird hier allegorisch übertragen auf den Landschaftsbereich und mit menschlichen Eigenschaften ausgestattet, sie ist dekoriert mit „Schmetterlingen im Haar“ und wird durch die Sonne aufgefordert, rote Melonen- und weiße Kukuruzmilch zu trinken. „Die fürsorglichen Eigenschaften der ‚Mutter‘ Natur durch Sonne und Landschaft werden ein zweites Mal allegorisch erweitert durch den ‚väterlichen‘ Karpatenrücken, der trägt und Vertrauen evoziert“ (Kristensson 2000: 133). Die erinnerte Landschaft der Kindheit wird so assoziiert mit der ersten Grunderfahrung der Geborgenheit und des Vertrauens im Elternhaus. Es kommt zu einer poetischen Verschmelzung der Landschaft mit den sozialen Beziehungen in Elternhaus und Familie und umgekehrt des Mutter- und Vater-Bildes mit der Landschaft. Die anthropomorph visualisierte Landschaft, das symbiotische Verhältnis von Individuum und Natur wird dann abgelöst von der Erfahrung der multikulturellen Begegnung mit vier Sprachen: „Menschen / die sich verstehen“.

Sowohl der Vokalismus als auch der Rhythmus des Gedichtes dient der Hervorhebung und der Sinngebung. Das entspricht im Rhythmischen der These, dass die Bilderwelt Rose Ausländers erst durch die Bedeutung Sinn und Struktur im Gedicht erhält. An und für sich könnten die Bildsätze dieses Gesanges der Welt Nachträumen angehören und entstammen. Aber durch die Komposition und durch die Auswahl rückt die Traumbildfolge in eine Sinnbedeutung, die überhaupt erst das Gedicht zur Höhe des Gesanges erhebt. In *Bukowina I* tauchten Bilder des Traumes, der Ruhe, der Bewegung, der Zeit, der Erinnerung in bunter Folge auf; hier aber sind die Bilder in verschiedenen Stufen geordnet, so dass eine „allegorische“ Metaphorik – „Grüne Mutter Bukowina“ und „väterliches“ Karpatengebirge – des Weges in der Erinnerung entsteht. Auf dem Umweg über ein poetisiertes Mutter- und Vaterbild knüpft das lyrische Subjekt nicht nur an seine verlorene Vergangenheit, an seine Heimat, die Bukowina an, sondern an die Entwicklungsphasen der Bukowiner jüdischen Nationalität, die verlorene Heimat und Eigenart, an die Integration der Bukowiner Juden in Landschaft, Natur, Gesellschaft und Lebenswelt. Auf diese Weise erschafft sich das lyrische Subjekt das Verlorene immer wieder

neu und begegnet so dem eigenen Zustand von Fremdsein durch eine Synthese aus Erinnerung und Fiktion. Auch im imaginierten Gesang der Nachtigall in dem Gedicht *Meine Nachtigall* definiert sich das lyrische Subjekt immer wieder neu als Teil der emanzipierten Bukowiner Juden.³

Überblickt man die verschiedenen Bukowina-Fassungen, dann zeigt sich, dass einerseits durch Erweiterungen und Steigerungen das Heimat-Thema bedeutend ausgeschritten wird, andererseits durch bedeutende Raffung und Verkürzung ganze Verskomplexe einfach ausgelassen werden. Andere Versgruppen sind so zusammengezogen, dass sie auch ihren Sinn verändert haben. Durch solche Verkürzungen und Raffungen schrumpft das Gedicht von den kompakten vier Viererblöcken (*Bukowina I*) zu den ungleichmäßigen, kurzen, aber rhythmischen Strophen von *Bukowina II*. Es erweitert sich wieder zu den höchst sinnfälligen Versen von *Bukowina III* und wird dann in *Bukowina IV* wieder auf die erste Fassung zurückgreifen, nun aber bereichert mit Erkenntnissen der zwei darauffolgenden Fassungen. Damit verändert sich jedes Mal auch der Charakter des Gedichtes.

Die erste Fassung hat durchaus elegischen Charakter in der beschreibenden Nachbildung des imaginierten Heimat-Erlebnisses. Es ist eine Traumvision mit Rückerinnerung an die verloren gegangene Heimatlandschaft. Die zweite Fassung aber wendet das elegische Thema entschieden ins Hymnische. Die locker reihende Strophenform ist zum Träger einer hymnischen Thematik geworden. Das „Darzustellende“, dem sich jetzt die Dichterin unterordnet – die Schlittenfahrt durch die winterliche Landschaft entfällt –, tritt durch die Zurückdrängung der persönlichen Erinnerungen hervor. Was damit erreicht wird, ist aber auch eine deutlichere Herausarbeitung des Heimat-Themas. Es ist jetzt nicht nur eine metaphorische Reminiszenz als Eingang, sondern das neue Thema des Heimat-Gesanges, das auch einen völligen Neuanfang erfordert. In *Bukowina III* werden die „viersprachig verbrüdereten Lieder in entzweiter Zeit“ – dieser Gegensatz in sich selbst – harmonisch aufgelöst in die versöhnende Gebärde „Viersprachenlieder“ von „Menschen, die sich verstehn“. Die Trauer über die Menschen, die getötet wurden oder die, die Flucht ergreifen mussten, verwandelt sich in ein Naturbild und in eine Reflexion. Mit der Umwandlung vom Elegischen ins fast Hymnische hängt offensichtlich auch die Verkürzung der Metaphern zusammen.

In der ersten Fassung fallen noch überlieferte Metaphernformen auf. All diese mehr oder weniger überlieferten Metaphern werden in der zweiten Fassung aufgegeben zugunsten einer verschwiegenen Metaphorik, die nun das ganze Gedicht durchzieht. Die metaphorischen Bilder der ersten Fassung sind doch mehr oder weniger matt gegenüber der visionären Wirklichkeit der zweiten Fassung. Man kann von einer Konkretisierung der Metapher sprechen. Die Tendenz, die Zweischichtigkeit der Metapher zu verwischen, ist offenbar. So wie die Sprache voller Metaphern steckt, deren metaphorisches Entstehen nicht mehr sichtbar ist, versucht auch diese Sprache eine dichterische Wirklichkeit zu erschaffen, die nicht mehr als metaphorische Zwischenwelt zu erkennen ist. Erst wenn man dem Sinn der neuen Wortfügungen nachgeht, entdeckt man die zwei Schichten, die ständig ineinander übergehen: die Traum- und Erinnerungsschicht des Gesanges und die Lebensschicht der Dichterin. Das ganze Gedicht ist zu einer Metapher geworden. Das lyrische Ich wird zum Attribut der von der Erinnerung heimgesuchten

³ Eine Analyse des Gedichtes *Meine Nachtigall* in: Hartmut Merkt: *Poesie in der Isolation. Deutschsprachige jüdische Dichter in Enklave und Exil am Beispiel von Bukowiner Autoren seit dem 19. Jahrhundert. Zu Gedichten von Rose Ausländer, Paul Celan und Immanuel Weißglas*. Wiesbaden 1999. S. 200ff.

Dichterin. Die Dichterin rettet sich sozusagen vor dem Schicksal in die Figur des lyrischen Ich. Damit wird erreicht, und das scheint die ästhetische Notwendigkeit der Umarbeitung zu sein, dass die „zerbrochenen Bilder“ sich wieder zu einer höheren metaphorischen Einheit zusammenschließen. So entstehen Bilder und Bezüge, die nicht wirklich und nicht unwirklich sind, sondern eine rein sprachlich-geistige Existenz haben. Die Traumbild-Existenz geht in eine metaphorische Existenz über.

Die Metaphorik führt also keineswegs zu einer Verflüchtigung ins Bedeutungshafte, sondern letztlich zu einer neuen Konkretisierung der Traumbilder in Naturerscheinungen und menschlichen Verhaltensweisen. Die moderne Metapher war ja zunächst deutende Metapher, so besonders als Farb- und Wert-Adjektiv. Aber noch innerhalb der Ausländerschen Metaphorik vollzieht sich die Wendung zu einer neuen Natur-Metapher als Schmuck der Rede, weil sie das Bild der Natur gegen die Zerstörung des Menschen stellt. So kommt es, dass die Ausländerschen Gedichte in ihrer metaphorischen Schicht ein verklärtes oder ein dunkles Bild der Natur zeigen, das in sich schon Sinn und Zweck des Gedichtes zu sein scheint. Rose Ausländer gelingt es durch die Metaphorik ein Gedicht zu schaffen, das zugleich geistig bedeutend und sinnhaft anschaulich ist. 1982 entstand dann noch ein Spätgedicht:

Bukowina IV

Grüner Walddiamant
Laubwälder im Norden
voll jubelnder Vögel

Im Süden
nördliche Kühle
Fichten Dreieckgebirge

Vierliederland

Langsame Menschen
ihre runden Blicke
kreisen
um die vielgestaltige
Heimat (Ausländer 2001: 23)

Hier ist erneut zu fragen: Welche Möglichkeit hat der Lyriker, um den Durchbruch durch die Zeit ins Wort zu bannen, wie kann die begrifflich nicht fassbare Wirklichkeit sprachlich zum Ausdruck kommen? Die Dichtung darf sich nicht festlegen auf ein Entweder-Oder, sie soll nicht den Gesetzen einer linearen Logik folgen, sondern ihr Ort ist dort, wo die Gegensätze aufgehoben, als Einheit auf einer höheren Stufe empfunden werden. Die Aufhebung der Gegensätzlichkeit, die Vereinigung des Unvereinbaren erscheint in *Bukowina IV* als paradoxe Sprachfügung Norden–Süden: im Norden Laubwälder voll jubelnder Vögel, im Süden nördliche Kühle. Dem geometrisch vorgestellten Dreiecksgebirge werden die runden Blicke der Menschen gegenübergestellt, die um die vielgestaltige Heimat kreisen. Rose Ausländer will durch ihre Sprachparadoxien die Möglichkeiten der sprachlichen Darstellung bis an die Grenzen dessen ausschöpfen,

was überhaupt auszudrücken ist. Eine andere Wirklichkeit soll erfasst, das fast Unsagbare soll sagbar werden. Aufhebung aller Vielheit, aller Gegensätzlichkeit in Richtung eines als Einheit erlebten Seins; das sind Aspekte einer – wenn auch säkularisierten – mystischen Welterfahrung.

Die Bukowina war die Landschaft, in der ein wesentlicher Teil der chassidischen Geschichten zu Hause war, die erstmals von Martin Buber gesammelt, in schriftliche Form gebracht und veröffentlicht wurde. Die Dichterin war mit der mystischen Tradition der Chassidim schon durch ihren Vater, der sich in jungen Jahren vom Wunderrabbi von Sadagora ausbilden ließ, dann aber sich der Lebenswelt aufgeklärten jüdischen Bildungsbürgertums in Czernowitz zuwandte, bestens vertraut. Und die chassidischen Kindheitserinnerungen liefern bis in ihr hohes Alter „den Grundstoff und die archetypischen Bilder ihrer poetischen Weltsicht“ (Firges 2001: 23). Das Paradox erscheint hier als Ausdruck einer die übliche Erfahrung übersteigenden Erfahrung, die sich dem logisch geordneten Sprachablauf entzieht.

Neben Paul Celan sind vor allem die Gedichte von Rose Ausländer von solchen paradoxen Strukturen bestimmt. Man könnte sie als metaphysische Lyrik bezeichnen, wenn man diese Bezeichnung so versteht, dass sie nicht vorrangig die Suche nach einer Transzendenz, sondern vielmehr die Suche nach dem Grund der menschlichen Existenz ausdrückt. Der Versuch, die komplexe Realitätsbeziehung des modernen Menschen auszudrücken, das kaum Fassbare in Worte zu kleiden, das Unbedingte in der bedingten menschlichen Existenz darzustellen, dieser Versuch findet seine poetische Entsprechung in einer solchen paradoxen Sprachfügung. Von dieser Perspektive aus wird eine gewisse Parallele zwischen mystischen Ausdrucksformen und bestimmten Darstellungsweisen der modernen Lyrik verständlich, denn in beiden Bereichen geht es darum, eine transzendierende Sprache zu schaffen, die das beinahe Unausprechliche auszusprechen vermag. Der Ausdruck dieses widersprüchlichen Unterfangens ist eben das Paradox.

Die Technik der paradoxen Darstellungsweise, vor allem die Verbindung logischer Gegensätze in *einem* Sprachmuster ist seit der antiken Rhetorik als so genanntes Oxy-moron bekannt. Die Gegensatzstruktur der Gedichte Rose Ausländers ist einerseits Spiegelung dialektischer Welterfassung – aus einer an sich unsagbaren Seelenlage heraus. Das Paradox kann aber auch Ausdruck einer Realdialektik sein – wie das Gedicht „Zuvor“ („[...] eh die Zeit anfang /Sommer /richtig wie der Atem /ein Schwalbenspiel /arglos // bis /der glückliche Hund /vergiftet im Garten lag /und der Garten lag grau /in der vergifteten Luft“) (Ausländer 2001: 27), das die Polarität wie das Ineinander-Übergehen von Leben und Tod zum Thema hat. Darüber hinaus ist aber das lyrische Paradox, fern aller metaphysischen Befrachtung, eine Redefigur, die spielerische, geistreiche, verblüffende Wirkungen erzielt, das Spiel der Gegensätze wird zum virtuosen Kunstgriff. Diese Ansätze und Möglichkeiten, die schon in der Dichtung vergangener Zeiten angelegt waren, hat Ausländer in kühner Weise und mit einer Freiheit, wie sie vorher undenkbar schien, für sich genutzt. Sie versuchte, durch die Aufhebung der Schranken von Raum, Zeit und Kausalität, der „Königin der menschlichen Fähigkeiten“, der Phantasie, eine fast unbegrenzte Entfaltungsmöglichkeit zu schaffen.

Rose Ausländers poetologisches Bekenntnis

In einem 1978 geführten Interview mit Paul Assall gibt Rose Ausländer Auskunft über die schrecklichen Jahre nationalsozialistischer Verfolgung, des Sich-Verbergens in

einem Kellerversteck des Ghettos von Czernowitz – „Ja, das ist ein Leben im Sarg“ – und der sichtbaren Stigmatisierung – das Tragen des gelben Juden-Sterns. Auf die Frage, was diese Zeit heute für sie bedeute, antwortete sie: „Nur eine Erinnerung [...], aber über das Ganze kann man überhaupt nie hinwegkommen, über die Sache an sich, über so eine Sache wie Hitler kann man doch nie hinwegkommen [...]. Wie durch ein Wunder haben wir überlebt. Von den 60.000 Czernowitzer Juden haben nur 5 bis 6000 überlebt. Wenn die Nazis länger geblieben wären, wären auch wir noch drangekommen. Es kamen immer Transporte in die Vernichtungslager, wo die Juden erschossen wurden. Es wurden Gassen ausgehoben, unsere Gasse war noch nicht an der Reihe gewesen [...]“⁴

Angesichts der lebensbedrohenden Realität der Jahre 1941/44 sah die Jüdin Rose Ausländer nur zwei Möglichkeiten: „Entweder man gab sich der Verzweiflung preis, oder man übersiedelte in eine andere Wirklichkeit, die geistige. Wir zum Tode verurteilten Juden waren unsagbar trostbedürftig. Und während wir den Tod erwarteten, wohnten manche von uns in Traumworten – unser traumatisches Heim in der Heimatlosigkeit. Schreiben war Leben. Überleben“ (Hoghe 1991: 87).

Diese Aussagen – das Leben in „Traumworten“, um das Grauen der Realität zu verdrängen – muten wie eine Kommentierung ihrer Gedichtes *Biographische Notiz* an, in der als Folge der Erinnerung an die „brennende Nacht“ der NS-Zeit ihr Unterwegssein ohne Heimat beschworen wird:

Biographische Notiz

Ich rede
von der brennenden Nacht
die gelöscht hat
der Pruth

von Trauerweiden
Blutbuchen
verstummtem Nachtigallensang

vom gelben Stern
auf dem wir
stündlich starben
in der Galgenzeit

nicht über Rosen
red ich

Fliegend
auf einer Luftschaukel
Europa Amerika Europa

ich wohne nicht
ich lebe (Ausländer 2001: 145-146)

⁴ Rose Ausländer im Interview mit Paul Assall, zitiert nach: Kristensson 2000: 172.

Welcher Zusammenhang besteht hier zwischen dem Titel und dem tatsächlich von der Biographie Wiedergegebenen, zwischen Realität und Erinnerung? Was bedeuten die eingestreuten Metaphern, der offene Beginn und der ebenso offene Schluss? Das hüllen die scheinbar so klare und dennoch verschlüsselte Sprache und die alogische, assoziative Reihung der Bilder und Aussagen – „brennende Nacht“, „Trauerweiden“, „Blutbuchen“, „verstummter Nachtigallengesang“, „Rosen“, „Luftschaukel“ – in ein Dunkel. Denn es geht von der inhaltlichen Offenheit des Ganzen, der faszinierenden Montage und der verfremdeten Sprache eine starke Reizwirkung aus. Wie kann man den Zusammenhang zwischen Entgrenzung des Geschehenen und der Verfremdung der Sprache aufspüren?

Rose Ausländer zerlegt gleichsam ihr Leben in einzelne Ereignisse, Stationen, Zeitpunkte und Personen – von einem „Ich“ ist hier die Rede, aber auch von einem „Wir“ – und kombiniert diese Elemente im Feld dieses autobiographischen Gedichts auf eine Weise, dass neue – fiktive – Zusammenhänge entstehen. Was das lyrische Ich in der Erinnerung, beim Heraufholen der Bilder aus der Vergangenheit wahrnimmt, wird in unzusammenhängenden Bildfragmenten, als ein schon Erzähltes, Geformtes, quasi im Selbstgespräch, erinnert: „Ich rede /red ich /ich lebe“. Auch worüber nicht geredet wird – nämlich über Rosen –, wird geredet. Sprache ist der auslösende Reiz der Empfindung, nicht das Erlebnis weckt die sprachliche Gestaltung, sondern durch den Formcharakter der Sprache werden Erlebnisse geschaffen. Das Leben im Ghetto, das Tragen des „gelben Sterns“ heißt für das lyrische Ich Ausgrenzung, Existenzangst, Zerstörung der Identität, Todesgefahr. Das Heilszeichen Stern, das eigentlich Geborgenheit, Zuversicht vermittelt, ist zum Kainszeichen, zum Zeichen der Ausgrenzung geworden. Dem zerstörerischen Feuer wird das lebenserhaltende Wasser des Flusses Pruth gegenübergestellt, an dessen Ufer sich das Ghetto von Czernowitz befunden hat, die „brennende Nacht“ kann gelöscht werden. Jutta Kristensson hat schon darauf hingewiesen, dass paradoxerweise hier das Wasser durch das Feuer gelöscht wird, eine einfache, aber unlogische Umkehrung der Naturelemente und ihrer Eigenschaften (Kristensson 2000: 174). Naturgesetze scheinen durch die Gewalt der noch ungenannten menschlichen „Katastrophe“ außer Kraft gesetzt zu werden. Nur durch diese extreme und unlogische Verkehrung lasse sich das Entsetzen der Autorin über die nächtlichen Pogromereignisse in Czernowitz erahnen.

Im von gleicher Thematik handelnden Gedicht „Rauch“ ist dagegen von der „gebrochenen Säule Rauch“ des „ewigen Gettos“ die Rede, in der das Wort des lyrischen Ichs „schwarz geworden“ und die Stimme „erstickt“ ist: „Als ich /im Getto /erstarrte /erfror/ mein Herz/ im Kellerversteck“ (Ausländer 1990: 185). Die paradoxe Konfrontation von Transzendtem und Authentischem – das Ersticken der Stimme im Rauch des ewigen Ghettos, das Erstarren und Erfrieren des Herzen im Kellerversteck –, der lebensbedrohenden Elemente Feuer (Rauch) und Kälte, von Ersticken und Erfrieren – artikuliert hier sprachlich die Identitätserschütterung.

In unserem autobiographischen Gedicht nimmt die Natur Anteil am Leid der Menschen, sie hat Trauer angelegt bzw. auch sie ist vom Menschenleid nicht verschont worden. Die ganze Bukowina hat sich in einen gelben Stern verwandelt, fern von den anderen, „auf dem wir stündlich starben in der Galgenzeit“ (Ausländer 2001: 146). Der gelbe Stern ist das stigmatisierte Symbol für das jüdische Volk und zugleich, metaphorisch gesprochen, ein ganzer Planet, auf dem es kein Entrinnen vor dem Morden gibt. Dem Stern im Kosmos wiederum entspricht die „Luftschaukel“, die das lyrische Ich mit den Kontinenten verbindet. Aber die Rückkehr auf die Erde, in die Heimat ist ihm verwehrt. „Fliegen“ und „Luft“ sind hier die Entgegensetzungen zur Erd- und Bodenhaftung. Des-

halb kann auch nicht mehr von einem „Wohnen“ im Haus, in Sicherheit und Geborgenheit, sondern nur noch von einem unstillen, risikoreichen „Leben“ gesprochen werden. Aber mit der Ortslosigkeit ist doch die Bewegung als allein lebendiger und Leben zeigender Vorgang verbunden. Zudem bekundet der Übergang vom Ich zum Wir, zum kollektiven Wir der Ghetto-Bewohner wie der exilierten Juden ein Gemeinschaftsgefühl – im Leiden wie in der Selbstbewahrung, ja auch in der Widerständigkeit, denn das Gedicht versteht sich eben auch als Bewegung, Unterwegssein, das durch die tödliche Wirklichkeit der Zeit auf eine andere, „ansprechbare Wirklichkeit“ zuhält. Der mal stockende, unterbrochene, innehaltende, dann wieder flutende und verändernde Rhythmus des Gedichtes ist genauso wichtig wie die einzelne Aussage.

In der Abstraktion von Ausschnitten aus der Biographie, die mit einer Poetisierung einhergeht, wird die Wirklichkeit zu einer anderen Welt, derjenigen der Fiktion. Das ist eine Lyrik ins Imaginäre gebaut, ins Momentane gelegt, ins Geometrisch-Topographische konstruiert. Die reale Welt ist zerfallen, im Reich der Imagination entsteht eine neue, ir-reale Welt. Die Einzelworte sind von konkreter Gegenständlichkeit, in ihrem Zusammenspiel aber widersprechen sie der Real-Erfahrung. Natur, Landschaft, Geschehen, Welt sind als ein Erleben unwirklicher Dinge gestaltet, das sich im Wort erst entzündet.

Wie die empirische Realität wird bei Rose Ausländer auch die logische Struktur der Sprache zersprengt. Der Bruch in der Lebensgeschichte durch die Shoah, die vielfältige Destruktion der Lebenslinie durch die erlittene Bedrohung wird durch wiederholte Negierungen wie „nicht... red ich“ und „ich wohnte nicht“ hervorgehoben. Angesichts der immer kürzer werdenden Sätze wie „ich lebe“ und der nominalen Reihung „[...] Luftschaukel Europa Amerika Europa [...]“ macht Jutta Kristensson auf einen Anakoluth, den Zusammenbruch des syntaktischen Gefüges, aufmerksam: „So entspricht der Zerfall der Form den Brüchen des individuellen Lebenslaufes“ (Kristensson 2000: 175).

Die bewusste Zertrümmerung der Sprache und Denkgesetze entbindet zugleich Assoziationskraft und Musikalität, die indessen ihre Entstehung einem spürbaren Denk- und Willensakt erdanken, dem Prinzip der Montage. Die Montage durchstößt den natürlichen Zusammenhang der Dinge und der Sprache und erschafft gerade dadurch ein Reich der Töne, Träume, Mythen. Mithilfe der Montage der Erinnerung besitzt die Dichterin die Fähigkeit, Wirklichkeit zu transzendieren und eine von ihr losgelöste, absolute Welt der Imagination zu schaffen. In den zusammenhanglosen, kontrastiven Bildern wird die Grundspannung von Leben und Geist, Natur und Kunst, Realität und Imagination wirksam. Dem Verlust der empirischen Realität steht der Gewinn der verbalen Transzendenz gegenüber, der Auflösung des nachvollziehbaren Inhalts die Darstellung seines Wesens als „Form“, seiner Mittel als Reihung und Steigerung, seines Verlangens als „Reize“ – das spitzt sich zum unauflösbaren Paradoxon zu.

Die Auflösung und der Verlust der Wirklichkeit weichen der visionären Schau eines mystisch Entrückten. In der Lust des Spielens mit Formen ist aber auch die Anstrengung des Denkprozesses zu verspüren, denn in der poetischen Schöpfung wirkt noch die Zerstörung mit, das Zersprengen der biographischen Aussage mittels der Montage.

In der Lyrik Rose Ausländers entsteht beim Singen, Fliegen und auch Pflanzen von Wörtern die Poesie, die sich durch ihren Atem auszeichnet und mit ihm Lebendigkeit dokumentiert. „Im Königreich der Luft / atmet die Poesie“, lauten die Anfangsverse des Gedichtes „Keine Beweise“ (Ausländer 2001: 278). Die Luft wird von der Dichtung, die Dichtung vom Dichter ein- und ausgeatmet. Durch das Ausatmen des einen wird das Einatmen des anderen möglich. So wird Kommunikation geschaffen zwischen den Menschen, zwischen der Dichtung und der Welt.

Mein Gedicht

ich atme dich
ein und aus

Die Erde atmet
dich und mich
aus und ein

Aus ihrem Atem geboren
mein Gedicht (Ausländer 2001: 262f.)

In der ersten Strophe atmet das Ich das Gedicht ein und aus. Obwohl dieses dem Subjekt durch ein Possessivpronomen zugeordnet ist, scheint es außerhalb und unabhängig vom Ich zu existieren. In der zweiten Strophe umfasst der Atem der Erde beides – das Gedicht und das Ich. Durch die chiasmatische Vertauschung der Worte „ein und aus“ im letzten Vers der ersten Strophe und „aus und ein“ des letzten Verses der zweiten Strophe wird ein entscheidender Unterschied zwischen dem Atem des Ich und der Erde signifikant: Das lyrische Ich atmet das Gedicht erst ein und dann aus, die Erde dagegen erst aus und dann ein. Die Auflösung für den Grund dieser Vertauschung bringt die dritte Strophe: Das Gedicht wird aus dem Atem der Erde geboren, ermöglicht dem lyrischen Ich das Atmen und dient dann auch wieder der Erde selbst als Atem. In einem solchen „Atemkreislauf“ (Köhl 1993: 60) sind Erde, Gedicht und Ich untrennbar verbunden und kommunizieren miteinander.

Vertreibung, Heimatlosigkeit, Unterwegssein, Fremdsein und Entfremdung, innere wie äußere, ist erinnertes jüdisches Schicksal. Allein die Sprache ist für Rose Ausländer die letzte verbleibende Heimat und Behausung geblieben. Und die nutzte sie in ihrer Spätlyrik, die sie selbst als Metamorphose ihrer Traumwirklichkeiten zu „Atemworten“ bezeichnete, für eine dialogische Korrespondenz zum Leser mit einem hohen Anspruch an Wahrhaftigkeit der Selbstoffenbarung, „dem Traum wie dem Bewusstsein verpflichtet – dem dunklen Licht wie dem lichten Dunkel“ (Baumann 1991: 151).

Ihr letztes lyrisches Bekenntnis schrieb sie im Juni 1986:

Gib auf

Der Traum
lebt
mein Leben
zu Ende (Vogel/Gans 1997: 7)

Literatur

Ausländer, Rose (1990): *Sieben neue Tage. Gedichte und Prosa*. Mit einem Nachwort hg. von Ilsemarie Sänger. Berlin.

Ausländer, Rose (2001): *Gedichte*. Hg. von Helmut Braun. Frankfurt a.M.

Baumann, Gerhart (1991): *Aufbruch in das „Land Anfang“*. In: *Rose Ausländer. Materialien zu Leben und Werk*. Hg. von Helmut Braun. Frankfurt a.M.

- Colin, Amy (1994): *Vorwort*. In: Amy Colin/Alfred Kittner (Hg.): *Versunkene Dichtung der Bukowina*. München.
- Firges, Jean (2001): *Rose Ausländer: Ich, Mosestochter. Gedichtinterpretationen*. Annweiler.
- Hoghe, Raimund (1991): *Schreiben gegen Sterben. Wohnen in Traumworten*. In: *Rose Ausländer. Materialien zu Leben und Werk*. Hg. von Helmut Braun. Frankfurt a.M.
- Köhl, Gabriele (1993): *Die Bedeutung der Sprache in der Lyrik Rose Ausländers*. Pfaffenweiler.
- Kristensson, Jutta (2000): *Identitätssuche in Rose Ausländers Spätlyrik. Rezeptions-Varianten zur Post-Schoah-Lyrik*. Frankfurt a.M.
- Margul-Sperber, Alfred (1991): *Rede über die Dichterin Rose Scherzer-Ausländer*. In: *Rose Ausländer. Materialien zu Leben und Werk*. Hg. von Helmut Braun. Frankfurt a.M.
- Schaumann, Lore (1991): *Besuch bei Rose Ausländer*. In: *Rose Ausländer. Materialien zu Leben und Werk*. Hg. von Helmut Braun. Frankfurt a.M.
- Vogel, Harald/Gans, Michael (1996): *Rose Ausländer – Hilde Domin. Gedichtinterpretationen*. Baltmannsweiler.
- Vogel, Harald/Gans, Michael (1997): *Rose Ausländer lesen. Lesewege – Lesezeichen zum literarischen Werk*. Leseportraits. Bd. 2. Baltmannsweiler.

Larysa Iagupova

Donezk (Ukraine)

ZUR WORTBILDUNG DER *MISSE*-SUBSTANTIVE IM MITTELHOCHDEUTSCHEN HANDSCHRIFTENKORPUS¹

1. Zur Erforschung der mhd. Wortbildung

Die Erforschung der mittelhochdeutschen Wortbildung hat innerhalb der germanistischen Linguistik in den vergangenen 20 Jahren einen bemerkenswerten Wandel erfahren. Dieser Wandel ist vor allem dem Forschungsvorhaben zu verdanken, das an den Universitäten Bochum, Bonn und Halle zu der neuen wissenschaftlichen Grammatik des Mittelhochdeutschen auf der Basis eines diatopisch-diachronisch strukturierten Handschriften-Korpus unterschiedlicher Textsorten erarbeitet wird. Es hat bereits zu wesentlichen Ergebnissen geführt: Im Rahmen der Reihe „Studien zur mittelhochdeutschen Grammatik“, herausgegeben von Th. Klein/H.-J. Solms/K.-P. Wegera, sind Abhandlungen von B. Herbers (Herbers 2002) und A. Leipold (Leipold 2006) zur Verbableitung im Mittelhochdeutschen erschienen. Mit dem umfassenden Band zu der mittelhochdeutschen Wortbildung (Klein/Solms/Wegera 2009) scheint „eine der großen Lakunen der mhd. Grammatik“ geschlossen zu sein (ebd.: VII). Das o.g. Forschungsvorhaben wird durch das Erlanger Projekt zur mittelhochdeutschen Urkundensprache ergänzt. Mit der Arbeit von U. Ring zur Substantiv-Derivation in der Urkundensprache des 13. Jahrhunderts (Ring 2008) werden die ersten Ergebnisse der Erlanger Arbeitsgruppe vorgelegt.

In methodisch-theoretischer Hinsicht knüpft an die o.g. Forschungsvorhaben die vorliegende Arbeit, die im Allgemeinen das System der Substantiv-Derivate mit Präfix erforscht (Iagupova 2007).

2. Ziel und Materialgrundlage des Vorhabens

Ziel der vorliegenden Darstellung ist alle substantivischen misse-Bildungen aus authentischen mittelhochdeutschen Quellen (aus allen Textsorten) zu erfassen und zu erschließen.

¹ Mit diesem Beitrag möchte ich meinen tiefen Dank Herrn Prof. Dr. Oleksij Prokopczuk zum Ausdruck bringen, der mich einst auf den Weg in die faszinierende Welt der Altgermanistik gebracht hat.

Als Materialbasis dienen 79 mhd. Handschriften,² die dem Bochumer Korpus angehören und „nach bestimmten Kriterien – und dies sind zunächst einmal ‘Raum’, ‘Zeitabschnitt’ und ‘Textsorte’“ (Wegera 2000: 1306) strukturiert sind.

3. Die Wortbildungsfunktionen von *misse-*

Das Präfix *misse-* findet sich im mhd. Handschriftenkorpus in insgesamt 5 unterschiedlichen Lexemen, die als motivierte Präfix-Substantive einer weiteren Wortbildungsanalyse zugänglich sind. Die Funktion von *misse-* ist im Korpus auf Taxation und Negation beschränkt.

Tabelle 1

Funktionelle Verwendung der *misse-*Derivate

Funktionsklasse	Lexembestand	Basiswortart	Lexeme		Belege	
			abs.	%	abs.	%
Taxation [<i>misse</i> ⁻¹]	<i>misserât</i> , <i>missetât</i> ₁ , <i>missetrit</i>	Substantiv	3	50,00	8	10,67
Negation [<i>misse</i> ⁻²]	<i>missetât</i> ₂	Substantiv (Doppel- motivation)	1	16,66 ⁽⁶⁾	54	72,00
Negation [<i>misse</i> ⁻³]	<i>missehëllunge</i>	Substantiv (Doppel- motivation)	1	16,66 ⁽⁶⁾	7	9,33
Negation [<i>misse</i> ⁻⁴]	<i>missetrôst</i>	Substantiv	1	16,66 ⁽⁶⁾	6	8,00
Gesamt			6	100,00	75	100,00

Wie die tabellarische Übersicht zeigt, ist die Relation zwischen den Negations- und Taxationsbildungen ausgeglichen, während sich die jeweiligen Belege im Verhältnis 8:1 gegenüberstehen.

Missetât ist hier den *misse*⁻¹ und *misse*⁻²-Bildungen zugerechnet, so dass nicht 5, sondern 6 mal klassifiziert wurde: 5 Belege von *missetât* sind eindeutig als solche klassifiziert, die eine substantivische Basis haben (*missetât*₁), bei den weiteren 54 Belegen ist Doppelmotivation durch Subst. und Verb möglich (*missetât*₂). Als Taxation ist das Präfix *misse-* 4-mal im Korpus belegt (Derivationsstypen [*misse*⁻¹], [*misse*⁻²]), 2-mal wird *misse-* zur Negation des Basiswortes verwendet ([*misse*⁻³], [*misse*⁻⁴]). Alle *misse-*Derivate sind Modifikationsbildungen.

3.1. Taxationsbildungen [*misse*⁻¹]. In taxierender Funktion finden sich im Gesamtkorpus 3 Bildungen des Typs *misse*⁻¹ (*misserât*, *missetât*₁, *missetrit*).

misserât (1 Beleg in der obd. Hs. Iw-III-0-V)
vñ daz fi ir nê getaete. / dehêine **mifferraete** (Iw-III-0-v, 5271-5272)

² Mein Dank gilt dem Deutschen Akademischen Austauschdienst, der finanziell meinen Forschungsaufenthalt 2001 am Lehrstuhl „Altgermanistik I“ des Germanistischen Instituts an der Ruhr-Universität Bochum ermöglicht hat. Ich danke nachdrücklich Herrn Prof. Dr. Klaus-Peter Wegera für die Bereitstellung des Bochumer Korpus, der jeweiligen Computerprogramme, insbesondere aber für kontinuierliche Beratung in allen EDV-, Korpus- und Ermittlungs-Fragen und wertvolle Ratschläge bezüglich meiner Arbeit.

Das Basis-Substantiv *rât* ist 12-mal in der gleichen Hs. belegt (das mögliche Basis-Verb *râten* ist dagegen nur 6 mal nachweisbar).

maht v mir danne rat gebn. / Sprach div frovwe zvo ir magt (Iw-III-0-V, 7844-7845)
nv rat dar nach daz befte (Iw-III-0-V, 7867)

Die Funktion von *misserât* wird mit Hilfe der Wortbildungsparaphrase „schlecht + Basis-Substantiv (BS)” erschlossen, d.h. *misserât* = ‘schlechter Rat’. Solche Funktionszuweisung ermöglicht der Kontext.

missetrit (2 Belege in der omd. Pass-IV-5-V)

Da mvnchten sie sich beide / In ruwiger leide / Vmb die alden **miffetrîte** / Bleib vil tugenthaft ir fite (Pass-IV-5-V, 21, 457-460)

Das Lexem *missetrit* wird im Pl. bildhaft in der Bedeutung ‘Fehltritt’ verwendet. Das mögliche Basis-Substantiv *trit* kann in der Bezeichnungsfunktion ‘Schritt’ gebraucht werden (Lexer 1992: 1817). 2-mal ist *trit* auch in der Hs. Pass-IV-5-V nachgewiesen, doch in beiden Fällen in den Bedeutungen, die mit der Bedeutung von *trit* in *missetrit* kaum korrelieren können.

Dar vf lin **trit** geburte / Der tuvel (Pass-IV-5-V, 10, 039-040)
Daz di blvme vn daz gelit / Da legen fvnder vulen **trit** (Pass-IV-5-V, 11, 111-112)

Im ersteren Fall ist *trit* in seiner Hauptbedeutung gebraucht, wobei sich *trit* im letzteren Beispiel als eine Komponente der stehenden Redewendung *sunder vûlen trit* erweist. Dies bedeutet, dass *trit* die Präfigierung *missetrit* morphologisch, doch nicht semantisch motivieren kann. Dabei wird die Bedeutung ‘Schritt’ in der Hs. Pass-IV-5-V gerade durch die mehrmalige Verwendung von *trêten* (mit und ohne Adverbien) gestützt.

Der blinde vrolich heim **trat** (Pass-IV-5-V, 03, 152)
Di vrouwe im life **nach trat** (Pass-IV-5-V, 21, 288)

Die notwendige Motivationsbedeutung ‘Schritt’ (Lexer 1992: 1517) lässt *missetrit* als Taxationbildung betrachten (‘schlecht/falsch’ + BS).

missetât (5 Belege in der rip. Hs. RhMI-III-4-V)

Als mögliche Motivationsbasen von *missetât* sind korpusintern das Substantiv *tât* und das Präfix-Verb *missetuon* dokumentiert. In der Hs. RhMI-III-4-V kommt lediglich das Basis-Substantiv in Betracht, denn hier ist *tât* 5-mal nachweisbar, während *missetuon* gar nicht belegt ist.

he / machede ftede fine **miffedat** (RhMI-III-4-V, 0634)
want du erwiledet bit guder **dat**. / alle gebot inde godef rat (RhMI-III-4-V, 0457-0458)

Das Präfix-Substantiv *missetât* bildet semantisch eine Opposition zum Wortgefüge *guote tât*. Die Wortbildungsbedeutung des Derivats kann als ‘üble *tât*’, d.h. ‘schlechte *tât*’, gedeutet werden. Deswegen wird *missetât* in der Hs. RhMI-III-4-V eindeutig als

eine Taxationsbildung des Typs *misse*⁻¹ klassifiziert, wobei *misse*- der substantivischen Basis abwertende Bedeutung verleiht.

3.2. Taxationsbildungen [*misse*⁻²]. Auf Grund der korpusinternen Belege ist nicht eindeutig, ob in weiteren 54 Belegen *missetât* als desubstantische oder deverbale Bildung nachweisbar ist. Die Möglichkeit einer eindeutigen Klassifikation verhindert die schlechte Belegbarkeit beider möglichen Basen im Korpus, so dass die Annahme eines doppelten Motivationsbezugs mehr als plausibel ist. Da die Präfigierung hier auch denkbar ist, ist *missetât* in jeweiligen 54 Belegen als Taxationsbildung des Typs *misse*⁻² klassifizierbar.

Als Taxationsbildung bezeichnet oft *missetât* sowohl in den religiösen Texten als auch im Epos sowie in anderen Textsorten eine Sünde.

daz sie dvrch ir grozi **miffetat**. von der / criftheit vverdint gefceidin (LEnc-II-3-V, 179r, 11-12)

Dez Svnnentages wart / vnfer h're (jesus) (christus) gekvindet von fant Gabriel vnfer / frovwen. fant marien. dez / tages wurden wir v'fuenet / vmbe adames **miffetat**. / dîe er tet in dem paradyfe (SwSp-IV-3-P, 117vb, 02-08)

vergebt im fine **miffetat**. / vvand er dehêin ander frovwen hat. / noch gewinnet noch nêe gewan. / diz ift her Iwêin ivwer man (Iw-III-0-v, 8071-8074)

Viel seltener wird *missetât* in der Bedeutung 'Verbrechen' verwendet, obwohl das Verbrechen auch als eine Sünde gelten kann.

da fehiet er fi von dem leben. / ez was div grofte **miffetat**. / Div vof der erde ie gefchach (Diet-IV-1-V, 02552, 02556-02557)

Die taxierende Bedeutung, die *misse*- dem Basis-Substantiv in *missetât* verleiht, unterstützt das Präfix *un-*, das in der Hs. GRud-III-5-V in der Konkurrenzbildung *untât* nachgewiesen ist.

gote von himele her dicke gehiez / groz wandel vor fine **miffetat** (GRud-III-5-V, 22, 48-49)
zu der kemenatin / da d' kvnic zv rate / faz mit finen mannen / do quañ d' helet gegangen. / d' helet ftolz vñ gemeit / al **vntat** waf ime leit / def minneten en die vrowen (GRud-III-5-V, 12, 03-09)

3.3. Negation [*misse*⁻³]. Den doppelmotivierten Substantiven mit der negierenden Funktion von *misse*- (wenn es um desubstantivische Derivate geht) wird im Korpus lediglich *missehellunge* subsumiert. Das Lexem *missehellunge* ist synchron im obd. Raum dokumentiert – im bair. (HLit-II-1-V), schwäb. (ZwBR-III-2-P) (2-mal) und oschwäb. (Augsb-V-2-U) (4-mal).

diu uorder **miffhellunge**. / ze der unf daz érifte wip frumete (HLit-II-1-V, 076r, 01-02).
Ich Volrich der Iunchherr Mailter des Spitals ze aufpurch vnd wir div Saemnung des felben Spitals / veberal tven kunt allen den die in lefent. fehent od' hoerent / lefen. vmb die **Miffehaellung**. vnd vmb den krieg der etwî lang gewefen ift. zwischen vnfer vnd des / Spitals von ainem tail vnd zwischen des abtes. vnd des Conuentes. des Gotzhufes ze Sant volrich / vnd Sant afren. ze aufpurch von dem ande'n tail (Augsb-V-2-U, 05, 01-05)

Die notwendigen Motivationsbasen von *missehellunge* sind in den o.g. Hss. nicht belegt. Korpusintern ist *hellunge* nicht nachgewiesen (vgl. dagegen Lexer 1992: 1240). Das

Basis-Verb *missehellen* ist nur in den Hss. ZwBR-III-2-P und OxBR-V-4b-P belegt, in der Hs. Wind-II-1-P ist dagegen das Partizip *missehellent* nachweisbar.

Die engste Verbindung besteht zwischen dem Derivat und dem Basiswort, wenn die beiden in einem Kontext vorliegen. Dies bezieht sich auf die Hs. OxBR-V-4b-P, in der *missehellige* und das Basis-Verb *missehellen* nebeneinander vorkommen.

Hin/ abe wachseñt manch vbel mit vñgunft bofe rede achter sprecheñ zweiuñge **miffehelluñge**. vñ die wile. die ebdiffen vñ die probeften vnder / ein **miffehelent** (OxBR-V-4b-P, 15r[10r], 03-06)

Hier wird *missehellige* durch *missehellen* erläutert, so dass die Umschreibung von *missehellige* durch die Wortbildungsparaphrase ‘die Tatsache, dass jmd. *missehellet*’ plausibel ist und das Lexem *missehellige* zu den deverbale gebildeten Derivaten des Typs *-unge* zugerechnet und in der vorliegenden Abhandlung nicht akzeptiert wird.

Die Bedeutung des Basis-Verbs stützt im o.g. Beleg die des Substantiv-Derivats, wobei die verbale Basis selbst – das Verb *samenthellen* ‘einhellig sein’, das in der Hs. OxBR-V-4b-P auch nachweisbar ist und ein antonymisches Paar mit *missehellen* bildet.

vñ steñ wir also zu linge daz unfe gedank **fammeñhelle** vnfer stümme (OxBR-V-4b-P, 06r, 36)

Die Belege der verbalen Basis lassen *missehellige* vorrangig als eine Suffixbildung ansehen. Doch da die verbale Basis nur vereinzelt und das Basis-Substantiv gar nicht korpusintern nachweisbar sind, kann und muss mit der Doppelmotivation – als Präfigierung des Typs *missee*³ und *unge*-Suffixierung – gerechnet werden. Als Präfigierung kann man *missehellige* als ‘keine *hellunge*’ paraphrasieren.

Sieben Mal ist *missehellige* in den Hss. belegt, in denen keine mögliche Basis nachgewiesen ist, so dass das Derivat als doppelmotiviert behandelt und statistisch bewertet wird. Die weiteren zwei Belege lassen sich eindeutig den deverbale Suffixierungen zuordnen, wobei sie zwar die vergleichbare Grundlage der vorliegenden Untersuchung darstellen, aber statistisch nicht akzeptiert werden.³

5. Negation [*missee*⁴]. Bei *missetrôst* besteht die Funktion von *missee* in der Negation des Basis-Substantivs (6 mal überwiegend in den Prosatexten belegt). Im obd. Raum findet sich ein Beleg von *missetrôst* erst in einer ofr. Hs. BaGB-I-0-P. In der zweiten Hälfte des XII. Jhs. ist *missetrôst* nicht belegt, dagegen sind die jeweiligen Belege ab dem XIII. Jh. lediglich im md. Raum nachweisbar – im Rip. (RhMI-III-4-V, BuMi-V-4a-P, Taul-V-4a-P) und Hess. (OxBR-V-4b-P).

Ich bín scúldig in funthafter únfroúde. und in állef leídef unmezze. unde **mífsetrôfte** (BaGB-I-0-P, 144, 22-23; 144, 28-29)
fo vallen / fy in **myftroift** vnd in tzwiuoeel vnd werden / ewiclicheñ verloren (Taul-V-4a-P, 164v, 09-12)

In beiden Hss. ist *missetrôst* durch *trôst* motiviert: Das Basis-Substantiv ist gut belegt – 4-mal in der Hs. BaGB-I-0-P, 8-mal – in der Hs. RhMI-III-4-V, 3 mal – in der Hs. Taul-V-4a-P, einmal – in der Hs. OxBR-V-4b-P. Außerdem findet sich die substantivi-

³ Gerlinde Richter (Richter 1963: Tabelle 2, Blatt 2) schreibt dem Präfix *missee* in *missehellige* im Mhd. nur die Bedeutung ‘verschieden’ zu.

sche Basis noch in zwei Hss. (einmal – in der Hs. Scop-II-3-V, 3 mal – in der Hs. ArnM-II-4-V).

noch vañ vñen noch vañ inñeñ neit / hoffeñ vp geiftlicheñ **troift** (Taul-V-4a-P, 177r, 07-08)

Die mögliche verbale Basis – *misstræsten* – ist korpusintern nur 1 mal (in der Hs. Iw-III-0-V) belegt und kann kaum als Basis von *misstrôst* in Frage kommen. So ist *misstrôst* als eine Präfigierung (*misse*-⁴) mit 'kein *trôst*' paraphrasierbar.

4. Konkurrenzen und Synonymie

Um den Aufschluss über die Produktivität von *misse*- zu geben, lässt sich dies mit *un*- vergleichen, das die gleiche Funktion im Mhd. aufweisen kann und im Korpus viel häufiger nachgewiesen ist: Die Lexemzahl der *un*-Substantive ist 28-mal höher als die der *misse*-Bildungen, wobei die Frequenzwerte der *un*-Derivate 15-mal höher als die der *misse*-Substantive sind. Dies bedeutet, dass *un*- im Mhd. viel produktiver als *misse*- ist.

Konkurrenzen, die als Wortbildungen klassifiziert werden, die formal in ihrer Motivationsbasis übereinstimmen, funktionale Äquivalenz aufweisen, wobei sie unterschiedlichen Derivationstypen zugeordnet sind (vgl. Müller 1993: 419), begegnen zwischen Präfixen im mhd. Handschriftenkorpus selten. Sie finden sich vor allem unter den Taxationsbildungen. Am häufigsten begegnet die Konkurrenz gerade von *misse*- und *un*- (z.B. *missetât* – *untât*).

Tab. 2 verdeutlicht die Konkurrenz zwischen den Substantiv-Derivaten mit der Basis *tât*. Sie liegt in den Hss. vor, die unterschiedlichen Sprachräumen zugeordnet sind. In der Hälfte der Hss., in denen *untât* nachweisbar ist, ist auch *missetât* belegt.

Sleht ein man ein kint / mit der hant. od' mit / der ruote. oder rovffet er / ez durch line **miffetat** (SwSp-IV-3-P, 116ra, 18-21)

daz ift von finer grozen **vntat** gefchehen (SwSp-IV-3-P, 111va, 06-07)

Tabelle 2

Konkurrenz von Derivationstypen der Substantive mit der Basis *tât*

Derivate mit der Basis <i>tât</i>	Lexeme	Handschriften
Konkurrenztypen		
<i>misse</i> ⁻¹ : <i>un</i> ⁻³	<i>missetât</i> (6): <i>untât</i> (2) <i>missetât</i> (2): <i>untât</i> (3) <i>missetât</i> : <i>untât</i> (3) <i>missetât</i> : <i>untât</i>	Wind-IV-2-V SwSp-IV-3-P Lupo-V-6-V GRud-III-5-V, Diet-IV-1-V
<i>misse</i> :- <i>mein</i> :- <i>übel</i> -	<i>Missetât</i> : <i>meintât</i> (4): <i>übeltât</i> (2)	BaGB-I-0-P
<i>misse</i> ⁻¹ : <i>übel</i> -	<i>Missetât</i> : <i>übeltât</i>	Mart-V-3-V
<i>misse</i> ⁻¹ : <i>mein</i> -	<i>missetât</i> : <i>meintât</i>	Mar-III-1-V

Im Unterschied zu *missetât*, das sich in allen Zeit- und Sprachräumen des Mhd. findet, erweist sich *untât* im Korpus erst in der 1. Hälfte des 13. Jhs. im hess.-thür. Raum in der Hs. GRud-III-5-V. Es lässt sich in Erwägung ziehen, dass *missetât* bis in das 13. Jh. im Ganzen obd. Raum geläufig bleibt, das Wort verbreitet sich immer mehr auf den md. Raum, wobei sich *untât* im oberdeutschen Raum erst in der 2. Hälfte des 13. Jhs. durchsetzt. Die Untersuchung des nach Zeit- und Sprachräumen strukturierten Handschriftenkorpus zeigt, dass eine zeitliche bzw. regionale Differenzierung beim Einsatz der Bildungen mit dem Abschluss der mhd. Sprachperiode noch nicht beseitigt ist.

Im mhd. Korpus treten die Präfixe *misse-* und *un-* nicht nur zueinander in Konkurrenz, sondern auch zu dem ersten Kompositionsglied *mein-*, wenn sie sich mit den Basen *tât* bzw. *rât* verbinden, sowie zu *übel-*, wenn dies und die jeweiligen Präfixe an das Basis-Substantiv *tât* treten (*missetât* – *untât* – *meintât* – *übeltât*; *misserât* – *unrât* – *meinrât*). Dies soll bedeuten, dass sich die konkurrierenden Wortbildungen auf wenige Bildungstypen beschränken. Die Textsortenspezifische Distributionen sind vor allem auf religiöse Texte beschränkt.

hilf mir umbe din/ fun. daz er dur dine wirdi uñ dur dine undirchunft mine fele. uñ minin lichamin gireine uñ / gilutere uon allir unreinicheit. uñ uor allir bofheit. uñ uon allir **meintat** (Muri-II-3-P, 37r, 16-37v, 08)

In den meisten Fällen sind die Konkurrenzbildungen in ihrer Bedeutung weitgehend äquivalent. Doch da die o.g. Wortbildungen vieldeutig sind, bieten sie einerseits Variationsmöglichkeiten in der Lexemwahl, andererseits aber wirken sie expressiver, wenn sie nebeneinander bzw. in Verbindung mit anderen Synonymen in einem Text erscheinen (z.B. *meintât* neben *übeltât*, aber auch neben *sünde* in der frühmhd. Hs. BaGB-I-0-P, in der vereinzelt *missetât* und *übeltât* sowie 2 mal *meintât* belegt sind:

Da wizen/ die himilifgen erben. / die die burg buent in durhkonen tugindan. an aller **miffetate** pfleg (BaGB-I-0-P, 153, 15-17)

Herro got alemåhtige ich glovbo / an der / wårun bigihta aller flåhte. fundon / ioh **méintaton** (BaGB-I-0-P, 139, 23; 139, 25-27)

Ich hábe gifündöt in nîde. / und in ållen **übeltåten** (BaGB-I-0-P, 144, 07, 144, 20)

Neben *missetât* oder *untât* ist im Korpus auch der Ausdruck *die bæsen tâten* verwendet (Elis-V-4b-V, 029v, 08), der wohl als die Wortbildungsparaphrase gelten kann, die die Funktion von *misse-* und *un-* umschreibt.

Die Reduzierung von Konkurrenzbildungen vollzieht sich in einer allmählichen Entwicklung. Obwohl die Durchsetzung der einzelnen Bildungen bereits im Mittelhochdeutschen erkennbar ist, lässt sich dennoch diese Tendenz nicht als Reduktion von Konkurrenzen und funktionale Polarisierung in der Gegenwartssprache beschreiben.

Betrachtet man die Entwicklung der untersuchten Konkurrenzbildungen zur Gegenwartssprache hin, so zeigt sich, dass die konkurrierenden Lexeme gegenwartssprachlich stilistisch bzw. funktional differenziert sind. Das Nebeneinander der Konkurrenzen wurde aufgehoben zugunsten anderer Bildungen (*Sünde* – im religiösen Bereich, *Verbrechen* – im juristischen Bereich). Erst eine vollständige Untersuchung der Entwicklungsprozesse von Konkurrenzbildungen könnte deutlich machen, welche Mechanismen einer Bildung zur Durchsetzung verholfen haben.

Als Konkurrenzbildungen werden im Korpus auch *misserât* und *unrât* (*missee*¹: *un*²) sowie *meinrât* ‘schlechter/falscher Rat’ verwendet. Alle Bildungen sind je einmal in den obd. Hss. belegt.

Ich habe gifündôt in allem **únrrâte** (BaGB-I-0-P, 144, 30; 144, 33-34)
 Ich hábe gifündôt in **meinrrâte** (BaGB-I-0-P, 144, 07; 144, 11)
 vñ daz fi ir nie getaete. / dehêine **mifferraete** (Iw-III-0-V, 5271-5272)

Die Lexeme *unrât* und *meinrât* fungieren in der Hs. BaGB-I-0-P in der gleichen Textumgebung.

In manchen Fällen (doch selten) korrelieren die negierenden Präfixe miteinander. Dies bezieht sich nämlich auf *un*¹ und *missee*⁴ (*untrôst* (8 mal): *missetrôst* (6 mal)). Die jeweiligen Belege begegnen nie in der gleichen Hs. Im gleichen Sprachraum sind sie auch ganz selten belegt.

Tabelle 3

Quantitative Verteilung der Belege von *missetrôst* und *untrôst* auf Zeit-Raum-Raster des Mittelhochdeutschen⁴

Zeitraum ⁵	Sprachraum						
	0	1	3	4	4a	4b	5
I	<i>missee-</i>						
II		<i>un-</i> (2)	<i>un-</i>				
III	<i>un-</i>			<i>missee-</i>			
IV						<i>un-</i> (3)	
V					<i>missee-</i> (3)	<i>missee-</i>	<i>un-</i>

Das Substantiv *untrôst* ist häufiger im obd. Raum, dagegen *missetrôst* – im md. Raum belegt. Als einziger gemeinsamer Sprachraum für beide Derivate ist der rheinfränkisch-hessische Raum nachgewiesen: 3 Belege von *untrôst* sind in der Hs. SalH-IV-4b-P, 1 Beleg von *missetrôst* – in der Hs. OxBR-V-4b-P dokumentiert.

Außer den Synonymen, die gleiche Motivationsbasis haben, begegnen im Korpus synonymische Lexeme, die auf unterschiedliche Basen zurückzuführen sind: vgl. *missehëllunge* – *zweiunge* – *ungezunft*.

dan abe **zweiunge** vñ **miffhëlluñge** / wëfet iñ dem cloftere vñ allermeift iñ deñ fteden
 (OxBR-V-4b-P, 14v, 36-37)
 Ich habe gisündôt / in allemo **ungizûmfte** (BaGB-I-0-P, 145, 09; 145, 18)

⁴ In der Tabelle sind lediglich Präfixe verzeichnet, weil die Basis jeweils die gleiche ist.

⁵ Mit den römischen Zahlen sind die inneren Zeiträume des Mhd. gekennzeichnet: I: 1050-1150, II: 1050-1200, III: 1200-1250, IV: 1250-1300, V: 1300-1350. Mit den arabischen Zahlen sind die Sprachräume des Mhd. gekennzeichnet: 0 – oberdeutsch, 1 – bairisch, 2 – alemannisch-bairischer Übergangsraum (schwäbisch), 3 – alemannisch, 4 – westmitteldeutsch, 4a – mittelfränkisch, 4b – rheinfränkisch-hessisch, 5 – hessisch-thüringisch (ostmitteledeutsch), 6 – ostfränkisch (mehr dazu Klein/Solms/Wegera 2009).

5. Antonymie

Antonymie liegt im mhd. Handschriftenkorpus auf zwei Ebenen vor. Zum Ersten – zwischen den *misse*-Bildungen und ihren substantivischen Basen ohne Präfix, wenn das Präfix funktional die Negation des mit einer positiven Bewertungskomponente belegten Basiswortes leistet. Dies bezieht sich auf zwei Wortpaare (Gruppen von Wörtern): *missetrôst* – *trôst*, *missehëllunge* – *hëllunge*, *gehëllunge*.

Da ift allef der durnohteste / **trôft**. / da ift **eïnuoti** (BaGB-I-0-P, 153, 27-29)

Ich ni habo bihâltên / nih **gihëllefami** (BaGB-I-0-P, 147, 19; 147, 36)

Wenn das Präfix funktional dem Basiswort die taxierende Bedeutung verleiht, lässt sich Antonymie anders aufweisen: Es geht in diesem Fall um eine Konstruktion ‘Adj. mit einer positiven Bewertungskomponente (*guot*) + BS’.

De vunfte vogellanc giuet den rat. / dat. man aneigrife alle **gude dat** (RhMI-III-4-V, 0327-0328)

nv gebe mir got **gvloten rat**. (Iw-III-0-V, 4889)

Die oben belegten Wortgruppen *guote tâten*, *guoter rât* repräsentieren die antonymischen Bedeutungen in Bezug auf *missetât*, *misserât*.

6. Vergleich mit den anderen sprachgeschichtlichen Perioden

Hinsichtlich der Frequenzwerte der *misse*-Bildungen und deren Belege im Mhd. und in den Vergleichskorpora besteht die allgemeine Tendenz, die Zahlenwerte zu erhöhen, später aber – sie zu reduzieren. So nennt H. Schwarz (Schwarz 1986: 323, 575) 3 *missee*-Substantive, die im ahd. „Abrogans“ sowie im Zusatzkorpus dieser Zeitperiode (z.B. ahd. *missatât*) belegt sind, doch erwähnt H. Schwarz keine Frequenzwerte.

Gerlinde Richter (Richter 1963: 322) betont, dass das Mhd. acht neue substantivische *missee*-Bildungen hinzusetzt, wobei keinen im Handschriftenkorpus begegnet (insgesamt 25 Lexeme, die unterschiedlichen Wortarten subsumiert sind). Im Lexer (1992) sind 26 *missee*-Substantive verzeichnet (darunter auch Dialektvarianten).

Im frühneuhochdeutschen Dürer-Korpus (1. Hälfte des XVI. Jhs.) sind nur 2 *missee*-Bildungen dokumentiert (Müller 1993: 126). In weiteren 7 frnhd. Fachtexten (Datierung: 1362-1490), sind 7 *missee*-Substantive (99 Belege) nachweisbar (Moser 1993: 25). Wie auch im Mhd., zeigt sich im frnhd. Textkorpus die erhöhte Belegfrequenz eines Derivats – *missetât* (80 mal). Das Fugenelement *-e* des Präfixes bleibt bereits im Frnhd. aus.

Im Befund für die geschriebene Gegenwartssprache sind 26 Belege der *Miss*-Substantive nachgewiesen (Wellmann 1975: 53). In der gesprochenen Gegenwartssprache (Gersbach/Graf 1984:179) finden sich 3 *Miss*-Bildungen, die 5-mal belegt sind, dagegen im Häufigkeitswörterbuch von A. Ruoff (Ruoff 1990: 78) – 5 Derivate (7 Belege).

In der deutschen Gegenwartssprache erscheint *Miss*- vorrangig ohne *-e* (*Misstritt* (mhd. *missetrit*)). Als Synonym dazu gilt *Fehltritt*. Das mhd. *missehëllunge* verwandelte sich zu *Misshelligkeit*. Die volle Form *Misse*- ist im heutigen Deutsch eine Ausnahme und findet sich z.B. im alten Substantiv-Derivat *Missetat* (mhd. *missetât*).

Im Grimmschen Deutschen Wörterbuch (Grimm 12 1984: 2308) findet sich das Substantiv *miszrat* (mhd. *misserât*), es ist aber nicht klar, wann es erloschen ist. Manche *mis*-Bildungen wurden durch die jeweiligen *un*-Bildungen ausgestoßen (mhd. *misserat* durch *Unrat*, doch in einer anderen Bedeutung ('Wertloses')). Im Deutschen Wörterbuch (ebd.: 2318) ist *miszrost* (mhd. *missetrôst*) in zweifacher Funktion dokumentiert: als Taxationsbildung ('schlechter Trost') sowie als Negationsbildung ('kein Trost'). Im Duden Deutsches Universal Wörterbuch (Duden 1996: 1620) ist nur das Adjektiv mit *un-* *untröstlich* nachgewiesen.

Gerlinde Richter (Richter 1963: 313) schreibt über die allmähliche Verengung in der deutschen Gegenwartssprache der einst „vielfältigen Bedeutungsmöglichkeiten“ von ahd. *missa-*, wobei sie die Bedeutungen von *mis*- für den heutigen Befund nennt, die auch im Mhd. üblich sind: 'falsch/schlecht' und 'kein'.

Literatur

- Duden (1996): *Duden Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim et al.
- Gersbach, Bernhard/Graf, Rainer (1984): *Wortbildung in gesprochener Sprache. Die Substantiv-, Verb- und Adjektiv-Zusammensetzungen und -Ableitungen im „Häufigkeitswörterbuch gesprochener Sprache“*. Tübingen.
- Grimm 12 (1984): *Das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm: in 33 Bd-n. Bd. 12*. München.
- Grimm 24 (1984): *Das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm: in 33 Bd-n. Bd. 24*. München.
- Herbers, Birgit (2002): *Verbale Präfigierung im Mittelhochdeutschen. Eine semantisch-funktionale Korpusanalyse*. Tübingen.
- Iagupova, Larysa (2007): *Movno-geografična variatyvni systemy serednjoverchnjonimezkych prefiksalnych imennykiv*. Donetsk.
- Klein, Thomas/Solms, Hans-Joachim/Wegera, Klaus-Peter (2009): *Mittelhochdeutsche Grammatik. Teil III: Wortbildung*. Tübingen.
- Leipold, Aletta (2006): *Verbableitung im Mittelhochdeutschen. Eine synchron-funktionale Analyse der Motivationsbeziehungen suffixaler Verbwortbildungen*. Tübingen.
- Lexner, Matthias (1992): *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. In 3 Bd-n*. Stuttgart.
- Moser, Stephan (1993): *Substantivische Affixbildung im Frühneuhochdeutschen. Morphologie und Semantik der Präfixe außer ge- und Suffixe -el, -(l/n)er, -(e)rich, -(e/i)ss(e/in), -icht, -in, -lein, -ling*. Würzburg.
- Müller, Peter O. (1993): *Substantiv-Derivation in den Schriften Albrecht Dürers: ein Beitrag zur Methodik historisch-synchroner Wortbildungsanalysen*. Berlin/New York.
- Richter, Gerlinde (1963): *Zur Bedeutungsgeschichte der althochdeutschen missa-Bildungen*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 85/2-3, 313-334.
- Ring, Uli (2008): *Substantivderivation in der Urkundensprache des 13. Jahrhunderts: Eine historisch-synchrone Untersuchung anhand der ältesten deutschsprachigen Originalurkunden*. Berlin/New York.
- Ruoff, Arno (1990): *Häufigkeitswörterbuch gesprochener Sprache: gesondert nach Wortarten alphabetisch, rückläufig-alphabetisch und nach Häufigkeit geordnet*. Tübingen.
- Schwarz, Hans (1986): *Präfixbildungen im deutschen Abrogans. Analyse und Semantik*. Göppingen.
- Wegera, Klaus-Peter (2000): *Grundlagenprobleme einer mittelhochdeutschen Grammatik*. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Teil 2. Berlin/New York, 1304-1320.
- Wellmann, Hans (1975): *Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache*. Zweiter Hauptteil: *Das Substantiv*. Düsseldorf.

Mit Siglen zitierte Literatur

- ArnM-II-4-V: *Arnsteiner Marienlied*. Datierung: letztes Viertel 12. Jh.
Augsb-V-2-U: *Augsburger Urkunden strecke*. Datierung: 15.02.1336-17.08.1341.
BaGB-I-0-P: *Bamberger Glaube und Beichte, Himmel und Hölle*. Datierung: 1. Hälfte 12. Jh.
BuMi-V-4a-P: *Das Buch der Minne (Die Rede von den 15 Graden)*. Datierung: frühes 14. Jh.
Diet-IV-1-V: *Dietrichs Flucht*. Datierung: Ende 13. Jh.
Elis-V-4b-V: *Leben der heiligen Elisabeth*. 1. Datierung: Hälfte 14. Jh.
GRud-III-5-V: *Graf Rudolf*. Datierung: 1. Viertel 13. Jh.
HLit-II-1-V: *Heinrichs Litanei*. Datierung: 2. Hälfte 12. Jh.
Iw-III-0-V: *Iwein B.* Datierung: um 1200, kaum später als 1220.
LEntc-II-3-V: *Linzer Entechrist*. Datierung: um 1200.
Lupo-V-6-V: *Lupold Hornburg. Reden*. Datierung: vor 1350.
Mar-III-1-V: *Priester Wernher. Marienleben (D)*. Datierung: 1220/1230.
Mart-V-3-V: *Hugo von Langenstein. Martina*. Datierung: um 1350.
Muri-II-3-P: *Gebete und Benediktionen aus Muri*. Datierung: letztes Viertel 12. Jh.
OxBR-V-4b-P: *Oxforder Benediktinerregel*. Datierung: Anfang 14. Jh.
Pass-IV-5-V: *Passional (I)*. Datierung: um 1300/Anfang 14. Jh.
RhMI-III-4-V: *Rheinisches Marienlob*. Datierung: 2. Viertel 13. Jh.
SalH-IV-4b-P: *Salomons Haus (Salomônis Hûs)*. Datierung: 1278.
Scop-II-3-V: *Scoph von dem Lone*. Datierung: letztes Viertel 12. Jh.
SwSp-IV-3-P: *Der Schwabenspiegel oder schwäbisches Land- und Lehen-Rechtbuch*.
Taul-V-4a-P: *Tauler. Predigten*. Datierung: 1346.
Wind-II-1-P: *Windberger Psalter*. Datierung: letztes Viertel 12. Jh.
ZwBR-III-2-P: *Zwifaltener Benediktinerregel*. Datierung: 1. Viertel 13. Jh.

Vladimir D. Kaliuščenko/Olena W. Materynska

Donezk (Ukraine)

LEXIKALISCH-SEMANTISCHE UNIVERSALIEN

1. Die Existenz der lexikalischen Typologie wurde unlängst noch als Diskussionsfrage betrachtet und die lexikalische Semantik galt als unwichtig für linguistische Typologie im Allgemeinen im Vergleich zu der grammatischen Typologie, die aus der formalen Struktur der Sprache (Behrens 2000: 23; Lehmann 1990: 161), den funktionell-semantischen Kategorien (Nedjalkov/Sil'nickij 1973, Chrakovskij 1976) und den wortbildenden Prozessen (Geniušienė 1987, Kaliuščenko 2000) ausgeht. Das lässt sich durch die Schwierigkeiten erklären, die vor allem aus dem weniger systematischen Charakter der Lexik im Vergleich zur Grammatik erwachsen. Ebenfalls sind die Untersuchungen bezüglich der Universalien im Bereich der lexikalisch-semantischen Typologie bisher noch unzureichend. Wie bekannt, zeichnen sich die Universalien, die einen implikativen statistischen Charakter haben, durch einen höheren Wert aus (Comrie 1981: 17; Croft 1993: 47). S. Ullmann betont, dass „semantische Universalien nicht unbedingt in irgendwelcher Sprache vorhanden sein müssen, aber man kann die Wahrscheinlichkeit ihrer Existenz in gewissem Maße vorhersehen“ (Ullmann 1970: 253). Es ist so gut wie unmöglich das Vorhandensein absoluter Universalien nachzuweisen. Solche semantischen Universalien können als „absolut“ nur dann betrachtet werden, wenn sie in einer überwiegenden Menge in den Sprachen der Welt vorhanden sind.

1.1. Semantische Universalie wird in dieser Forschung als eine gemeinsame, d.h. für die untersuchte Reihe von Sprachen universale Bedeutung betrachtet, die im Resultat der gesetzmäßigen metaphorischen oder metonymischen Übertragung im Prozess der Entwicklung der Polysemie von lexikalischen Einheiten entstanden ist und die sich in der untersuchten lexikalischen Einheit in den anderen Sprachen mit hohem Grad der Wahrscheinlichkeit nachweisen lässt, wenn die Reihe von Sprachen erweitert wird. Die semantischen Universalien werden oft als semantische Gesetzmäßigkeiten bezeichnet. Die Gesetzmäßigkeit wird entweder als typischer Wandel oder als Frequenzwiederholung der Erscheinung während eines bestimmten Zeitraums in den verschiedenen Sprachen betrachtet (Traugott/Dasher 2005: 11).

1.2. Einen wichtigen Stellenwert nimmt in dieser Forschung die Untersuchung der semantischen Gesetzmäßigkeiten unter Anwendung von Erkenntnissen der statistischen Methoden ein. „Gerade der wahrscheinlichkeitstheoretische Charakter des lexikalisch-semantischen Systems der Sprache setzt die Möglichkeit ihrer Forschung mit Hilfe von

statistischen Methoden voraus, insbesondere von verschiedenen Arten der Aufteilung von quantitativen Kennwerten ihrer Objekte“ (Kyjko/Lewyz'kyj 2005: 211). Die Anwendung von Elementen der statistischen Methode ermöglicht es, objektiv und ausführlich eine bestimmte sprachliche Erscheinung zu untersuchen und genaue Kriterien für die semantische Analyse zu finden.

1.3. Polysemie ist eine wahrscheinliche semantische Universalie, die sich in der fundamentalen Struktur der Sprache befindet. Die relative Frequenz der Polysemie in verschiedenen Sprachen kann als Kriterium für semantische Typologie dienen (Ullmann 1970: 268). Hauptmittel zur Entwicklung von Polysemie ist der Prozess der metaphorischen und metonymischen Übertragungen. Da die Metapher auf Ähnlichkeit basiert, ist es verständlich, dass die Entstehung von ähnlichen Analogien bei den Trägern von verschiedenen Sprachen zur Entstehung von gleichen Metaphern beiträgt. S. Ullmann führt dazu folgendes Beispiel der am stärksten verbreiteten Metaphern an: engl. *foot of a hill* 'Bergfuß' und *leg of a table* 'Tischbein'. Er unterstreicht die Notwendigkeit, ein Verzeichnis paralleler Fälle von Metaphern und Metonymien in verschiedenen Sprachen zusammenzustellen, weil sie tief in der Erfahrung des Menschen verankert sind und weil sie von der Kultur und Umwelt in hohem Maße unabhängig sind (ebd.: 276).

Seiner Meinung nach ist die Metapher antropomorphischen Typs weit verbreitet. Der Forscher beruft sich auf die Meinung des bekannten italienischen Philosophen des 18. Jahrhunderts, Giambattista Vico, der darauf verwies, dass die Mehrheit der Ausdrücke, die ein Nichtlebewesen bezeichnen, mit Hilfe der Übertragung von Körperteilbezeichnungen des Menschen auf verschiedene Gegenstände der Umwelt gebildet werden.

Solche Ausdrücke sind in vielen Sprachen verbreitet (ebd.: 277). Sie gründen sich auf die Einheitlichkeit der kognitiven Prozesse des Menschen, auf die Ähnlichkeit des assoziativen Denkens, auf die Universalität bestimmter Ideen, die im Bewusstsein jedes Menschen verankert sind, unabhängig von seiner Umgebung, seinem Wohnort und der Sprache, die er spricht (Driven/Pörings 2003; Ullmann 1953).

In diesem Zusammenhang hat die Zusammenstellung eines Verzeichnisses semantischer Universalien nach den thematischen Gruppen des Grundwortschatzes eine große Bedeutung für die semantische Typologie sowohl aus theoretischer Sicht als auch hinsichtlich der Erarbeitung von Methoden zur Suche und Auswahl semantischer Universalien auf Grundlage des umfangreichen sprachlichen Materials (Bell 1978). Die semantischen Universalien sind wichtig in der allgemeinen Klassifikation des lexikalischen Systems verschiedener Sprachen, ihrer Typologisierung, in der Bestimmung der Besonderheiten der Kategorisierung und der Wahrnehmung der Wirklichkeit durch die Träger verschiedener Sprachen.

1.4. Dieser Artikel stützt sich auf die Ergebnisse der Untersuchung zur Semantik der Bezeichnungen von Körperteilen des Menschen in 11 Sprachen, die zu 5 Sprachfamilien gehören: 1) indoeuropäische Sprachen: germanische Sprachen (Deutsch, Englisch); romanische Sprachen (Spanisch); slawische Sprachen (Russisch, Ukrainisch); baltische Sprachen (Lettisch); 2) altaische Sprachen: mandschu-tungusische Sprachen (Evenisch, Evenkisch); 3) uralische Sprachen: finno-ugrische Sprachen (Mokschanisch); 4) Paleoasiatische Sprachen (Niwchisch); 5) japanisch-riukianische Sprachen (Japanisch). Das Material der Forschung umfasst 665 Bezeichnungen von Körperteilen des Menschen, die 1867 lexikalisch-semantische Varianten aufweisen (Materynska 2007, 2009). Es ist anzumerken, dass die Forschungsergebnisse auf Angaben lexikographischer Quellen und wissenschaftlicher Untersuchungen basieren, die allerdings in Bezug auf uralische und altaische Sprachen noch unzureichend sind (Boldyrew 1976; Nowikowa 1980; Kolesnikowa 1971).

2. Die semantischen Universalien, die in der thematischen Gruppe der Körperteilbezeichnungen des Menschen nachgewiesen wurden, haben einen wahrscheinlichen und statistischen Charakter. Sie werden in solche aufgeteilt, die für alle elf untersuchten Sprachen gültig sind, und in solche, die nur in einer bestimmten Reihe von ihnen anzutreffen sind (Uspenskij 1965: 184; Kaliuščenko 2000: 164). Wie erwähnt wurde, kann man mit hohem Wahrscheinlichkeitsgrad vermuten, dass die semantischen Universalien, die nur in einigen Sprachen vorhanden sind, ihre Bestätigung in anderen Sprachen finden, wenn das Sprachenkorpus erweitert wird. Diese Vermutung ist begründet durch gemeinsame menschliche Assoziationen zwischen dem Körper und den Gegenständen der Umwelt.

Die gemeinsamen Bedeutungen von Körperteilbezeichnungen in einer Reihe von Sprachen geben räumliche Verhältnisse zwischen Körperteil und Gegenstand der Umwelt wieder, verwirklichen die Assoziationen, die bei den Menschen aufgrund der äußeren Ähnlichkeit zwischen Körperteil und Gegenstand der Umwelt entstehen. Die entdeckten semantischen Übereinstimmungen zeigen Universalität folgender Vorstellungen der Menschen:

- 1) Körperteile von Mensch und Tier sind ähnlich.
- 2) Körperteile des Menschen und Gegenstände der Umwelt sind ähnlich nach ihrer Form und Funktion.
- 3) Körperteile des Menschen und Gegenstände der Umwelt gehören zum gleichen System der räumlichen Koordinaten; als Folge kann das Körperteil, das sich oben/unten, an der Seite, vorn, hinten oder in der Mitte befindet, den Teil des Gegenstandes bezeichnen, der nach ähnlicher Weise angeordnet ist.

Unter den nachgewiesenen semantischen Universalien überwiegen solche, die die Verbindung zwischen dem Vorderteil oder Zentrum eines Gegenstandes und dem Körperteil widerspiegeln. Das kann dadurch erklärt werden, dass das Vorderteil eines Gegenstandes bei den Trägern verschiedener Sprachen mit dem wichtigsten Körperteil des Menschen, mit dem *Kopf* (*Kopf* → *Vorderteil*, *Anfang*) und seinen Teilen – mit dem *Gesicht*, mit der *Nase* (*Gesicht* → *Vorderseite*, *Fassade*, *Nase* → *Vorderseite des Gegenstandes*) assoziiert wird. Die zentrale Lage ist der Stelle des Herzens im Körper des Menschen ähnlich. Es ist auch das bedeutsame Organ der Lebensfunktion des Menschen (*Herz* → *Mitte*, *Zentrum*). Der *Scheitel* wird als der höchste Punkt des Körpers des Menschen gesehen (ukrainisch *timja* ‘Scheitel’ → *Bergspitze*).

Eine Körperteilbezeichnung kann auf innere Organe, menschliche Gefühle, Charaktereigenschaften, abstrakte Begriffe übertragen werden, zum Beispiel spanisch: *pecho* ‘Brust’ – ‘innere Welt, Mut, Kühnheit, Herz, Seele’; japanisch: *hara* ‘Bauch’ – ‘Laune, heimliche Gedanken, Seele, die Absichten’; *nō* ‘Gehirn’ – ‘Vernunft’. Jede Sprache verfügt über ihre eigene Weise der Konzeptualisierung der Welt, die sich auf das Vorhandensein der wesentlichen Unterschiede in der Auffassung derselben Konzepte konzentriert, insbesondere derselben Organe des Körpers. So ist in der japanischen Sprache die Seele im Bauch lokalisiert, dagegen sind es zum Beispiel in der spanischen und ukrainischen Sprachen *Brust* und *Herz*, wo sich Gefühle konzentrieren. Im Deutschen nennt man den geliebten Menschen *mein Herz*, in der spanischen Sprache nennt man den geliebten Menschen oder die geliebte Sache *mis ojos!* ‘meine Augen’. Solche Unterschiede werden durch die Nichtübereinstimmung semantischer Assoziationen bei den Trägern verschiedener Sprachen, durch die Besonderheiten ihrer linguo-kulturellen Erfahrungen verursacht.

Körperteile sind Teile des Ganzen – des Menschen, in bestimmten Situationen kann ein Teil des Körpers wichtiger als andere Körperteile bei der Beschreibung des Men-

schen erscheinen, durch diesen Teil kann der ganze Mensch bezeichnet werden (metonymische Übertragung), zum Beispiel im Ukrainischen *ruka* 'Hand, Arm' → einflussreicher Mensch, der jmdn. unterstützen kann.

Statistische Angaben dienen zur Bestimmung der Produktivität von metaphorischen und metonymischen Modellen der Übertragungen, die Polysemie von Körperteilbezeichnungen fördern. Die semantischen Übereinstimmungen im Sprachenkörper gehören zu den produktivsten Modellen der metaphorischen und metonymischen Übertragungen bei der Entwicklung der Polysemie im Bereich von Körperteilbezeichnungen.

3. Auf Grund der durchgeführten Untersuchung lässt sich eine Reihe typologischer Verallgemeinerungen zur Entwicklung der Polysemie formulieren. Zu den typologischen Faktoren, die Übereinstimmungen (bei vielen nachgewiesenen Nichtübereinstimmungen) in der Semantik von Körperteilbezeichnungen verursachen, und dementsprechend semantische Universalien und Gesetzmäßigkeiten in dieser Gruppe entstehen lassen, gehören folgende: (s. unten 3.1-3.8).

3.1. Die Herkunft von Körperteilbezeichnungen und ihre genetische Verwandtschaft beeinflussen unmittelbar die Entwicklung ihrer semantischen Struktur.

3.1.1. Die isomorphe Entwicklung der Semantik von Körperteilbezeichnung in den untersuchten Sprachen ist nicht nur auf ihre gemeinsame Herkunft zurückzuführen, sondern auch auf das Funktionieren in ein- und demselben geographischen und Kulturareal. So weist die ukrainische und russische Bezeichnung *ruka* 'Arm, Hand' die gleiche semantische Struktur auf, wohingegen die etymologisch verwandte lettische Bezeichnung *rōka* zum Teil andere übertragene Bedeutungen enthält.

3.1.2. Die genetische Verwandtschaft ist nicht entscheidend bei der Formierung der semantischen Struktur von Körperteilbezeichnungen, weil die nachgewiesenen semantischen Universalien auf die Identität vieler Assoziationen der Träger unterschiedlicher Sprachen bei der Wahrnehmung des eigenen Körpers hinweisen, was durch den anthropozentrischen Charakter kognitiver Tätigkeit erklärt werden kann.

3.2. Der Typ taxonomischer und zwar meronymischer Beziehungen bildet eine Grundlage für die innere hierarchische Organisation der thematischen Gruppe der Körperteilbezeichnungen und der semantischen Struktur jeder einzelnen Bezeichnung. Paronymie korreliert mit Polysemie, weil viele Körperteilbezeichnung auf die Gegenstände der Umwelt nach dem Muster „Teil – sein Ganzes“ übertragen werden, so sind für die Bezeichnungen vom Körperteilen oft die Bezeichnung der Teile von Gegenständen verwendet, zum Beispiel deutsch *Kopf* (*des Nagels – der Nagelkopf*).

3.3. Die logische Segmentierung der Körperteilbezeichnungen hängt von den Vorstellungen der „naiven Anatomie“ ab, die eine Existenz von materiellen und immateriellen Organen im Körper des Menschen zulässt, z.B. *des Herzens, der Seele* als die Mitte der Gefühle usw. und auch vom sprachlichen Weltbild abhängt (Brown 2001; Goddard 2001; Vezhbitskaja 1999, Wierzbicka 1992, 1996). So bedeutete früher das russische Lexem *zhivot* 'Bauch' – das Leben. Im russischen sprachlichen Weltbild ist dieser Körperteil mit dem Geist, mit der Mitte der Ewigkeit verbunden. Im Deutschen wird *Bauch* als Symbol der Gesundheit, des Wohlstandes und der Belebtheit angesehen. Somit fällt die logische Segmentierung in den untersuchten Sprachen nicht immer zusammen.

3.4. Der Typ der strukturellen Organisation von Körperteilbezeichnungen lässt die Existenz folgender typologischer Verallgemeinerungen implikativen wahrscheinlichen Charakters zu:

- wenn eine Körperteilbezeichnung ein hohes Niveau der Polysemie aufweist, so besteht sie nur aus einem Wurzelmorphem, und umgekehrt, wenn eine Körperteilbe-

zeichnung aus einem Wurzelmorphem besteht, so verfügt sie über ein hohes Polysemiepotenzial, vgl. der hohe Grad der Polysemie von: *Bein, Hand, Auge, Herz, Ohr, Mund*;

- wenn eine Körperteilbezeichnung zu „grundlegenden“, allgemeingebräuchlichen Lexemen gehört und durch eine hohe Verwendungshäufigkeit charakterisiert wird, so besteht sie nur aus einem Wurzelmorphem, vgl. z.B. Körperteilbezeichnungen mit einem hohen Polysemiegrad: deutsch *Nase*, englisch *nose*, lettisch *nariz*, ukrainisch *nis*, russisch *nos*, deutsch *Auge*, englisch *eye*, ukrainisch *oko*);
- wenn eine Körperteilbezeichnung eine Ableitung, ein Kompositum oder eine Wortgruppe ist, so weist sie einen niedrigen Polysemiegrad oder gar keine Polysemie auf (z.B.: deutsch *Hinterhaupt*, russisch *zatylok*, ukrainisch *potylycja*, deutsch *Oberarm*, englisch *upper arm*, ukrainisch *verhnja častyna ruky vid pleča do liktja* ‘Arm’).

3.5. Abhängigkeit zwischen einzelnen Sprachen und der Polysemie:

- in den altaischen Sprachen werden Körperteilbezeichnungen meistens mit Hilfe archaischer Pluralsuffixe gebildet, vgl. Lexeme mit dem Pluralsuffix *-sa/-ta* im Ewenkischen *ěsa*, im Ewenkischen *jasal*, ‘Augenwimpern, Augenlid, Augenbraue’, im Ewenkischen *choromto*, im Ewenkischen *sarymykta* ‘Augenbraue’;
- in altaischen, finno-ugrischen Sprachen und im Spanischen zeichnen sich Körperteilbezeichnungen durch hoch entwickelte Synonymie aus, d.h. zum Ausdruck derselben Bezeichnung existieren hier einige Lexeme mit fast identischem Inhalt, z.B. mokschanisch *ronga, ponda, kalda* ‘Rumpf’, ewenkisch *arkan, niri, hegdenne* ‘Rücken’, spanisch *frente, bribon, gandul, haragan* ‘Stirn’;
- Polysemie der Bezeichnungen von Körperteilen befindet sich in umgekehrter Korrelation mit ihrer Synonymie: die Körperteilbezeichnungen mit einem hohen Polysemiegrad haben eine geringe Anzahl von Synonymen.

3.6. Der Typ der semantischen Organisation von Körperteilbezeichnungen weist eine direkte Abhängigkeit von der Struktur ihrer Bedeutung auf: je mehr ähnliche Seme, die direkte Bedeutungen von Körperteilbezeichnungen enthalten, desto ähnlicher sind Modelle der Entwicklung ihrer übertragenen Bedeutungen. So wurde, zum Beispiel, in den 11 untersuchten Sprachen folgende übertragene Bedeutung des Lexems *Bein*, entdeckt: *Bein* → *Bein des Möbels, Grundlage, Stütze*. Das funktionale Sem „Stütze“ und das Sem „Lage im unteren Teil des Körpers“ verursachten die Entwicklung der metaphorischen Übertragung nach Ähnlichkeit der Form, Funktion und Lage. Die Typen der metaphorischen und metonymischen Übertragungen geben die semantischen Eigenschaften der direkten Bedeutung wieder. Das sind „Stütze“, „Lage“ der Gliedmaßen, „Funktion“, „Instrumentalität“, „Bestandteil“ oder „Teil des Ganzen“. Wenn es einen Zusammenfall von semantischen Eigenschaften in der direkten Bedeutung von Körperteilbezeichnungen gibt, so kann man mit hoher Wahrscheinlichkeit den Zusammenfall ihrer übertragenen Bedeutungen voraussehen, z.B.: *hohler Schädel / dummer Kopf*.

3.7. Produktivität der Polysemieentwicklungsmodelle von Körperteilbezeichnungen. Zu den produktivsten Modellen der metaphorischen Übertragung, die im Prozess semantischer Entwicklung von Körperteilbezeichnungen dominieren, gehören: die Übertragung nach Ähnlichkeit der Form; zum Beispiel: deutsch *Hals der Flasche*, englisch *face* ‘Zifferblatt’, lettisch *mute* ‘die Mündung, Ofenloch’, ukrainisch *jazyk dzvona* buchstäblich ‘Zunge der Glocke’, niwchisch *tenr* ‘Stiftkopf, Schraubkopf’, niwchisch *hilh* ‘Zunge’ – ‘Waffenhahn’, mokschanisch *nurga* ‘Mund – Mündung einer Kanone’, japanisch *mimi* ‘Orh – Nadelöhr’; die Übertragung von Körperteilbezeichnungen des Menschen auf die Bezeichnung von Körperteilen des Tieres und ihre Arten, zum Bei-

spiel, *Nase* – ‘ähnliches Organ des Tieres und auch eine Art des Fisches, englisch *nose*, japanisch *hana* ‘Rüssel, Schweinerüssel, Schnauze’, ewenkisch *ongokto* ‘Schnabel’; nach Ähnlichkeit der Funktion und Lage, z.B. *Arm* (des Hebels) ‘Hebelarm’, ukrainisch *ščelega*, russisch *čelust’* ‘Kiefer – Teil einer Maschine, die zur Aufnahme, zum Kauen dient’, japanisch *rokkotsu* ‘Kante – Karkasse des Schiffes’.

Zu den produktivsten Modellen der metonymischen Übertragung gehören: die Übertragungen von Körperteilbezeichnungen: a) auf die Bezeichnung anderer Körperteile (z.B. englisch *shank* ‘Unterschenkel – Bein’, ukrainisch *zynycja* ‘Pupille – Auge’, ewenkisch *ičemuk* ‘Augensehloch – Augenlid’, ewenkisch *kengtyre* ‘Brustkorb – Rücken, Kreuz, Oberkörper’, ewenkisch *gekan* ‘Schläfe – Unterkiefer, Kinn’); b) als Instrument der Tätigkeit auf ihr Resultat (z.B. deutsch *Zunge*, englisch *tongue*, spanisch *lengua*, ewenkisch *ennge*, russisch *jazyk* – ‘Sprache’, spanisch *lengua* ‘Nachricht’, japanisch *kuchi* ‘Geschmack’; englisch *eye* ‘Auge – Sehkraft, Blick’, niwchisch *tymk* ‘Hand – Handarbeit’); c) auf die Bezeichnung von Personen (z.B. deutsch *Finger* ‘Spitzel’, russisch *ucho* ‘Ohr – schlauer Mensch’, englisch *brain* ‘Kopf, Besserwisser, der Mensch, der denken kann’, ukrainisch *golova*, ‘Kopf – Leiter, Vorsitzender, Leiter der Sitzung’, spanisch *lengua* ‘Übersetzer’, japanisch *kuchi* ‘Esser’); d) auf die Kleidung (z.B. deutsch *Schulter*, englisch *elbow* ‘Teil des Ärmels’, spanisch *cuello* ‘Hals – Kragen’).

Im Spanischen und Japanischen gibt es die größte Zahl der Übertragungen von den Körperteilbezeichnungen als Instrument auf das Resultat oder auf die Tätigkeit. Zu den unproduktiven Modellen der semantischen Übertragung in einzelnen Sprachen oder in einer Reihe von Sprachen gehören metonymische Übertragungen. Im Ewenischen und Eweknischen funktionieren Modelle der metonymischen Übertragungen von Körperteilbezeichnungen auf lokale und temporale Begriffe, z.B.: ewenkisch *heje* ‘Scheitel, Oberteil, Höhepunkt, Januar’. Im Japanischen erfolgt die Übertragung von Körperteilbezeichnungen auf die Begriffe aus dem Finanzwesen, z.B. japanisch *ashi* ‘Bein – Geld, Zinsen’. In Spanischen werden Körperteilbezeichnungen auf die Krankheit übertragen: *pelo* ‘Haar – Brustdrüsenentzündung’.

3.8. Die Universalität von Polysemieentwicklungsmodellen zur Bezeichnung von Körperteilen basiert auf den universellen Besonderheiten des menschlichen Denkens, zum Beispiel, auf den Vorstellungen eines Körperorgans als einer Fähigkeit des Menschen. Solche Vorstellungen verursachen die semantische Entwicklung von Körperteilbezeichnungen, nämlich die metaphorischen übertragenden Bedeutungen, die fundamentale Fähigkeiten des Menschen darstellen, seine persönliche Charakterzüge: zum Beispiel, japanisch *hara* ‘Bauch – Laune, heimliche Gedanken, Seele, Absichten’; *shinzō* ‘Herz – Frechheit’, spanisch *pecho* ‘Brust – innere Welt, Mut, Kühnheit, Herz, Seele’; *cara* ‘Gesicht – Schamlosigkeit, Frechheit’; *corazon* ‘Herz – Mut, Kühnheit, Tapferkeit’.

3.9. Der Polysemiegrad von Körperteilbezeichnungen befindet sich in direkter Abhängigkeit vom Gesamtniveau der Polysemie einer Sprache. Die Gegenüberstellung des Polysemiegrades der Körperteilbezeichnungen zeigte, dass der Polysemieindex im Englischen und im Spanischen am höchsten ist. In diesen Sprachen wurde die größte Anzahl von abstrakten übertragenen Bedeutungen festgestellt. Diesen zwei Sprachen folgen nach Polysemiegrad deutsche, russische, ukrainische, ewenkische und japanische Körperteilbezeichnungen. Ein niedriges Niveau der Polysemie weisen Niwchisch und Mokschanisch auf, was vermuten lässt, dass in diesen Sprachen die semantische Struktur von Körperteilbezeichnungen konkreter ist.

4. Die semantischen Universalien in der thematischen Gruppe der Körperteilbezeichnungen zeigen die Universalität von Entwicklungsmodellen der metaphorischen und me-

tonymischen Übertragungen anthropomorphen Charakters. Weiterer Untersuchungen an Hand eines größeren Sprachenkörpers bedürfen die typologischen Verallgemeinerungen, die in weniger als 5-6 Sprachen festgestellt wurden. Die semantische Analyse der Körperteilbezeichnungen kann weitere Angaben zur Aufdeckung semantischer Universalien bei der lexikalischen Polysemieentwicklung anderer grundlegender Gruppen des Lexikons liefern.

Literatur

- Behrens, Leila (2000): *Semantics and typology*. In: *Sprachtypologie und Universalienforschung. Language typology and universals*, 53/1. Berlin, 21-38.
- Bell, Alan (1978): *Language samples*. In: *Universals of human language. Method and theory*, 1. Stanford, 123-156.
- Boldyrew, Boris (1976): *Suffiksy imjon suschtschestwitelnyh, oboznatschajuschtschich tschasti tela (na materiale ewenkijskogo jazyka)*. In: *Issledowanija po jazykam Sibiri*. Novosibirsk, 28-51.
- Brown, Cecil (2001): *Lexical typology from an anthropological point of view*. In: *Language typology and language universals: an international handbook = Sprachtypologie und sprachliche Universalien (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; Bd. 20, Vol. 2)*. Berlin/New-York, 1178-1190.
- Chrakovskij, Viktor (1976): *Zur Definition von Passivkonstruktionen*. In: *Studia grammatica*. Leningrad, 13, 51-62.
- Comrie, Bernard (1981): *Language universals and linguistic typology: Grammar, Comparative and general. Word formation*. Chicago.
- Croft, William (1993): *Typology and universals*. Cambridge.
- Driven, Rene/Pörings, Ralf (2003): *Metaphor and metonymy in comparison and contrast*. Berlin/New-York.
- Geniušienė, Emma (1987): *The of Reflexives (Empirical Approaches to Language Typology, 2)*. Berlin/New-York/Amsterdam.
- Goddard, Cliff (2001): *Universal units in the lexicon*. In: *Language typology and language universals*. Berlin, 1, 1190-1203.
- Kaliuščenko, Vladimir (2000): *Typologie denominaler Verben (Linguistische Arbeiten, 218)*. Tübingen.
- Kolesnikowa, Wera (1971): *O nazwanijah tschastei tela w altajskich jazykach*. In: *Problema obschtschnosti altajskich jazykow*. Lwow, 139-151.
- Kyjko, Svetlana/Lewyz'kyj, Wiktor (2005): *Statytschni doslidzhennja polisemiji dijesliw sutschasnoji nimezkoji mowy*. In: *Problemy kwantytatynoju linhwistyky*. Tscherniwzi, 210-245.
- Lehmann, Christian (1990): *Towards lexical typology*. In: *Studies in typology and diachrony: Papers presented to Joseph Greenberg on his 75th birthday*, 20. Amsterdam/Philadelphia, 161-185.
- Materynska, Olena (2007): *Typologija naimenuwan' tschastyn tela w indojewropejskich ta uralo-altajskich mowach*. In: *Studia Germanica et Romanica: Inozemni mowy. Sarubizhna literatura. Metodyka wykladannja*, 1/10. Donezk, 120-137.
- Materynska, Olena (2009): *Typologija naimenuwan' tschastyn tela. (Typologitschni, zistawni, diachronitschni doslidzhennia, 5)*. Donezk.
- Nedjalkov, Vladimir/Sil'nickij, Georgij (1973): *Typologie der kausativen Konstruktionen (Folia Linguistica, 6 (3/4))*, 273-290.
- Nowikowa, Klawdia (1980): *Leksika ewenskogo jazyka*. In: *Narody i jazyki Sibiri*. Nowosibirsk, 125-135.
- Traugott, Elisabeth Closs/Dasher, Richard (2005): *Regularity in semantic change. (Cambridge studies in linguistics, 97)*. Cambridge.

- Ullmann, Stephen (1953): *Descriptive semantics and linguistic typology*. In: *Word journal of linguistic circle of New-York*, 9/3. New York, 225-240.
- Ullmann Stephen (1970): *Semantic Universals*. In: Greenberg G.H. (ed.): *Universals of language*. Cambridge, 217-263.
- Uspenskij, Boris (1965): *Strukturnaja tipologija jazykow*. Moskwa.
- Vezhbtskaja, Anna (1999): *Semantitscheskie universalii i opisanie jazykow*. Moskwa.
- Wierzbicka, Anna (1992): *Semantics, culture and cognition: universal human concepts in culture-specific configurations*. Oxford/New York.
- Wierzbicka, Anna (1996): *Semantic primes and universals*. Oxford/New-York.

Andrzej Kałny

Gdańsk (Polen)

ZU DEN DISTRIBUTIVA UND DEM PERFEKTIVEN ASPEKT IM POLNISCHEN AUS KONTRASTIVER SICHT

1. Einleitung

Das Polnische samt anderen (slawischen) Sprachen besitzt eine obligatorische Verbkategorie, die das Geschehen in Bezug auf das Merkmal **vollzogen**,¹ **nichtvollzogen** unterscheidet; diese Kategorie heißt **Aspekt** und wirkt sich auf alle Verbkategorien aus. Wir unterscheiden zwischen dem perfektiven und imperfektiven Aspekt; der perfektive Aspekt signalisiert, dass das Geschehen seine Grenze (Anfang, Ende, oder beides zugleich bei punktuellen Geschehen) erreicht, überwunden hat; der imperfektive Aspekt dagegen liefert keine Information darüber, ob das Geschehen seine Grenze erreicht hat. Der Gesamtbestand der polnischen Verben zerfällt – aspektual gesehen – in zwei Teile (vgl. Kałny 1999: 583), d.h. in Verben, die (in bestimmten Bedeutungen)² Aspektpaare bilden und in Verben, die (in bestimmten Bedeutungen) „unpaarig“ (defektiv) sind – Imperfektiva tantum bzw. Perfektiva tantum.

Aspektpaare können auf folgende Weise gebildet werden:

1. Sekundäre Imperfektivierung – sie stellt die häufigste Möglichkeit dar, Aspektpaare zu bilden (*przepisać* : *przepisywać*; *podpisać* : *podpisywać*),
2. Präfigierung – mit Hilfe von einheimischen Präfixen werden die Verben perfektiviert. Dies ist in der Regel mit weiteren Bedeutungsänderung, meist Modifizierung (lexikalisch-grammatische Funktion) verbunden. Manchmal hat das Präfix³ nur (grammatische) perfektivierende Funktion, ist ein ‘leeres Präfix’. Neben der Bedeutungsgleichheit zwischen dem Simplex und dem Präfixverb, dient ein formales Kriterium zur Feststellung der rein grammatischen Funktion des Präfixes – nur solche Präfixverben, die keine sekundäre Imperfektivierung zulassen, sind als

¹ In manchen deutschen Arbeiten wird „vollzogen, abgeschlossen“ im temporalen Sinn als „früher liegend“ oder „vorzeitig“ verstanden, was zu Missverständnissen führt (vgl. Andersson 2004: 7).

² *czytać* (*książkę*): *przeczytać* *książkę* (Aspektpaar), aber zu *czytać* lässt sich kein Aspektpaar bilden; mittels Präfigierung kann man dieses Verb perfektivieren – die Präfixe bringen aber außerdem (d.h. außer der Grenze) zusätzliche temporale, qualitative, quantitative Bedeutungen ein: *poczytać* ‘eine Weile lesen’, *naczytać się* – ‘sich satt lesen’, *doczytać* – ‘zu Ende lesen’.

³ Es gibt im Polnischen kein einziges Präfix, das sich als grammatisches Präfix spezialisiert hat.

Aspektpaare⁴ zu den ihnen entsprechenden Simplicia anzusehen: *pisać* : *napisać* (**napisywać*), *czytać* : *przeczytać* (**przeczytywać*).

3. Suffigierung einfacher Verben – das Polnische besitzt etwa 100 perfektive Simplexverben, zu denen durch Suffigierung imperfektive Aspektpartner gebildet werden können, und zwar mit Hilfe der Suffixe *-a*, *-owa*, *-ywa*, *-wa*: *dać* : *dawać*, *kupić* : *kupować*.

4. Suppletive Aspektpaare – *brać* : *wziąć*, *kłaść* : *położyć*, u.a.

5. Biaspektuale Verben – einige Verben (meist Lehnwörter) weisen für beide Aspekte eine einzige Form auf: *anulować*, *amputować*, *internować*, *mianować*, *proklamować*, usw.

Jeder Polnischsprecher muss sich also entscheiden, wenn er ein Verb verwenden will, für eine der Aspektformen.⁵ Sasse (1991: 11) konzeptualisiert den imperfektiven Aspekt als Situation, den perfektiven – als Situationsveränderung:

Der imperfektive Aspekt stellt einen Sachverhalt als Situation, unter Ausschluss aller seiner Grenzen, dar. ('S-Aspekt')

Der perfektive Aspekt stellt einen Sachverhalt als Situationsveränderung, unter Bezugnahme auf alle seine typischen Grenzen, dar. ('SV-Aspekt')

Die Unterscheidung zwischen imperfektiven und perfektiven Verben macht vielen Sprechern mit nichtslawischer Muttersprache Schwierigkeiten; die folgende Zusammenstellung zeigt die Kompatibilität der jeweiligen Verben mit den grammatisch-syntaktischen Merkmalen deutlich: Verben des perfektiven Aspekts treten in folgenden Konstruktionen, Formen auf: Partizip der Vorzeitigkeit (*napisawszy*), Vorgangspassiv (*został napisany*), Zustandspassiv (*jest napisany*), perfektivem Futur (*napiszę*); Verben des imperfektiven Aspekts treten dagegen auf in: Partizip der Gleichzeitigkeit (*pisząc*), Vorgangspassiv (*jest pisany*), imperfektivem Futur (*będę pisać*), Verbindung mit Phasenverben (*zaczął czytać*, *skończył pisać*, *przestała płakać*).

Der perfektive Aspekt drückt eine einmalige, als ganze aufgefasste in der Vergangenheit (perf. Präteritum) oder Zukunft (perf. Futur) verlaufende Handlung aus. In den Sprachen, die über keine grammatische Kategorie des Aspekts verfügen, liefert in einem längeren Text der Kontext, die Situation und unser Weltwissen Informationen darüber, wie man das Geschehen auffassen sollte.

Weder das Deutsche und noch die anderen germanischen Sprachen verfügen über die grammatische Kategorie des Aspekts; deshalb verwende ich den Begriff der „Erreichung bzw. Nichterreicherung der Grenze“ – beide Begriffe stellen die semantische Entsprechung für die Aspektopposition im Polnischen (oder in den anderen slawischen Sprachen) dar (vgl. Andersson 1972: 185).

2. Zur aktionalen Charakteristik der Verben im Deutschen

Die Verben des Deutschen können wir in **telische** (grenzbezogene), **atelische** (nicht-grenzbezogene) und **bedingt telische** (auch neutrale genannt) einteilen. Die **telischen**

⁴ Früher hat man als ('reine') Aspektpaare nur solche anerkannt, die infolge der Imperfektivierung entstanden sind; heute gibt es kaum Forscher, die solch eine Meinung vertreten.

⁵ Eine Ausnahme stellen hier die sog. **biaspektualen** Verben dar; die jeweilige Funktion ist dem grammatischen Kontext zu entnehmen:

Nogę będziemy amputować (imperf.), *jak tylko przyjdzie anestezjolog.*

Noga została amputowana (perf.) *z powodu gangreny.*

Verben bezeichnen Handlungen, die auf die Erreichung einer Grenze, eines Ziels zustreben; wenn sie diese Grenze erreicht, überschritten haben (z.B. im Präteritum, Perfekt, Zustandspassiv) ist die Handlung vollzogen. Die Grenze (das Telos) kann dabei als die Erschaffung von etwas, die Erreichung eines Resultats, eines Ortes, den Übergang in einen neuen Zustand, das Verlassen eines Ausgangspunkts verstanden werden: *aufstehen, legen, setzen, finden, verwachsen, zerkochen, ausdiskutieren, weggehen, erwachen, sterben, losfahren, reifen, verblühen, erfrieren, abfahren* (vgl. Andersson 1972: 34; Czarnecki 1998: 52).⁶ Bei telischen transitiven Verben wird das Partizip II auf Passiv Perfekt, bei atelischen auf Passiv Präsens zurückgeführt; bei Intransitiva ist Part. II nur bei telischen Verben (diese Verben bilden ihr Perfekt mit *sein*) möglich und es wird auf Aktiv Perfekt zurückgeführt.

Nicht jeder Satz mit einem telischen Verb im Perfekt oder Präteritum impliziert die Erreichung, Überschreitung der Grenze; die Grenze (das Telos) kann durch den Kontext getilgt, wegmanipuliert werden (und umgekehrt bei atelischen und bedingt telischen kann sie erschaffen werden):

- (1) Ich habe die Erzählung von G. Grass gelesen. → przeczytałem
 (2) Als Peter kam, habe ich gerade die Erzählung von G. Grass gelesen. → czytałem (imperf.)

Lexematisch **atelische** Verben weisen auf keine ihnen inhärente Grenze hin: *arbeiten, sitzen, schlafen, bestehen, frieren, blühen, bluten, sein, haben, kosten, abhängen, ähneln, besitzen, gehören zu, sich ekeln*. Bedingt telische Verben haben kein inhärentes Merkmal, das auf eine Grenze hindeuten würde, erst im längeren Kontext (d.h. wenigstens Subjekt + eine weitere Ergänzung) können sie als solche, die eine Grenze erreichen oder nicht erreichen, charakterisiert werden: *lesen, bauen, essen, kochen* (z.B. *jemand kocht die Suppe*), *schreiben, ziehen* (z.B. *den Wagen ziehen, aber den Wagen aus der Pfütze ziehen; die Pistole ziehen*), *schwimmen* (*im Wasser schwimmen: auf das andere Ufer schwimmen*), *tanzen* (*in der Ecke tanzen: durch den Saal tanzen*) usw.

Durch Präfixe (*ausdiskutieren, sich ausweinen, erbauen, aufessen, zerkochen...*), adverbiale Phrasen (*sich satt essen, sich müde laufen*), durch Funktionsverbgefüge (*in Weinen ausbrechen, ins Schwatzen kommen*) können die (lexematisch) atelischen Verben in telische Verben oder Phrasen umfunktioniert werden (vgl. Kałny 1994; Leiss 1992: 255ff.). Eine große Rolle spielen auch Kontextelemente, z.B. kann mit dem Adverb *plötzlich* die Erreichung der Grenze (auch bei einem atelischen Verb) impliziert werden:

- (3) Plötzlich weinte sie. Nagle rozpłakała się. *Nagle płakała.⁷

Die Grenzerreichung im Satz (4) kann (bei dem 2., 3., 4. Verb, die atelisch oder bedingt telisch sind) durch Situation (hier natürliche Folge von Ereignissen) herbeigeführt werden:

- (4) Sie setzte sich und rauchte (schluchzte, sang). Usiadła i zapaliła (załkała, zaśpiewała).

⁶ Der Einfachheit halber führe ich hier nur die Verben an; eigentlich kommt das Merkmal telisch/atelisch den Phrasen zu; es ist erst auf der Satzebene sichtbar:

Die Pferde zogen (atel.) den Wagen. Konie ciągnęły (imperf.) wóz.

Die Pferde haben den Wagen aus dem Graben gezogen. (tel.); Konie wyciągnęły (perf.) wóz z rowu.

⁷ *Nagle* impliziert eine neue Situation (einen neuen Zustand) – im Polnischen muss man in diesem Fall ein perfektives Verb verwenden (abgesehen vom historischen Präsens, wo dies aufgehoben ist); im Deutschen signalisiert nur *plötzlich* die neue Situation (und im Prinzip die Erreichung der Grenze, falls es sich um die Vergangenheit handelt).

Auf die Deutung des bedingt telischen oder atelischen Verbs im Sinne der Grenzerreichung übt hier das erste telische Verb den entscheidenden Einfluss; wenn wir das Verb *setzen* durch *sitzen* ersetzen, ändert sich die Sachlage diametral:

(5) Sie saß und rauchte (schluchzte, sang). Siedziała i paliła (łkała, śpiewała).

Auf die Deutung des Satzes (da das bedingt telische Verb einmal die Telizität, ein anderes Mal die Atelizität vermitteln kann) haben Einfluss mehrere Kontextpartner.⁸

3. Allgemeines zur Wiedergabe des perfektiven Aspekts im Deutschen

Im Folgenden führe ich nur einige prototypische Beispiele an, die die Wiedergabemöglichkeiten des perfektiven Aspekts im Deutschen verdeutlichen sollten. Meine Schlussfolgerungen stützen sich auf eine viel größere Satzmenge, die ich hier aus Platzgründen nicht darstellen kann. Die Belege aus *Quo vadis?* von Sienkiewicz und dessen drei Übersetzungen, sowie anderen Werken liefern einen interessanten Stoff zur vergleichenden Analyse (das Verb im perfektiven Aspekt ist unterstrichen).

- (6) Wszyscy pili obficie. (Quo, 78/I)
Es wurde übermäßig viel getrunken. (R., 79)
Jedermann trank nach Belieben. (B., 54)
- (7) Blask odbijał się w białkach wzniesionych oczu, pot spływał po bladych jak kreda czołach. (Quo, 13/III)
Im Weiß der emporblickenden Augen spiegelte sich der Fakelschein wider, Schweiß rann von den bleichen Stirnen. (R., 334)
- (8) Znalazłem wreszcie, czegom szukał. (Quo, 144/I)
Endlich habe ich gefunden, was ich schon lange suchte. (R., 145)
Endlich habe ich gefunden, wonach ich schon lange suchte. (B., 99)
Ich habe endlich gefunden, was ich seit langem suchte. (Bol., 168/I)
- (9) I nagle twarz jej pokryła się rumieńcem. (Quo, 69/I)
Plötzlich überzog eine tiefe Röte ihr Antlitz. (R., 70)
Plötzlich bedeckte tiefe Röte ihr Gesicht. (B., 48)
Plötzlich überflog eine dunkle Röte ihre Züge, denn [...]. (Bol., 81/I)
- (10) Wtem Gulo wysunął się naprzód [...]. (Quo, 111/I)
Da trat Gulo [...] hervor und [...]. (R., 110)
Da drängte sich Gulo [...] vor und [...]. (Bol., 128/I)
- (11) W tej chwili jakaś ciemna postać zbliżyła się do nich i spytała. (Quo, 133/III)
In diesem Augenblick näherte sich ihnen eine dunkle Gestalt und fragte [...]. (B., 371)
Da näherte sich ihnen eine dunkle Gestalt und fragte. (R., 428)
- (12) Wincjusz skoczył ku nim. (Quo, 111/I)
Vinicius sprang auf sie zu. (R., 110)
Vinicius sprang ihnen entgegen. (Bol., 128/I)
- (13) Po czym opuściły cubiculum i udały się do [...]. (Quo, 100/I)
Hierauf verließen sie das Cubiculum und begaben sich [...]. (R., 101)
Dann verließen sie das Cubiculum und gingen [...]. (Bol., 115/I)

⁸ *Er aß Brot. Jadł chleb.* Aber: *Er aß zwei Brötchen. Zjadł dwie bułeczki.* **Jadł dwie bułeczki.*
Manchmal aß er zwei Brötchen. Czasami zjadał dwie bułeczki.

(14) Winicjusz przetarł zdumione oczy i nagle ujrzał nad sobą olbrzymią postać Liga, [...].

(Quo, 87/1)

Vinicius rieb sich die erstaunten Augen, schaute empor und sah die Riesengestalt [...]. (R., 90)

Vinicius rieb sich die Augen und erblickte neben sich die riesige Gestalt des Lygiers. (B., 60)

Im Polnischen ist die Unterscheidung zwischen Situationsveränderung (Erreichung der Grenze) und der Situation (Nichterreichung der Grenze) durch den Aspekt grammatikalisiert. Im Deutschen, wo diese Unterscheidung weder obligatorisch noch grammatikalisiert ist, lassen sich außer der Eigensemantik des Verbs (telisch) folgende Mittel feststellen, die eine Situationsveränderung⁹ nahelegen:

- Adverbien: *da, plötzlich, auf einmal, hierauf, daraufhin, jetzt, schließlich, endlich, zunächst, dann, danach, mit einem Male, im nächsten Augenblick, bald, rasch, sofort, im Nu, in einer Woche, einmal, diesmal, noch einmal;*
- Konjunktionen: *nachdem, als, bis, kaum, sobald, ehe, bevor;*
- Plusquamperfekt (bei telischen Verben), Zustandspassiv;
- Situationstypen ('Kohärenzschemata' bei Koschmieder):
 - a) Sequenz (im Polnischen treten hier perfektive Verben auf) – vgl. 11, 13, 14.
 - b) Inzidenz: Währen + Eintritt (vgl. Koschmieder 1987).
- Mittel, die dem Verb oder der Verbphrase telische Bedeutung verleihen: Präfixe und Präfixoide, Phasenverben, Funktionsverbgefüge (anstelle des atelischen Verbs), bestimmte Präpositionen, Quantoren.

Ein isolierter Satz mit telischem Verb im Präteritum wird normalerweise im Sinne der Grenzerreichung (Situationsveränderung) interpretiert. Noch genauer ist diese Regel bei Breu formuliert – das Präteritum einer telischen (bei Breu terminativen) Handlung lässt ohne explizite Einschränkung durch den Kontext stets vermuten, dass diese Handlung zu ihrem Ende gekommen ist, also zu ihrer Grenze durchgeführt wurde. Bei der stillschweigenden Annahme der vollständigen Durchführung handelt es sich demnach um eine 'Implikatur', die immer dann gilt, wenn sie nicht explizit verneint wird (Breu 1993: 121).

4. Zu Aktionsarten im Polnischen

Unter **Aktionsarten** (vgl. Kałny 1994) verstehe ich fakultative Modifizierungen der Bedeutung eines Ausgangsverbs, die sich auf zeitliche, quantitative und/oder qualitative Abstufungen der Handlung beziehen und mit Hilfe von morphologischen Mitteln zum Ausdruck gebracht werden. Zu diesen Mitteln gehören Präfixe, Suffixe und das Postfix *się*. Zu den wichtigsten und z.T. produktiven perfektiven Aktionsarten des Polnischen gehören u.a. die ingressive (*za-*), evolutive (*roz-... się*), delimitative (*po-* bei atelischen Verben), kumulative (*na-*), saturative (*na-... się*), perdurative (*prze-*) Aktionsart. Die Analyse dieser Verbgruppen in den aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzten Texten (vgl. ebd.) erlaubte, die wichtigsten Mittel im Deutschen zum Ausdruck der Telizität

⁹ Interessant in diesem Zusammenhang ist der Beitrag von Prokopczuk, der die temporal-aspektualen Bedeutungen als Mittel der narrativen Markierung untersuchte; er zeigte u.a., dass diese Mittel „die Grenze zwischen der Exposition und der Komplikation in einem narrativen Text zu bestimmen“ (Prokopczuk 2000: 159) ermöglichen.

zu erfassen. Mit diesen Mitteln werden in der Regel die deutschen atelischen Verben/Verbphrasen zu telischen umfunktioniert.

Die Verwendung der perfektiven Aktionsarten ist oft, insbesondere in bestimmten Kontexten obligatorisch (Systemzwang), denn nur auf diese Weise kann die Situationsveränderung markiert werden. Durch die häufige Verwendung von bestimmten produktiven Präfixen, kann es zu deren Desemantisierung und Grammatikalisierung kommen. Mit solch einer Desemantisierung haben wir im Polnischen (auch im Russischen) bei *s-/z-* zu *tun*.¹⁰

Zu den produktivsten Verbpräfixen gehört *po-*; es dient zur Bildung von mehreren Aktionsarttypen. Sehr hohe Produktivität weist *po-* bei der Bildung der distributiven Aktionsart¹¹ auf.

Ich vertrete die Meinung, dass dieses Präfix in dieser Funktion desemantisiert wurde (dieser Prozess ist aber noch nicht abgeschlossen) und als textsortenspezifischer Marker des perfektiven Aspekts dient. Ich spreche deshalb im Weiteren von Distributiva und nicht von der distributiven Aktionsart (Kaṭny 2000: 250).

Ich gehe jedoch nicht so weit wie Schwenk (2009), der z.T. zu Recht meine frühere Auffassung (Kaṭny 1994: 73) kritisiert (aber keinen Bezug auf die im Jahre 2000 erfolgte Differenzierung nimmt) und schreibt dem Verb *wysyłać* zwei Lesarten zu: eine nicht-distributive und eine distributive; die letztere korreliert nach ihm mit dem Perfektivum *powysyłać*. Aus den Erwägungen zieht er den folgenden Schluss:

Die Aktionsartlichkeit, oder genauer: die distributive Aktionalitätsart, bezieht sich somit nicht auf Imperfektivum (*wysyłać*) und Perfektivum (*powysyłać*), die sich ein Imperfektivum (*wysyłać*) teilen, charakterisiert also nicht zwei in Aspekt geschiedene Verben (*wysyłać* und *powysyłać*), sondern zwei Aspektpaare, die sich um den Kern eines Imperfektivum formieren: *wysyłać/wysłać* auf der einen Seite und *wysyłać/powysyłać* auf der anderen Seite. (Schwenk 2009: 154)

Die Distributiva bilden im Polnischen eine umfangreiche und gemischte Klasse von Verben; bei einem kleinen und verschwindenden Teil ist noch die modifizierende Funktion des Präfixes (Aktionsart) spürbar (vgl. z.B. die Sätze 15, 16 und 17); bei Verben, wo diese modifizierende Funktion verblasst oder im Schwinden begriffen ist, lassen sich zwei Gruppen von Verben unterscheiden: a) solche, die stilistisch markiert sind und hauptsächlich in kolloquialer Rede vorkommen; b) solche, die keine stilistische Markierung aufweisen und nicht textsortenspezifisch sind. Einige Beispiele im nächsten Abschnitt mögen dies verdeutlichen.

5. Distributiva im Polnischen und deren Entsprechungen im Deutschen

Die Bedeutung der Distributiva wird von Isačenko (1968: 410) in treffender Weise erfasst; sie verbinden „die ‘innere Gegliedertheit’ der Handlung mit einer quantitativen Schattierung: die Handlung wird nicht einfach an mehreren Objekten (oder von

¹⁰ In älteren Arbeiten (z.B. bei Isačenko 1968) sprach man hier von der allgemeinresultativen Aktionsart.

¹¹ So habe ich (Kaṭny 1994) eine Gruppe der *po-*Verben bezeichnet; mit der Zeit habe ich meine Auffassung modifiziert und nenne diese Verben als Distributiva.

mehreren Subjekten) vollzogen, sondern betrifft viele oder womöglich alle Objekte bzw. Subjekte“.

Die Distributiva werden mit dem Präfix *po-* von einfachen und insbesondere von präfigierten Verben abgeleitet. Die transitiven distributiven Verben verbinden sich obligatorisch mit Substantiven im Akkusativ Plural bei zählbaren und im Akkusativ Sg. bei nicht-zählbaren Objekten (Objektsdistributivität). Die intransitiven Verben verbinden sich mit dem Subjekt im Plural oder im Singular (Subjektsdistributivität).¹² Das Präfix *po-* ist in dieser Funktion sehr produktiv (vgl. Piernikarski 1975).

Das Vorkommen der Distributiva ist insbesondere für die gesprochene (oft emotionsbeladene) Sprache charakteristisch; auch in literarischen, epischen Texten sind Distributiva des Öfteren anzutreffen. „Durch die gehäufte Verwendung der Distributiva wird eine gewisse ‘epische Breite’ der Darstellung erzielt“ (Isačenko 1968: 414).

Die in den zweisprachigen Wörterbüchern und theoretischen Arbeiten (z.B. Czochralski 1975) angeführten Entsprechungen vom Typ *alle nacheinander*, *alle* sind in den deutschen Translaten äußerst selten (vgl. Beispielsätze 15, 16, 17) anzutreffen.

- (15) Oddajcie mi maszynę, po tom przyszła i możecie pozdychać. (Kaden-B., 90)
Rückt die Maschine heraus, deswegen bin ich hergekommen, dann könnt ihr alle nacheinander verrecken. (95)
- (16) Siostry jej powychodziły za mąż za urzędników. (Maria, 183)
Ihre Schwestern hatten einen nach dem anderen Beamten geheiratet. (105)
- (17) Piechurzy polscy powychodzili ze swych redut [...] (Bramy, 275)
Die Polen waren, einer nach dem anderen, aus den Schanzen hervorgekommen [...] (268)

In weiteren Beispielen kommen in den Translaten die Mittel vor, die die Grenzerreichung ausdrücken; in vielen Fällen gehen die stilistischen Konnotationen verloren.

- (18) [...] niektórzy poomdlewali ze strachu. (Quo, 291)
[...] einige wurden vor Schreck ohnmächtig. (B., 204)
- (19) Pozrzucali z głów kaptury [...] (Quo, 212)
Sie nahmen die Kaputzen ab [...] (B., 150)
Sie warfen die Kapuzen zurück [...] (Z., 114)
- (20) Żołnierze porozpalali ogniska i siedzieli nad nimi w kucki, [...] (Bramy, 167)
Die Soldaten hatten Feuer angezündet, sich niedergekauert [...] (162)
- (21) [...] zeszkłona lawa popękała w geometryczne, a zarazem niesamowite kształty.
[...] die zu Glas erstarrte Lava war gesprungen und zerplatzt und [...]
- (22) Można było pomyśleć, że cały jakiś naród poprzywiązywano do słupów dla uciechy Rzymian i cesarza. (Quo, 586)
Man hätte glauben können, ein ganzes Volk sei zu Ehren Roms und des Caesars an Pfählen gebunden. (B., 389)
- (23) Ludzie popodnosili się z ziemi [...] (Quo, 434)
Die Gestalten erhoben sich von der Erde [...] (Z., 208)
- (24) Ku wielkiemu zdziwieniu cyrkowej służby pokłękali wszyscy, których nie zdążono dotąd poprzybijać. (Quo, 566)
Zur großen Verwunderung der Bediensteten des Zirkus knieten jetzt alle nieder. (E., 520)
Stauend sahen die Zirkusdiener alle Christen, die noch nicht angenagelt waren, auf die Knie fallen. (Z., 274)

¹² Vereinzelt kann das Subjekt auch bei nicht-zählbaren Substantiven im Singular stehen: *Rura, ściana popękała (w wielu miejscach)*.

Wenn man meine These von der weitgehenden, aber noch nicht abgeschlossenen Desemantisierung von *po-* in den Distributiva gelten lässt, so verfügt das imperfektive Verb über zwei perfektive Aspektpartner: *zrywać* : *zerwać*, *pozrywać*; *przybijać* : *przybić*, *poprzybijać*; *klezczeć* : *kleknąć*, *poklekać* (usw.). Lehmann (1999: 224) „folgend unterscheide ich zwischen den Standard- und peripheren Aspektpartnern“:

Gibt es pro lexikal aktionale Funktion [...] und pro Aspekt nur ein Partnerverb, ist dies Standardpartner, gibt es mehrere Aspektpartner, dann ist das Verb mit der abstraktesten Funktion der Standardpartner [...], die anderen Verben sind periphere Partner.

Die Distributiva sind in der Regel periphere Aspektpartner; sie sind oft stilistisch markiert und für die gesprochene Sprache charakteristisch. Die mit dem Präfix *po-* perfektivierten Verben (Distributiva) lassen sich durch das Simplex (oft unter Verlust der konnotativen Merkmale) ersetzen; eine Substitution in umgekehrter Richtung ist nur beschränkt möglich, denn die Verwendung der Distributiva ist textsortenspezifisch.

(25) Obecne wydanie ukazuje się więc bez poważniejszych zmian: poprawiono (*popoprawiano) jedynie błędy i nieścisłości i unowocześnieo (*pounowocześniano), a także uzupełniono (*pouzupełniano) bibliografię. (Grzegorzczkova 1995: 8)

Im Prozess der Grammatikalisierung werden die lexikalischen Zeichen zu grammatischen Formen und Strukturen; diesen Prozess kann man u.a. am Beispiel der modifizierenden Verbpräfixe (der Aktionsarten) in den slawischen Sprachen beobachten – manche von ihnen verlieren langsam ihre modifizierende Bedeutung und werden zu den sogenannten leeren Präfixen und somit zu den peripheren Aspektpartnern. Das Präfix *po-* bei den Distributiva ist ein gutes Beispiel dafür.

Literatur

- Andersson, Sven-Gunnar (1972): *Aktionalität im Deutschen. Eine Untersuchung unter Vergleich mit dem russischen Aspektsystem*. Bd. I: *Die Kategorien Aspekt und Aktionsart im Russischen und im Deutschen*. Uppsala.
- Andersson, Sven-Gunnar (2004): *Gibt es Aspekt im Deutschen?* In: Gautier, L./Haberkorn, D. (Hg.): *Aspekt und Aktionsarten im heutigen Deutsch*. Tübingen, 1-11.
- Breu, Walter (1993): *Zur Rolle der Präfigierung bei der Entstehung von Aspektsystemen*. In: Guiraud-Weber, M./Zaremba, Ch. (Hg.): *Linguistique et slavistique*. Paris, 119-135.
- Czarnecki, Tomasz (1998): *Aspektualität im Polnischen und Deutschen. Bedeutungen und Formen in einer konfrontativen Übersicht*. Gdańsk.
- Czochralski, Jan (1975): *Verbalaspekt und Tempussystem im Deutschen und im Polnischen. Eine konfrontative Darstellung*. Warszawa.
- Isačenko, Alexander (1968): *Die russische Sprache der Gegenwart*. Teil I. München.
- Kątny, Andrzej (1994): *Zu ausgewählten Aktionsarten im Polnischen und deren Entsprechungen im Deutschen*. Rzeszów.
- Kątny, Andrzej (1999): *Das Verb*. In: U. Engel et al. *Deutsch-polnische kontrastive Grammatik*, Bd. 1. Heidelberg, 541-698.
- Kątny, Andrzej (2000): *Zu den Distributiva im Polnischen aus kontrastiver Sicht*. In: Kątny, A. (Hg.): *Aspektualität in germanischen und slawischen Sprachen*. Poznań, 243-254.
- Koschmieder, Erwin (1987): *Aspektologie des Polnischen*. (Polnische Fassung 1934). Neuried.
- Lehmann, Volkmar (1999): *Aspekt*. In: Jachnow, H. (Hg.): *Handbuch der sprachwissenschaftlichen Russistik und ihrer Grenzdisziplinen*. Wiesbaden, 214-242.

- Leiss, Elisabeth (1992): *Die Verbalkategorien des Deutschen*. Berlin.
- Piernikarski, Cezary (1975): *Czasowniki z prefiksem po- w języku polskim i czeskim na tle rodzajów akcji w językach słowiańskich*. Warszawa.
- Prokopczuk, Oleksij (2000): *Temporal-aspektuale Bedeutungen als Mittel der narrativen Markierung. Zum Kontrast zwischen der Exposition und der Komplikation*. In: Kątny, A. (Hg.): *Aspektualność w germanischen und slawischen Sprachen*. Poznań, 149-160.
- Sasse, Hans-Jürgen (1991): *Aspekttheorie*. In: Sasse, H.-J. (Hg.): *Aspektsysteme* (= Arbeitspapier Nr. 14, Neue Folge). Köln, 1-35.
- Schwenk, Hans-Jörg (2009): *Die Semantik Imperfektiv-Perfektiv-Opposition im Polnischen und ihr Niederschlag in polnisch-deutschen Wörterbüchern. Versuch einer aspektologisch aspektographischen Neuorientierung*. Frankfurt a.M.

Quellen

- Dobraczyński, J., *Bramy Lipska*. Warszawa 1978 (= Bramy).
- Vor Toren Leipzigs*. Berlin 1985. Übers.: K. Wolff.
- Grzegorzczkova, R., *Wprowadzenie do semantyki*. Warszawa 1995.
- Kaden-Bandrowski, J., *Czarne skrzydła*. Kraków 1979 (= Kaden).
- Die schwarzen Schwingen*. Berlin 1983. Übers.: C. Rymarowicz.
- Kuncewiczowa, M., *Zmowa nieobecnych*. Warszawa 1978 (= Maria).
- Die Verschwörung der Abwesenden*. Berlin und Weimar 1989. Übers.: R. Matwin-Buschman.
- Sienkiewicz, H., *Quo vadis?* Warszawa 1949 (= Quo).
- Quo vadis?* Autorisierte Übers. von Boliński, Berlin (= Bol.).
- Quo vadis?* Übersetzt und bearb. von E. Bauer, Berlin (= B.).
- Quo vadis?* Einsiedeln (o.J.), übers. von E. und R. Ettliger (= E.).
- Quo vadis?* Übersetzt von H. Reichenbach. Leipzig (= R.).
- Quo vadis?* Übersetzt von R. Zoozmann (= Z.).

Michail L. Kotin

Zielona Góra/Poznań (Polen)

***WEWURT SKIHIT...* KERN-EVENTITÄT VS. DISKURSIVE EVENTITÄT IN SYNCHRONIE UND DIACHRONIE**

1. Problemstellung und Grundhypothese

Die Untersuchung der Verben mit Geschehens- bzw. Ereignissemantik und der Geschehens-/Ereignissätze ist einer der zentralen Schwerpunkte in der vielfältigen Forschungstätigkeit des Jubilars. Seine Schriften zu diesem Problemkreis reichen von Fallstudien zu diversen Aspekten der Semantik, Syntax, Pragmatik und Textfunktion dieser Gruppe von Prädikaten bzw. damit gebildeten Syntagmen bis hin zu umfangreichen Grundlagenstudien, die u. a. eine vollständige Erfassung der Gesamtheit dieser Einheiten und Strukturen – quantitativ wie qualitativ – anstreben. In seinen Abhandlungen zu dem erwähnten Themenbereich verbindet der Jubilar eine minutiöse, nicht selten gerade musterergültige Analyse der Geschehens-/Ereignisverben auf „Mikroebene“ mit deren Einbettung in den weiteren Kontext der „Eventität“ (der Begriff wird hier und weiter in Anlehnung an Prokopczuk 2006b: 238 verwendet) als Inbegriff für ein übergreifendes Sprachphänomen, welches vielfache Kodierungsformen aufweisen kann.

Das Prinzip der Komplexität erweist sich ausgerechnet bei der Erforschung eventiver Entitäten und Strukturen verschiedenen Umfangs und Status als fruchtbar, da die Ereignissemantik im weiteren Sinn bei bestimmten genuinen Diskurstypen als prototypisch für die Prädikation als solche gelten kann. So ist dies z.B. beim narrativen Diskurs der Fall, wo solche Kategorien, wie z.B. Transitivität, Reflexivität, Unpersönlichkeit etc., diskursbedingt der Eventität hierarchisch untergeordnet sind. Es handelt sich bei einer *Erzählung* in all ihren Existenzformen vorrangig um ereignisbezogene Darstellungsweise der Sachverhalte, so dass z.B. formal kausative, reflexive oder unpersönliche Propositionen durchaus als eventiv gelesen werden können, ohne dabei Geschehensverben als Prädikate zu führen. Die Sätze des Typs *Peter hat Paul brutal zusammengeschlagen; Der Kranke konnte sich an nichts mehr erinnern; Es friert mich* etc. können unter bestimmten Bedingungen nämlich als Implikationen einer Antwort auf die Frage *Was ist geschehen?* gedeutet werden, wodurch die nichteventive Eigensemantik der Verbalprädikate zu Gunsten der globalen eventiven Diskurssemantik zurückgestellt wird. Auf vergleichbare Phänomene nimmt u.a. der Jubilar in Prokopczuk 2002: 279; 2004: 276ff.; 2007: 122f. Bezug.

Nun kann angenommen werden, dass bestimmte Diskursstrategien, welche u.a. dafür sorgen, dass genuin nichteventive Prädikate Geschehensaussagen bilden, Voraussetzungen für eine Umdeutung der entsprechenden Verbsemantik als eventiv schaffen können. Dadurch können hypothetisch Sprachwandelpfade entstehen, die die einst diskursbedingte Eventität (d.h. eine Eventität, die zunächst lediglich auf Markroebene existiert) in die Eventität als Eigenschaft der Verbsemantik (auf Mikroebene) verwandelt. Diese letztere betrifft schon eine konkrete Verbalklasse, welche über bestimmte syntaktische und semantische Eigenschaften verfügt und daher systematisch beschrieben werden kann. Ich bezeichne sie daher als *Kern-Eventität*, im Gegensatz zur *diskursiven Eventität* genuin nichteventiver Prädikate.

Diese Hypothese kann allerdings keinesfalls als eine simple Übertragung der kontextuell-diskursiven Eventität auf die intensionale Eventität (oder Kern-Eventität) verstanden werden. Dass eine Proposition diskursbedingt eventiv gelesen werden kann, bedeutet noch lange nicht, dass deren Prädikat in der Perspektive die eventive Semantik bekommen wird. Ein Wandel, dessen Folge die Entstehung eines Geschehens-/Ereignisverbs ist, muss nämlich weitere Voraussetzungen erfüllen, die nunmehr auch seine Eigensemantik und seine syntaktischen Qualitäten mit einschließen. In dem vorliegenden Beitrag wird versucht, eine kategorialsemantische Affinität der Eventität zu der Semantik einer Bewegung bzw. eines Raumwechsels nachzuweisen, wobei vermutet wird, dass die Eventität im Vergleich zu Bewegung bzw. Raumwechsel semantisch stärker unterspezifiziert ist, wodurch sie ein viel stärkeres deiktisches Potential (im Sinne von Diewald 1991: 34, 133) aufweist. Folglich ist der Wandel von Bewegungs- bzw. Raumwechsel-Semantik zur Semantik der Eventität als Entwicklung zu betrachten, die gewisse Gemeinsamkeiten mit Grammatikalisierung demonstriert, wenn man die Grammatikalisierung mit Diewald 1991, 1997, 1999, 2000 als Ausprägung der deiktischen Funktion der Sprachzeichen versteht.

2. Eventive Verben aus synchron-typologischer Sicht

Prokopczuk 2006b: 237 definiert die Sätze mit Geschehens-/Ereignisverben (G/EV) als Syntagmen mit der prototypischen Bedeutung „etwas kommt/geschieht ganz von selbst (wie ein Naturereignis, ohne Anstoß von außen)“ und stellt weiterhin fest: „Je nach dem lexikalischen Inhalt der Einheit in der Subjektposition und des G/EV kann diese Bedeutung modifiziert werden“. Aus der Definition geht hervor, dass die Modifikation der Grundsemantik einer Aussage mit dem G/EV als Prädikat deren Kernbedeutung nicht tangiert.

Diese Zuordnung indiziert deutliche Affinitäten der G/EV zu den Passivformen und überhaupt zu diversen Diathesen bzw. zu der Erscheinung der Ergativität, worauf Prokopczuk auch mehrfach hinweist, ohne dabei die G/EV-Sätze mit Passivsätzen und anderen damit vergleichbaren Phänomenen gleichzustellen (vgl. Prokopczuk 2006a: 190ff., 2006b: 237f., 2008: 333ff.). Das sicherste gemeinsame syntaktische Merkmal, welches die Prädikate der erwähnten Gruppen vereinigt, scheint deren Unakkusativität zu sein (vgl. Burzio 1986: 178f., 184f., Abraham 2004: 83ff.). Laut der bekannten Generalisierung von Burzio (Burzio's generalization), „A verb which lacks an external argument fails to assign accusative case“ und „A verb which fails to assign accusative case fails to theta-mark an external argument“.¹ Die

¹ Unter der θ -Rolle wird in der generativen Syntax die semantische Funktion eines Arguments verstanden, welche ihm in Folge der s(emantischen)-Selektion zugeschrieben wird, im Gegensatz zur strukturell-syntaktischen (konstruktionellen) c-Selektion.

Eventiva erfüllen diese Voraussetzungen ohne Ausnahme, sie sind typische Unakkusativa in dem Sinn, dass sie nur ein internes Argument zulassen.

Die echten Unakkusativa lassen naturgemäß keine Passivtransformation zu, da diese eine Verschiebung des Akkusativ-Objekts in die syntaktische Subjekt-Position voraussetzt. Wenn also das externe Argument grundsätzlich fehlt, kann der formal im Aktiv stehende Satz nicht passivierbar sein. Diese Eigenschaft der Eventiva bringt die Sätze mit den G/EV in die Nähe der passivischen Konstruktionen, da diese Letzteren, wie die Eventivausdrücke auch, ein inaktives syntaktisches Subjekt führen. Zugleich sind die Eventivsätze weder semantisch noch syntaktisch den Passivfügungen äquivalent, da das syntaktische Subjekt eines klassischen Passivsatzes von der prädikativen Handlung erfasst, affiziert wird, während das Subjekt eines Eventivsatzes einem Geschehen ausgesetzt ist, vgl. *Peter wurde [von seiner Mutter] heftig getadelt* vs. *Es ist ein Unglück passiert*. Die Eventivsätze sind nicht nur unakkusativisch, sondern auch obligatorisch unagentivisch, was für die Passivsätze nicht gilt. Die Passivaussagen sind Sätze, bei denen das externe Argument nicht grundsätzlich fehlt, sondern lediglich zurückgestellt bzw. „unterdrückt“ (vgl. Haider 1992: 239f.) wird und ggf. eine andere syntaktische Funktion (Präpositionalergänzung mit *von* bzw. *durch*) übernimmt, was bei den Eventivaussagen per definitionem ausgeschlossen ist. Außerdem können die Passivbildungen durchaus neben dem unbelebten das belebte syntaktische Subjekt führen: *Das Fenster wird geschlossen* vs. *Peter wird getadelt*. Dies ist wiederum bei den Eventivsätzen nicht möglich.

Die Unakkusativität der Eventiva verbindet sie weiterhin mit den intransitiven Verben, die in den Sprachen des ergativen Typs in einer Absolutivkonstruktion auftreten, vgl. bask. *Otsoa etorri da* ‘der Wolf kam’ (vs. Ergativsatz *Ehiztaria-k otsoa harrapatu du* ‘der Jäger fing den Wolf’, wörtl. ‘Jäger-Erg. [-k ist der Ergativmarker] der Wolf-Abs. er fing’). In der Literatur werden sie – m.E. etwas unglücklich – als Ergativverben bezeichnet.² „Wesentlich dabei ist, dass das grammatische Subjekt in deutschen Sätzen mit ergativen Verben ein syntaktisches Verhalten wie das Objekt in Sätzen mit transitiven Verben aufweist“ (Prokopczuk 2006a: 190), vgl. *Der Schnee ist geschmolzen* (vs. *Die Sonne hat den Schnee geschmolzen*). Grewendorf (1989: 10ff.) zählt zu dieser Gruppe von Verben nicht nur die Ergativa wie *einschlafen, kommen, zerbrechen* etc. – sondern auch die Verben wie *entfallen, entstehen, fallen, sinken* etc., die auch G/EV sind (vgl. Prokopczuk 2006a: 190f.). Abraham 1993 plädiert für eine primär aspektuale Zuordnung der Ergativa, da sie nach seiner Auffassung durchweg das Merkmal der ‘Terminativität’ aufweisen. Obwohl die meisten sog. ergativen Verben tatsächlich perfektiv sind, ist die Perfektivität bzw. Terminativität kein obligatorisches Merkmal dieser Verbgruppe bzw. der Aussagen damit, vgl. *Der Stein rollt* (vs. *Der Junge rollt den Stein*), *Die Suppe kocht* (vs. *Die Mutter kocht die Suppe*), *Die Blume wächst* etc.³

² Unglücklich, da sich dieser Begriff auf Intransitiva ergativer Sprachen bezieht. In diesen treten sie aber gerade in einer Konstruktion auf, wo der (oblique) Ergativkasus (von gr. *εργάτος* ‘arbeitender, wirkender Mensch’) nicht verwendet wird, sodass der Begriff ‘Ergativität’, bezogen auf Sprachen nominativen Typs, paradoxerweise das Gegenteil von dem bedeutet, was Ergativität impliziert.

³ Nichtsdestoweniger ist die These von Abraham im Grunde korrekt; es gibt eine deutliche Affinität der ‘Ergativität’ zur Perfektivität, wovon u.a. das weit verbreitete Phänomen der sog. „split-ergativity“ zeugt. In den Sprachen, die beide Typen der Aussagen (ergative und nominative) haben, wird die Ergativkonstruktion im perfektiven Aspekt oder im dazu affinen Aorist verwendet (vgl. georg. *Kaŕ-m(an) irem-i mo-h-kla* ‘Mann-Erg. Hirsch-Abs. er tötete’ (‘Der Mann tötete den Hirsch’), hind. *maim-ne kitáb parh-i* ‘Ich habe ein Buch gelesen’ (‘ich [Erg.] Buch [Abs. f. Sg.] lesen [Perf. f. Sg.]’), während z.B. im Präsens eine Nominativ-Akkusativ-Konstruktion erscheint (vgl. Verbeke/De Cuyper 2009: 368).

Der grundsätzliche Unterschied zwischen ergativen und eventiven Verben besteht darin, das Letztere keine s-Selektion der Patiensfunktion zulassen (vgl. Prokopczuk 2006a: 192). Da nun aber bei den Ergativa die θ -Markierung der Patiensfunktion zwar durchaus akzeptabel, dabei jedoch nicht obligatorisch ist, kann die Ergativität logischerweise als eine der Eventivität hierarchisch übergeordnete Kategorie behandelt werden. Dies ist wohl der Grund, warum Grewendorf (1989: 10ff.), wie oben bereits erwähnt wurde, die G/EV zusammen mit den Verben des Typs *kommen* zu den Ergativa zählt. Grundsätzlich ist diese Zuordnung auch korrekt, da andere in der Literatur genannte Unterschiede zwischen Eventiva und Ergativa entweder sekundär oder sensu stricto nicht stichhaltig sind: a) die Selektion des Perfektauxiliars *sein* bei den Ergativa (vgl. ebd.: 8ff.) ist keine Regel (vgl. *erwachen, kommen, fallen* vs. *kochen, siedeln, halten* [z.B. Auto]), also können sie nach diesem Prinzip den G/EV, die ebenfalls beide Perfektauxiliare führen können (vgl. *geschehen* vs. *stattfinden*), nicht gegenübergestellt werden; b) die Perfektivität der Ergativa (Abraham 1993) ist ebenfalls keine Regel (vgl. *kommen, aufstehen, stürzen* vs. *rollen, siedeln*), wie bei den Eventiva auch (vgl. *passieren, geschehen, sich ereignen* vs. *sich abspielen, sich entwickeln, andauern*).

Es muss also an dieser Stelle eine für die weiteren Überlegungen sehr wichtige Tatsache festgehalten werden: Die eventiven Verben können aus syntaktischer Sicht – wenn gleich etwas grob – als eine sui generis Untergruppe der Ergativa behandelt werden. Zwar sind natürlich nicht alle Ergativa zugleich Eventiva, aber sämtliche Eventiva scheinen das Hauptmerkmal der Ergativität aufzuweisen. Im Weiteren wird gezeigt, dass dieser Zusammenhang für die Genesis der G/EV eine entscheidende Rolle spielt.

Oben wurde schon die These in Erwägung gezogen, dass die Herausbildung der Verben mit Ereignissemantik das Ergebnis einer Entwicklung gewesen sein könnte, die in etwa mit Grammatikalisierung vergleichbar wäre, wenn man unter Grammatikalisierung die Profilierung der deiktischen Funktion des Sprachzeichens versteht. Versuchen wir dieser Annahme zunächst aus synchroner Sicht nachzugehen, d.h. zu fragen, wie diffus die Semantik der Eventiva ist. Prokopczuk (2008: 342) stellt zu Recht fest: „Die Besonderheit der Geschehensverbprädikate/Geschehensverben besteht darin, dass ihre beschreibenden und denotativen Funktionen im Satz in starkem Maße reduziert sind“. Bartsch (1972: 331) bezeichnet die G/EV als Einheiten „ohne prädikativen Informationsgehalt“; Eroms (2000: 129) charakterisiert sie als „inhaltlich leer“ und Kiklewicz (2002: 64f.) spricht von „primitiven Prädikaten“. Schatte (1991: 8) behauptet dagegen, die G/EV seien „semantisch weniger „leer“ [...], als gemeinhin angenommen wird“. Seinen Standpunkt begründet er dadurch, dass die Geschehensverben im Deutsch zu stark zahlenmäßig vertreten sind (nach Auszählungen von Prokopczuk 2008: 342 beläuft sich die Gesamtzahl der Eventiva im Deutschen auf 350), als dass man hierbei eine bedeutungsarme Gruppe postulieren könnte. Außerdem differenziert sie Schatte (1991: 75ff.) nach distinktiven Merkmalen wie Aufeinanderfolge, Ursache, Wahrnehmbarkeit, Geschwindigkeit etc. Diese Merkmale sind in der Tat schwerwiegende Argumente gegen eine Behandlung der Eventiva als Funktionsverben o.ä. Andererseits sind sie aber aus der Sicht ihres „semantischen Umfangs“ nicht zu vergleichen mit den Verben anderer, semantisch viel stärker spezifizierter Gruppen, wie z.B. Bewegungsverben, Handlungsverben, Verba dicendi, Verba meteorologica etc. In der vorliegenden Studie werden sie als *semantisch unterspezifiziert* behandelt, was einerseits ihre Zugehörigkeit zu einer semantisch geschlossenen Gruppe und andererseits ihre Zuordnung zu Auxiliar- oder Funktionsverben ausschließt.

Die semantische Unterspezifiziertheit der G/EV ist nach der hier verteidigten These ein Ergebnis der Entwicklung der eventiven Semantik aus der stärker spezifizierten Bedeutung. Den Kern der Verbalgruppe, welche eine genealogische Quelle bzw. „Spendegruppe“ für die Eventiva darstellt, bilden laut meiner Hypothese die unakkusativischen bzw. unakkusativisch gewordenen Verben mit der Semantik einer weit zu fassenden *Bewegung*.

Im folgenden Unterkapitel des vorliegenden Beitrags versuche ich also zu beweisen, dass sich die Entstehung der Eventiva aus der Reanalyse der primären oder sekundären unakkusativischen *Verba movendi* erklären lässt.

3. Eventive Verben aus diachron-genealogischer Sicht

Schon eine flüchtige Übersicht über die G/EV lässt auf eine unverkennbare Affinität einiger davon – und zwar derjenigen, deren genuine Eigen- oder Derivationssemantik in der Synchronie relativ transparent ist, – zu den Verben der Bewegung bzw. – weiter gefasst – Veränderung der Raumlage schließen, vgl. *er-folgen*, *wider-fahren*, *passieren*, *sich zu-tragen*, *ein-treten*, *ab-*, *ver-laufen*, *sich voll-ziehen*, *vor sich gehen*, *er-gehen*, *vor-kommen*, *zu etw. kommen*, *zustande kommen*, *ab-rollen*, *sich an-bahnen*, *an-fangen*, *fort-gehen*, *-laufen*, *-schreiten*, *sich fort-setzen*, *zu-stoßen*, *vor-fallen* etc.

Bei vielen anderen Eventiva, deren genuine Semantik nicht mehr synchron feststellbar ist, kann eine sogar nicht allzu tiefe diachrone Untersuchung zeigen, dass es sich dabei ebenfalls um genuine *Verba movendi* handelt.

So ist das heute prototypische Eventivum *geschehen* – historisch gesehen – eine Ableitung mithilfe des Präfixes *ge-* (mhd. *ge-*, ahd. *gi-*, vgl. as. *ge-*, ags. *je-*, got. *ga-*) vom Simplexverb mit der ursprünglichen Bedeutung ‘gehen’, ‘eilen’, ‘laufen’, ‘wandeln’, vgl. ahd. *skehan* ‘wandeln’, mhd. *schehen* ‘eilen’, as. *scēon*, ags. (*je*)-*scēon*, aisl. *skæva* ‘gehen’, got. *skewjan* ‘wandern’ (vgl. Schützeichel 1989, Lexer 1974, Streitberg 1965, Kluge 1999, Pfeifer 1993). Im außergermanischen Bereich sind damit u.a. die slawischen Verben russ. *skakat*, poln. *skakać* ‘holpern’, ‘springen’ verwandt. Dieses germanische starke Verb der 5. Ablautreihe entwickelt die unpersönlich-eventive Semantik u.a. durch Präfigierung. Das Präfix *ge-/gi-/ga-* führte im Germanischen bekanntlich zunächst die Funktion einer Perfektivierung, was schon Streitberg 1891 festgestellt hat.⁴ Dadurch konnte die ursprünglich aspektual bzw. aktional ambige Semantik des Simplexverbs aktionsartmäßig als perfektiv spezifiziert werden. Somit ist eine Voraussetzung für die Uminterpretierung der Bewegung als vollendetes Ereignis erfüllt worden.

Auch das Verb *werden*, dessen eventive Semantik ein entscheidender Faktor bei seiner Auxiliarisierung als Passiv-Hilfsverb gewesen ist und das auch heute noch – als Vollverb – weiterhin ein Geschehensverb ist (vgl.: *Was nicht da ist, wird noch*), entstand aus dem indogermanischen Verbalstamm **uert-* mit der Bedeutung ‘sich drehen’, ‘sich wenden’, vgl. aind. *virtati* ‘er dreht sich’, ‘er wendet sich’, lat. *vertere* ‘wenden’, russ. *vertet’* (vt) ‘drehen’, poln. *wiercić* dass. (vgl. meine Ausführungen dazu in Kotin 2003: 29ff.).

Man sieht also einen unverkennbaren Zusammenhang zwischen den Eventiva und den *Verba movendi*, wobei Erstere offensichtlich vielfach von den Letztren abgeleitet worden sind. Selbst eine Definition der G/EV, wie die von Prokopczuk (2006b: 237) „etwas kommt/ geschieht ganz von selbst“ (s.o., Unterkap. 2), bemüht in der Paraphrase

⁴ Zur Kategorialfunktion des germanischen Präfixes **ga-* gibt es zahlreiche Aufsätze, die hier nicht weiter behandelt werden können, da sie nicht unmittelbar zum Thema dieses Artikels gehören.

der Erscheinung der Eventität das Verb *kommen*, allerdings in Verbindung mit dem unpersönlichen *es*. Ich knüpfe hier unmittelbar an diese Definition an, um den Entwicklungsweg von Verbum movendi zum G/EV zu veranschaulichen: *Es kommt* rührt unmittelbar von *er/sie* kommt her. Unten werde ich diese These am Beispiel einer Textstelle aus dem *Hildebrandslied* (um 820) ausführen:

Hild. 49: ‘welaga nu, waltant got [sprach Hiltibrant], **wewurt skihit**’

Die angeführte Stelle, welche sich im Titel dieses Beitrags findet, hat m.E. eine Schlüsselbedeutung für die Erklärung des Sprachwandels, welcher der Uminterpretation der Bewegungsverben als Eventiva zu Grunde liegt. Sie wird üblicherweise ins Neuhochdeutsche folgendermaßen übersetzt:

Wohlan, waltender Gott! [sprach Hildebrand] – **Unglück/Unheil geschieht**;
Wehe, waltender Gott, [sprach Hildebrand], **ein schlimmes Schicksal nimmt seinen Lauf** (Schlosser 2004: 10f.);
Wahrlich nun – Waltegott – **Wehgeschick wird**. (Wolfskehl/Leyen 1964: 6ff.)

Eine übliche Interpretation geht dahin, dass in der altgermanischen Heldendichtung der Konflikt „ohne Urteil und Anteilnahme als unausweichliches Schicksal („wewurt skihit“ – „Wehgeschick vollzieht sich“) dargestellt“ wird (Schneider 1987: 665). Vergleichbare Erklärungen für ungewöhnlich zahlreiche unpersönliche, passivische und eventive Konstruktionen in mittelalterlichen Texten finden sich mutatis mutandis (d.h. für spätere, christliche Texte als Darstellung vom Tun Gottes, Der etwas geschehen lässt) u.a. bei Brinkmann 1963: 64ff., Kishitani 1965: 57 und Prokopczuk 2006a: 192.

Nun wird im *Hildebrandslied* die Verbalform *skihit* verwendet, d.h., es tritt das Simplex auf, welches ja sonst in altgermanischen Texten, anders als das häufig eventive Präfixverb *gi-skehan* (und seine Entsprechungen in anderen germanischen Sprachen), in der Regel nicht als G/EV, sondern als Bewegungsverb auftritt. Zu beachten ist, dass im *Hildebrandslied* sonst neben Simplizia durchaus auch *gi*-Präfigierungen auftreten, vgl. die Formen *gi-horta* ‘hörte’, ‘erfuhr’, *gi-mahalta* ‘fing zu reden an’, *gi-stuont* ‘begann’, *gi-weit* ‘reiste’, ‘ging’, *gisihu* ‘ich sehe’, ‘ich erblicke’. Freilich ist das Weglassen des Präfixes kein zwingender Grund, dem Verb *skehan* die eventive Bedeutung abzuspochen, zumal hier noch zusätzlich rhythmische Gründe eine sehr große Rolle spielen (*wewurt giskihit* würde ja die Stabreimzeile zerstören). Nichtsdestoweniger steht m.E. der Interpretation nichts im Wege, dieses Verb nicht als G/EV, sondern als genuines Bewegungsverb zu behandeln. Die Zeile 49 des *Hildebrandsliedes* wäre in diesem Fall als *Wehe nun, waltender Gott [sprach Hildebrand], **Wehgeschick eilt/kommt*** zu lesen.

Dies scheint nun eine plausible Erklärung für den Sprachwandel in dem hier behandelten kategorialen Bereich zu geben. In Folge eines Ersatzes des anthropozentrischen Subjektnomens durch – zunächst nahezu anthropozentrisch, auf jeden Fall als eine aktive Größe gedeutetes – *wewurt* wird eine Aussage geschaffen, die eine Mittelstellung zwischen aktiver und inaktiver Unakkusativität einnimmt. Das ‘Schicksal’ kann nämlich als Substantiv gedeutet werden, das vergleichbar mit den Nomina des „aktiven“ bzw. „beseelten“ Genus in den Sprachen des sog. aktiven Typs (vgl. Specht 1947: 7ff., 353, Guchman 1967: 63, Tronskij 1967: 92, Burrow 1973: 220ff.) bzw. nach der anderen Terminologie in den sog. Agreement-Sprachen (vgl. Gamkrelidze/Ivanov 1984: 174, Lehmann 1996: 19ff., 2000: 132ff.) ist. Bekanntlich ist der „aktive“ Sprachbau eine

unmittelbare Vorstufe des ergativen Sprachtyps (vgl. u.a. Ossipova 2000: 150ff.). Die Nomina des sog. „aktiven Genus“ stehen dort sog. „inerten“ Substantiven gegenüber, wobei die „Aktivität“ nicht unbedingt mit Beseeltheit deckungsgleich ist und umgekehrt die Unbeseeltheit nicht zwingend ein Merkmal inerter Nomina sein muss. So sind in den Sprachen des aktiven Typs die Substantive, die kleine belebte Wesen bezeichnen, häufig inaktiv (inert), da diese nicht das für aktive Nomina notwendige Merkmal von aktiv handelnden Personen besitzen und vielmehr Größen bezeichnen, die von Handlungen Anderer abhängig sind bzw. üblicherweise den Einwirkungen ausgesetzt sind. Dagegen gehören mehrere formal unbeseelte Substantive, wie z.B. *Wind*, *Wasser*, aber auch *Schicksal*, *Liebe* etc. zu dem aktiven Genus, da von ihnen eine für Menschen und die gesamte Umwelt entscheidende Wirkungskraft ausgeht. Man spricht bei diesem Substantivtyp um „natürliche Agentia“ (vgl. Klimov 1973: 343, Shields 1982, Cruse 1986, Ossipova 2000: 151f.). Das Phänomen der Transitivität ist in diesen Sprachen nicht vorhanden. Es erscheint erst in den späteren Entwicklungsstufen, wenn die aktiven Sprachen allmählich den ergativen Aufbau aufweisen (vgl. Klimov 1973: 442ff.). In der Epoche des Überganges vom ergativen zum nominativen Sprachtyp besetzt schließlich die Subjektposition bei transitiven Verben das Agens, welches nunmehr im Kasus rectus (Nominativ) auftritt. Diese Entwicklung haben nun laut der These, die als erster Uhlenbeck (1906) aufgestellt hat und später u.a. Pedersen 1933, Serebrennikov 1971: 278f., Klimov 1973, 1977, Kortlandt 1983, Ossipova 2000: 150ff., Gamkrelidze/Ivanov 1984: 174, 270ff., 303ff., Lehmann 2000: 142ff., Zaretsky 2009: 26ff. unterstützt haben, gerade die indogermanischen Sprachen durchgemacht.

Im Lichte dieser Überlegungen kann angenommen werden, dass die eventive Konstruktion – syntaktisch gesehen – ihren Archetyp in der absolutiven Fügung der Ergativsprachen und bei noch tieferer Rekonstruktion in der genuin aktiven und später als inaktiv-inert umgedeuteten Fügung der Aktivsprachen bzw. Agreement-Sprachen hat. Die absolute Fügung in den Ergativsprachen setzt keine obligatorische Inaktivität des Satzsubjekts voraus. Obligatorisch ist aber die Intransitivität des Verbs sowie das daraus folgende Ausbleiben der Agensfunktion. Nichtagentive Subjekte können ihrerseits sowohl aktiv als auch inaktiv sein, d.h., sie können sowohl Handlungsträger (*Der Wolf kommt*) als auch semantische Prozess- (*Das Unglück passiert*) bzw. Zustandsobjekte (*Der Wolf/das Brett liegt*) sein. Die Hypothese, welche hier aufgestellt ist, setzt nun die Entstehung der inerten Prozesssemantik des Satzsubjekts aus seiner ursprünglichen aktiven (dabei aber unakkusativischen) Semantik, welche gerade vor allem die Subjektfunktion der Aussagen mit Bewegungsverben als Prädikate kennzeichnet.

Das Verhältnis zwischen *skehan* und dem davon abgeleiteten *gi-skehan* im Althochdeutschen ist durchaus vergleichbar mit dem Verbalpaar *kommen* und *vorkommen*, bei dem das Simplex ebenfalls ein aktives unakkusativisches Verb und das Derivat ein eventives, dabei ebenfalls unakkusativisches Verb ist. Die Rolle der Präfigierung bei der Ausbildung der eventiven Semantik darf übrigens m.E. nicht überschätzt werden. Das jeweilige Präfix stempelt sozusagen nur zusätzlich einen Bedeutungswandel ab, welcher sich bereits beim Simplex entfaltet. Das entsprechende Wandel-Potential ist nämlich bei nahezu jedem intransitiven Bewegungsverb vorhanden: Wird die „Aktivität“ des Subjekts eines Bewegungsverbs zurückgestellt, wird die durch dieses Verb ausgedrückte ‚Bewegung‘ als ein inaktiver, inerter Zustandswechsel oder aber als ein inaktiver, inerter Vorgang interpretiert.

Freilich sind aber auch die transitiven Verben von einer vergleichbaren Entwicklung nicht völlig ausgenommen. Bei ihnen sollen allerdings zwei genuine Bedeu-

tungsmerkmale des verbalen Prädikats unterdrückt werden, nämlich (i) die Transitivität und (ii) die Aktivität. Ein typisches Beispiel dieses Wandels ist die Ausbildung der eventiven Semantik beim Verb *passieren*: 1. ‘überschreiten’ (z.B. *eine Grenze passieren*) und 2. ‘sich ereignen’ (z.B. *Ein Unglück ist passiert*). Die eventive Umdeutung der genuinen Transitiva verläuft nur selten – wie bei *passieren* – ohne formale Veränderungen des Verbalstammes, in der Regel wird sie durch Präfigierung und/oder (simultane bzw. anschließende) Reflexivierung begleitet, vgl. *fangen* – *anfangen*, *tragen* – *sich zutragen*, *ziehen* – *vollziehen* – *sich vollziehen*, *setzen* – *fortsetzen* – *sich fortsetzen* etc. Wichtig ist nun aber, dass die Spender-Semantik auch in diesen Fällen die einer Bewegung ist.

Bei einer Reihe von eventiven Verben, die auf den ersten Blick von Zustandsverben abgeleitet sind und somit ihre Prozesssemantik vermeintlich lediglich dem Derivationsaffix verdanken, handelt es sich in Wirklichkeit um Verbalstämme mit genuin dynamischer Semantik. Dies ist u.a. bei dem Verb *entstehen* der Fall, welches als eine *ent*-Präfigierung von *stehen* die Vorgangsemantik lediglich von dem Präfix zu erhalten scheint. Eine etymologische Untersuchung von *stehen* lässt aber dieses Verb zum indogermanischen Verbalstamm **st(h)â(d)-* stellen, der ursprünglich wohl nicht ‘stehen’, sondern vielmehr ‘sich bewegen’, ‘schlagen’, ‘reißen’, ‘biegen’ o.ä. bedeutete und somit dynamische Semantik aufwies. ‘Stehen’ entwickelte sich wohl erst später aus der Deutung des Ergebnisses einer dynamischen Handlung nach dem Muster ‘trennen’ → ‘getrennt sein’ (vgl. Makovskij 1988: 103; 2000: 352f.), vgl. hierzu got. *anastodjan* ‘anfangen’, rus. *stat* ‘sich stellen’, ‘werden’ neben *stojat* ‘stehen’, poln. *stać się* ‘werden’, ‘sich ergeben’ und ferner nhd. *verstehen*, ne. *understand*, nhd. *gestehen*, wo sich die dynamische Bedeutungskomponente wohl kaum aus der Semantik des Präfixes, sondern vielmehr unmittelbar aus der genuinen Verbalstammbedeutung ergibt (vgl. Makovskij, ebd., Kotin 2003: 36ff.). Im Althochdeutschen bedeutete übrigens (*gi*)*stantan*, *standan* neben ‘stehen’ nicht selten ‘beginnen’, ‘anfangen’, vgl.:

Hild. 7-9: *Hiltibrant gimahalta [Heribrantes sunu]: her uuas heroro man, / ferahes frotoro; her fragen gistuont / fohem uuortum, hwer sin fater wari [...].*

„Hildebrandt fing an zu reden, Heribrandtes Sohn: er war ein älterer Mann, ein lebenserfahrener; er **fing an** zu fragen mit wenigen Worten, wer sein (Hadubrandts) Vater gewesen sei [...].“

N. I, 1: *Sô dô mânige liute énnônt Tûonouuo gesézene hára úbere begóndon váren únde in állên disen ríchen keuuáltigo uuíder Romanis sízzen, tô íu stúonden íro ding slífen únde ze déro tilegungo râmen, tía uuír nú séhen.*

„Als nun etliche Völker, die jenseits der Donau siedelten, begannen, herüber zu fahren und sich in all diesen Reichen wider die Römer mit Gewalt niederzulassen, **fingen sie an**, ihre Sache zu meistern und nach der Verwüstung zu streben, die wir nun sehen.“

N. I, 1: [...] *únz er ín dés bítén stúont, táz er ímo óndi mit Ótachere ze véhtenne.*

„bis er (Zeno) ihn (Dietrich) darum zu bitten **anfang**, dass dieser ihm verspricht, gegen Otacher zu kämpfen.“

Somit kann angenommen werden, dass auch das eventive *entstehen* sich aus der ursprünglichen dynamischen Semantik von *stehen* entwickelt hatte, welche heutzutage beim Simplex verschwunden ist.

4. Rückblick, Schlussbemerkung und Ausblick

Die Ausbildung der eventiven Kernsemantik aus der genuinen Semantik einer weit verstandenen Bewegung konnte lediglich über eine Zwischenstufe der „diskursiven Eventivität“ erfolgen. Bevor ein Bewegungsverb zum G/EV wurde, musste seine kontextgestützte eventive Lesart zustande kommen. Wie dies passieren konnte, habe ich am Beispiel des Verses 49 aus dem *Hildebrandslied* gezeigt. Die darauf folgende Fixierung der Kern-Eventivität auf der Ebene des Lexikons durch Rückstellung der aktiven oder als aktiv interpretierbaren Semantik des Satzsubjekts durchschritt grundsätzlich zwei Etappen. Im ersten Stadium wurde sie bei den archetypischen Eventiva zunächst *idiomatisch*, d.h. in jedem Einzelfall getrennt, ausgebildet, woraufhin sie im zweiten Stadium schon *systematisch* durch Analogie auf andere Bewegungsverben erweitert wurde.

Die Bewegungsverben waren zwar die wichtigste, aber nicht die einzige Quelle der Eventivität. Eine Umdeutung konnten auch andere, transitive wie intransitive, Verben erfahren, die ebenfalls am häufigsten ihre Form veränderten, so z.B. *finden – stattfinden*, *tragen – sich zutragen*, *spielen – sich abspielen*, *eignen – sich ereignen* etc.

In allen Fällen scheinen aber zwei diachrone Faustregeln zu gelten, und zwar (i) die G/EV sind aus diachron-genealogischer Sicht durchweg sekundär, d.h., es gibt wohl kein G/EV mit primär eventiver Semantik, die Eventivität ist von anderen, primären semantischen Funktionen abgeleitet worden; (ii) der genuine Pfad der semantischen Derivation, in deren Folge die G/EV entstehen, ist die Umdeutung der intransitiven aktiven Bewegungsverben, welche über diskursiv gestützte eventive Lesarten zur Ausbildung der Kern-Eventivität führt.

Für die hier aufgestellte These gibt es vielfache Evidenzen aus dem Bereich der Sprachtypologie und des Sprachkontrasts. Es genügt hier zunächst solche G/EV zu nennen, wie russ. *proischodit'* 'geschehen', 'passieren', *prochodit'* 'verlaufen' zu *chodit'* 'gehen', *vypadat'* 'jmdm. zufallen', 'jmdm. passieren' zu *padat'* 'fallen', *slučat'sja* 'geschehen', 'passieren' zur älteren Bedeutung 'zusammenkommen', *protekat'* 'verlaufen' zu *teč'* 'fließen' etc., poln. *stać się* 'werden', 'geschehen' zur Bedeutung 'sich stellen', *powstać* 'entstehen' zu *wstać* 'aufstehen', *przebiegać* 'verlaufen' zu *biegać* 'laufen' etc., engl. *run* 'dauern', 'vor sich gehen' zu 'laufen', *go on* 'fortdauern', 'fortlaufen' zu *go* 'gehen', *happen* 'geschehen', früher 'kommen', 'schreiten' (vgl. mittelengl. *happenen* 'zufällig kommen, erscheinen') etc. Natürlich gibt es auch in diesen Sprachen andere Bildungsmuster, wie z.B. poln. *zaistnieć* 'entstehen' zu *istnieć* 'existieren', also durch Inchoativität der Präfixbildung: 'beginnen zu existieren', russ. *byvat'* 'passieren', 'vorkommen' (habituelles Iterativum zu *byt'* 'sein') etc. Aber den Kern der Eventiva bilden überall die genuinen Verben der Bewegung bzw. Raumveränderung. Eine ausführliche typologisch ausgerichtete Studie der Genesis der Eventiva ist freilich ein Thema, das einer speziellen Studie bedarf und im Rahmen dieses Artikels nicht weiter verfolgt werden kann.

Literatur

- Abraham, Werner (1993): *Ergativa sind Terminativa*. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 12/2, 157-184.
- Abraham, Werner (2004): *VP-internal subjects as 'unaccusatives': Burzio's 'Object Account' vs. the 'Perfectivity Account'*. In: Meulen, A./Abraham, W. (ed.): *The Composition of Meaning. From lexeme to discourse*. Amsterdam/Philadelphia, 83-114.

- Bartsch, Renate (1972): *Adverbialsemantik*. Frankfurt a.M.
- Brinkmann, Henning (1963): *Geschehen, Person und Gesellschaft in der Sprache des deutschen Rittertums*. In: *Wirkendes Wort*, Sammelband II: *Ältere deutsche Sprache und Literatur*, Düsseldorf, 64-73.
- Burrow, Thomas (1973): *The Sanskrit Language*. 3rd, new and revised ed. London.
- Buzio, Luigi (1986): *Italian Syntax*. Dordrecht.
- Cruse, D. Alan (1986): *Lexical Semantics*. Cambridge.
- Diewald, Gabriele (1991): *Deixis und Textsorten im Deutschen*. Tübingen.
- Diewald, Gabriele (1997): *Grammatikalisierung – Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen*. Tübingen.
- Diewald, Gabriele (1999): *Die Modalverben im Deutschen. Grammatikalisierung und Polyfunktionalität*. Tübingen.
- Diewald, Gabriele (2000): *Grammatikalisierung: Wie entsteht die Grammatik?*. In: *Der Deutschunterricht* 52/3, 18-40.
- Eroms, Hans-Werner (2000): *Syntax der deutschen Sprache*. Berlin/New York.
- Gamkrelidze, Tamas V./Ivanov Vjačeslav Vs. (1984): *Indoeuropeskij jazyk i indoeuropejcy*. 2 Bde. Tbilisi.
- Grewendorf, Günter (1989): *Ergativity in German*. Dordrecht/Providence 1989.
- Guchman Mirra M. (1967): *Konstrukcii s datel'nym-vinitel'nym lica i problema ergativnogo prošlogo indoeuropejskich jazykov*. In: Melnikov, G.P. (Hg.): *Ergativnaja konstrukcija predložěnija v jazykach različnych tipov*. Leningrad, 63-72.
- Haider, Hubert (1992): *Von sein oder nicht sein. Zur Grammatik des Pronomens 'sich'*. In: Abraham, W. (Hg.): *Erklärende Syntax des Deutschen*. 2., überarb. Aufl. Tübingen, 223-254.
- Kishitani, Shoko (1965): *'got' und 'geschenen'. Die Vermeidung des menschlichen Subjekts in der ritterlichen Sprache (Hartmann von Aue)*. Düsseldorf.
- Kiklewicz, Aleksander K. (2002): *O nominativnych charakteristikach predikata*. In: Gierczyńska, D. (Hg.): *Slupskie prace filologiczne. Seria Neofilologia* 1. Slupsk, 61-72.
- Klimov, Georgij A (1973): *Tipologija jazykov aktivnogo stroja i rekonstrukcija protoindoeuropejskogo*. In: *Izvestija Akademii Nauk SSSR. Serija literatury i jazyka* XXXII/5, 442-447.
- Klimov, Georgij A. (1977): *Tipologija jazykov aktivnogo stroja*. Moskva.
- Kluge, Friedrich (1999): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 23., erw. Aufl., bearb. von Elmar Seebold. Berlin/New York.
- Kortlandt, Frederik (1983): *Proto-Indo-European Verbal Syntax*. In: *Journal of Indo-European Studies* 11, 307-324.
- Kotin, Michail L. (2003): *Die werden-Perspektive und die werden-Periphrasen im Deutschen. Historische Entwicklung und Funktionen in der Gegenwartssprache*. Frankfurt a.M.
- Lehmann, Winfred P. (1996): *Agreement Languages*. In: Hoffer, B. (ed.): *The Twenty-Second Locus Forum*. Chapel Hill, 19-34.
- Lehmann, Winfred P. (2000): *Explanation in Comparative-Historical Linguistics*. In: Babenko, N.S. (Hg.): *Jazyk: teorija, istorija, tipologija*. [Gedenkschrift für Viktorija N. Jarceva]. Moskva, 132-145.
- Lexer, Matthias (1974): *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch*. Leipzig.
- Makovskij, Mark M. (1988): *Lingvističeskaja kombinatorika*. Moskva.
- Makovskij, Mark M. (2000): *Istoriko-etimologičeskij slovar' sovremennogo anglijskogo jazyka: Slovo v zerkale čelovečeskoj kultury*. Moskva.
- Ossipova, Olga A. (2000): *O vozmožnom formirovanii indoeuropejskoj padežnoj sistemy*. In: Babenko, N.S. (Hg.): *Jazyk: teorija, istorija, tipologija*. [Gedenkschrift für Viktorija N. Jarceva]. Moskva, 150-156.
- Pedersen, Holger (1933): *Zur Frage nach der Urverwandtschaft des Indoeuropäischen mit dem Ugrofinnischen*. In: *Memoires de la Societe Finno-ougrienne* 67, 308-325.
- Pfeifer, Wolfgang et al. (1993): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen* in 2 Bd. 2. Aufl. Berlin.
- Prokopczuk, Oleksij O. (2002): *Ereignis-/Geschehensverben im Deutschen und ihre Leistungen*. In: Rycielska, M./Lisowska, G. (Hg.): *Wschód-Zachód. Słowiańsko-germańskie bada-*

- nia literaturoznawcze, językoznawcze i glottodydaktyczne na przełomie milenium. Słupsk, 291-300.
- Prokopczuk, Oleksij O. (2004): *Die handlungsarme Kurzgeschichte aus der Sicht der Textlinguistik*. In: Nowożenowa, Z./Lisowska, G. (Hg.): *Wschód-Zachód. Dialog języków i kultur w kontekście globalizacji*. Słupsk, 275-281.
- Prokopczuk, Oleksij O. (2006a): *Geschehens-/Ereignisverben vs. ergative Verben*. In: Nowożenowa, Z. (Hg.): *Wschód-Zachód. Dialog języków i kultur*. Słupsk, 190-195.
- Prokopczuk, Oleksij O. (2006b): *Sätze mit Geschehens-/Ereignisverben als eine besondere Konzeptualisierungsform von Sachverhalten*. In: Kotin, M.L./Krycki, P./Laskowski, M./Zuchewicz, T. (Hg.): *Das Deutsche als Forschungsobjekt und als Studienfach. Synchronie – Diachronie – Sprachkontrast – Glottodidaktik*. Frankfurt a.M., 233-240.
- Prokopczuk, Oleksij O. (2007): *Kann die Diskursart die Lesart eines Satzes bestimmen?* In: Werbińska, D./Widawska, B. (Hg.): *Wschód-Zachód. Dialog kultur*. Tom II. Słupsk, 118-123.
- Prokopczuk, Oleksij O. (2008): *Geschehensverbsätze vs. Passivsätze im Deutschen*. In: Mikołajczyk, B./Kotin, M.L. (Hg.): *Terra grammatica. Ideen – Methoden – Modelle*. Festschrift für Józef Darski zum 65. Geburtstag. Frankfurt a.M., 333-348.
- Schatte, Christoph (1991): *Geschehensbehauptungen im Deutschen. Eine Darstellung ihrer Semantik*. Katowice.
- Schneider, Karl (1987): *Zum Hildebrandslied 37/38 und 49*. In: Bergmann, R.: *Althochdeutsch. Grammatik, Glossen und Texte*. Heidelberg, 655-669.
- Schlosser, Horst Dieter (2004): *Althochdeutsche Literatur*. Berlin.
- Schützeichel, Rudolf (1989): *Althochdeutsches Wörterbuch*. Tübingen.
- Serebrennikov, Boris A. (1971): *K probleme proischoždenija pritižatel'nych suffiksow v tjurkskich i ural'skich jazykach*. In: Filin, Fedot P. et al. (Hg.): *Fonetika. Fonologija. Grammatika*. K 70-letiju A.A. Reformackogo. Moskva, 277-282.
- Shields, Kenneth C. (1982): *Indo-European Noun Inflection. A Developmental History*. Pennsylvania.
- Specht, Franz (1947): *Der Ursprung der indogermanischen Deklination*. Göttingen.
- Streitberg, Wilhelm (1891): *Perfective und imperfective Aktionsart im Germanischen*. In: *Paul's und Braune's Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 15, 70-177.
- Streitberg, Wilhelm (Hg.) (1965): *Die gotische Bibel*. Teil 2.: *Gotisch-Griechisch-Deutsches Wörterbuch*. 4., unveränderte Aufl. Heidelberg.
- Tronskij, Iosif M. (1967): *O donominativnom prošlom indoevropskich jazykov*. In: Melnikov, Georgij P. (Hg.): *Ergativnaja konstrukcija predloženiya v jazykach različnyh tipov*. Leningrad, 91-94.
- Uhlenbeck, Christianus Cornelius (1906): *Miscellen*. 1. *Zur Geschichte des 's' im Slavischen*. 2. *Zur Casuslehre*. In: *Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung* 29, 600-603.
- Verbeke, Saartje/De Cuypere, Ludovic (2009): *The rise of ergativity in Hindi: Assessing the role of grammaticalization*. In: *Folia Linguistica Historica* 30, 367-389.
- Wolfskehl, Karl/Leyen, Friedrich von der (1964): *Älteste deutsche Dichtung*. Frankfurt a.M.
- Zaretsky, Yevgen (2009): *Relikte des Aktivtypus im Russischen und finno-ugrische Substrateinflüsse*. In: *Acta Linguistica* 3/1, 26-53.

Quellen

- Hild.** *Das Hildebrandslied*. Hg. von Georg Baesecke. Halle (S.) 1945.
- N.** *Notkers des Deutschen Werke* nach den Handschriften neu herausgegeben von E.H. Sehr und Taylor Starck. Bd. 1, Heft 1. *Boethius de Consolatione Philosophiae I und II*. Halle (S.) 1933.

Elizaveta Kotorova

Zielona Góra (Polen)

VERGLEICHENDE ANALYSE DES MEHRDEUTIGKEITSGRADES DES DEUTSCHEN UND RUSSISCHEN WORTSCHATZES

Es ist allgemein bekannt, dass das lexikalisch-semantische System einer Sprache seiner Organisation und Struktur nach ziemlich kompliziert ist, weil es eine große Anzahl von Elementen beinhaltet, die durch ganz unterschiedliche Beziehungen zueinander verbunden sind. Dabei „wird die Kompliziertheit des lexikalisch-semantischen Systems als seine kennzeichnende Charakteristik und gleichzeitig als objektive Schwierigkeit bei seiner Erforschung dadurch ausgeglichen, dass das lexikalische System niemals und von niemandem in seinem vollen Umfang ausgenutzt wird“ (Новиков 1982: 61). Es kann hinzugefügt werden, dass das lexikalisch-semantische System auch niemals in seinem vollen Umfang erforscht werden kann. Deshalb wird in diesem Beitrag der Versuch gemacht, lediglich gewisse Charakteristiken der lexikalisch-semantischen Systeme der deutschen und der russischen Sprache offen zu legen, speziell solche, die für die Charakterologie jeder von diesen Sprachen typologisch relevant sind.

Die ersten vergleichenden Forschungen des Wortschatzes verschiedener Sprachen datiert man mit Mitte des 20. Jahrhunderts. Die meisten davon wurden im Rahmen der sich entwickelnden kontrastiven Linguistik durchgeführt und hatten nicht die ganzen lexikalisch-semantischen Systeme, sondern einzelne Elemente oder Erscheinungen der Systeme zum Objekt der Forschung. Deshalb sind vorläufig die Probleme der Universalien und der lexikalisch-semantischen Typologie in den Hintergrund getreten: Es sollte genug sprachlichen Stoff angesammelt werden, um auf neuer Ebene diese Probleme behandeln zu können.

Gegen das Ende des 20. Jahrhunderts wurde schon die notwendige Basis für die typologischen Verallgemeinerungen geschaffen. Gegenwärtig kann nicht die Tatsache verneint werden, dass die typologisch orientierte Analyse der lexikalisch-semantischen Sphäre der Sprachen zu einem notwendigen und unabdingbaren Bestandteil der allgemeinen typologischen Forschungen geworden ist.

Andererseits wäre es noch zu früh für die Behauptung, dass der Grad der Ausarbeitung von diesem Bereich der typologischen Studien mit dem Niveau der Entwicklung der anderen typologischen Studien vergleichbar ist. Noch Ende des vorigen Jahrhunderts

hat E. König behauptet: „Der typologische Vergleich von Sprachen was bisher im wesentlichen auf Phonologie, Morphologie und Syntax beschränkt, während Lexikon und sprachliche Interaktion weitgehend ausgeklammert blieben“ (König 1996: 48). Heutzutage stellt dieser Bereich der Typologie eher ein Konglomerat von einzelnen Untersuchungen und Projekten dar, die in geringem Maße miteinander verbunden sind.

In der überwiegenden Mehrheit von wortschatzbezogenen kontrastiven und typologischen Studien wurde eine qualitative vergleichende Analyse der wichtigsten Phänomene der lexikalisch-semanticen Sphäre einer Sprache durchgeführt. Dabei wurden sowohl einzelne Unterschiede als auch Tatsachen, die auf typologische Relevanz Anspruch erheben, beschrieben. Wie aber V.G. Gak meint, „kann eine qualitative Analyse an und für sich nicht als hinreichend gelten; die Aufgabe der kontrastiven Analyse ist die Ableitung von bestimmten sprachlichen Tendenzen, und das ist ohne bestimmte quantitative Daten kaum möglich. Deshalb werden in den vergleichenden Forschungen quantitative Berechnungen und sie widerspiegelnde Grafiken verwendet“ (Гак 1989: 14).

V.G. Gak folgend, wird in diesem Beitrag ein Versuch gemacht, einige statistische Charakteristiken der deutschen und russischen Sprache herauszuarbeiten. Dazu wurde folgende Aufgabe gestellt: Den Anteil der monosemantischen und polysemantischen Wörter im Wortschatz einer Sprache zu bestimmen. Das kann ein wichtiges Kriterium für die typologische Charakteristik einer Sprache sein, denn die Mehrdeutigkeit eines Wortes hängt mit seiner morphologischen Struktur und seiner inneren Form zusammen. Die Kombination dieser Elemente bestimmt im Wesentlichen das typologische Bild einer Sprache vom lexikalisch-semanticen Standpunkt aus.

Für die Bestimmung des Maßes der Polysemität einer Sprache oder, wie S. Ullmann (1962) schreibt, „der relativen Frequenz der Polysemie“ in der Sprache, muss zunächst ganz allgemein bestimmt werden, wie viele Wörter in dieser Sprache eindeutig und wie viele Wörter mehrdeutig sind. Der Weg zur Lösung dieser scheinbar ganz einfachen Aufgabe birgt aber einige schwierige Probleme. Klar ist zunächst einmal, dass diese Aufgabe gar nicht im absoluten Umfang gelöst werden kann, weil für jede beliebige Sprache gilt, dass man keine bestimmte Anzahl von ein- und mehrdeutigen Wörtern bestimmen kann. Der Grund ist nicht zuletzt, dass es gegenwärtig für keine einzige Sprache der Welt genaue Angaben über die Zahl der Wörter in ihrem Lexikon gibt. Die Bestimmung des quantitativen Bestands des Lexikons hängt davon ab, welche Sprachschichten (z.B. Termini, Professionalismen, Jargonismen oder Dialektismen) in die Untersuchung mit einbezogen (oder ausgeschlossen) werden. Außerdem befindet sich Sprache bekanntlich in ständiger Entwicklung: Wörter entstehen und verschwinden aus der Sprache, was die eigentlichen quantitativen Berechnungen natürlich erschwert. Wenn aber der Bereich der statistischen Analyse auf die Literatursprache beschränkt wird, so werden die erworbenen Daten unvermeidlich davon abhängig sein, auf welches Bedeutungswörterbuch der Forscher sich in seiner Untersuchung stützt. Es ist schließlich kaum möglich, sich sowohl bei der Festlegung der Rahmen der Literatursprache als auch bei der Bestimmung der Bedeutungszahl eines jeden Wortes nur auf die eigene sprachliche Kompetenz zu verlassen. Wichtig ist zu bemerken, dass die Daten über das Maß der Polysemität der einen oder anderen Sprache nicht an und für sich interessant sind, sondern erst im Vergleich mit den Daten der anderen Sprachen. Erst der Vergleich von derartiger Information bei mehreren Sprachen wird es ermöglichen, sie aufgrund dieses Kriteriums in stark polysemantische und schwach polysemantische Sprachen zu klassifizieren. Die Zurechnung einer bestimmten Sprache zur ersten oder zur zweiten Gruppe kann dann zu einem wichtigen Kriterium bei ihrer typologischen Charakteristik werden.

Im Rahmen dieser Studie wurde die Aufgabe gestellt, die relative Frequenz der Polysemie im Deutschen und im Russischen zu vergleichen. Für die Zwecke der Forschung wurden folgende Bedeutungswörterbücher herangezogen: für die russische Sprache – *Частотный словарь русского языка* (1977) und *Словарь русского языка* (1985); für die deutsche Sprache – *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* (1978).

Das Häufigkeitswörterbuch der russischen Sprache, herausgegeben von L.N. Zsorina, ist das bedeutendste und zuverlässigste Wörterbuch dieser Art für die russische Sprache. Die Verfasser des Wörterbuches haben die Erfahrungen der schon vorhandenen lexikostatistischen Untersuchungen ausgewertet und erfolgreich eine Reihe von Mängeln, die in solchen Wörterbüchern anzutreffen sind, überwunden. Sie haben auch eigene Methoden der Arbeit vorgeschlagen, z.B. Prinzipien der Quellenauswahl, Regeln zur Identifizierung der Wortformen usw. Für die geplante Untersuchung sind zwei Faktoren von entscheidender Bedeutung: Zum ersten, dass der Umfang der Quellenauswahl groß genug ist (etwa eine Million Wortverwendungen). Dabei werden tatsächlich die wichtigsten funktionalen Sphären der Sprache berücksichtigt (Kunstprosa, Dramaturgie, wissenschaftliche und publizistische Texte, Texte aus Zeitungen und Zeitschriften). Zum zweiten, dass als Element der Wortliste nicht die Wortform, sondern das Lexem gilt, was die weitere Analyse wesentlich erleichtert, weil dadurch eine Übereinstimmung von Einheiten des Häufigkeitswörterbuchs und des Bedeutungswörterbuchs unmissverständlich und eindeutig gewährleistet wird. Von den Bedeutungswörterbüchern der russischen Sprache wurde *Das Kleine akademische Wörterbuch* in 4 Bänden (*Малый академический словарь* в 4-х томах) ausgewählt, denn es ist nach der Anzahl der Einträge und nach dem Umfang der Wörterbuchartikel insbesondere für die geplante vergleichende Analyse geeignet. Wichtig ist auch, dass für die Analyse des deutschen Materials ein gleichartiges Wörterbuch gefunden werden konnte, und zwar das Bedeutungswörterbuch von R. Klappenbach und W. Steinitz in 6 Bänden, welches nach Umfang und Struktur der Wörterbuchartikel mit dem Bedeutungswörterbuch der russischen Sprache im Großen und Ganzen vergleichbar ist. Die Methodik der Analyse erfolgte gemäß den folgenden Hauptschritten:

- 1) Auf Grund der Daten des Häufigkeitswörterbuches der russischen Sprache wurden die ersten 600 am häufigsten gebrauchten Wörter ausgewählt, ferner wurden zusätzlich Stichproben aus den Wörtern mit den laufenden Nummern 901-1000, 2901-3000 und 7901-8000 zur Analyse herangezogen, also insgesamt 900 Wörter der russischen Sprache.
- 2) Für jedes von diesen Wörtern wurde ein entsprechendes Arbeitsäquivalent in der deutschen Sprache bestimmt. Bei der Auswahl der Äquivalente wurde genauso verfahren wie bei der Bestimmung der korrespondierenden Lexeme: Als Äquivalent wurde jeweils das erste Lexem aus der Liste angesehen, die im Wörterbuchartikel des zweisprachigen russisch-deutschen Wörterbuches angeführt war (Лейн 1991). Einige spezifische Fragen, die dabei aufgetaucht sind, wurden auf folgende Weise gelöst:
 - Wenn dem russischen Wort nach den Angaben der Wörterbücher und nach meiner subjektiven Einschätzung gleichberechtigt zwei (oder mehr) deutsche Lexeme entsprachen (ein korrespondierendes Feld mit einem gespalteten Kern), wurden beide Lexeme in die Liste aufgenommen, z.B. *мир* – *Frieden/Welt*.
 - Wenn in der deutschen Sprache kein Äquivalent zu dem russischen Wort gefunden werden konnte (ein korrespondierendes Feld ohne Kern), wurde in der Liste ein Strich gesetzt z.B. *бы, пусть*.

- Russische perfektive und imperfektive Verben wurden in der Regel mit einem Verb ins Deutsche übersetzt, z.B. *приходить* – *kommen*, *прийти* – *kommen*. Die Angaben der Wörterbücher bestätigen dabei, dass in den meisten Fällen perfektive und imperfektive Verben ähnliche Strukturen der Polysemie aufweisen, die höchstens durch eine oder zwei Bedeutungen unterschieden werden können.
 - Russische Adjektive und gleichstämmige Adverbien wurden ins Deutsche mit ein und demselben Wort übersetzt, z.B. *хороший* – *gut*, *хорошо* – *gut*.
 - Einige russische Adjektive wurden in Ermangelung anderer Varianten als Teile einer Zusammensetzung übersetzt, z.B.: *классный* – *Klassen-*.
- 3) Auf der Basis des Wörterbuchartikels im entsprechenden Bedeutungswörterbuch wurde für jedes Wort festgestellt, ob das Wort eindeutig oder mehrdeutig ist. Wenn im Wörterbuchartikel nur eine Bedeutung aufgeführt wurde,¹ so wurde das entsprechende Wort vermerkt. Auf diese Weise entstanden auf der Grundlage der einzelnen Stichproben Listen monosemantischer Wörter im Russischen und im Deutschen. Wenn sowohl das russische Wort als auch sein deutsches Äquivalent

Tabelle 1

Monosemantische Wörter der russischen und deutschen Sprache
im Rahmen der Stichproben

<i>fd. Nr. der Wörter</i>	<i>Anzahl der monosemantischen Wörter</i>		<i>Anzahl der Wörter, die in beiden Sprachen monosemantisch sind</i>	<i>Prozentualer Anteil der Wörter, die in beiden Sprachen monoseman- tisch sind</i>
	Russische Sprache	Deutsche Sprache		
1-100	4	15	2	50,00
101-200	5	17	1	20,00
201-300	11	25	5	45,45
301-400	12	19	6	50,00
401-500	14	29	5	35,71
501-6000	11	35	10	90,91
901-1000	20	28	14	70,00
2901-3000	39	46	24	61,52
8901-9000	36	48	24	66,66

¹ Das Wort gilt dann als mehrdeutig, wenn im Bestand seines Wörterbuchartikels wenigstens zwei mit arabischen Ziffern versehene Bedeutungen aufgeführt werden.

sich als eindeutig erwiesen haben, wurden die entsprechenden Lexeme hervorgehoben. Dabei ist Folgendes zu berücksichtigen:

- Wenn das russische eindeutige Wort durch mehr als ein Lexem im Deutschen wiedergegeben wurde, galten solche Fälle dann als Übereinstimmung, wenn wenigstens eines der Lexeme sich auch als eindeutig erwiesen hatte.
- Bei der Analyse der Teile eines zusammengesetzten Wortes wurde ihre Ein- bzw. Mehrdeutigkeit unter Berücksichtigung des entsprechenden Substantivs festgelegt, im Beispiel *классный* – *Klassen-*, z.B. unter Berücksichtigung des Wortes *Klasse*.
- Wenn ein substantivierter deutscher Infinitiv im Bedeutungswörterbuch nicht aufgeführt war, wurde seine Ein- bzw. Mehrdeutigkeit unter Berücksichtigung des entsprechenden Verbs festgestellt, z.B. *транспортировка* – *Transportieren* unter Berücksichtigung des Verbs *transportieren*.

Die Resultate der statistischen Bearbeitung des sprachlichen Materials sind in der Tabelle 1 dargestellt.

Wie aus der Tabelle zu ersehen ist, gibt es im Deutschen in allen Stichproben mehr eindeutige Wörter als im Russischen. Aber erst die entsprechenden statistischen Verfahren erlauben uns eine Antwort, ob die beobachteten Unterschiede verallgemeinert werden können und wir unter gewissen Bedingungen vom Teil, der Stichprobe, auf das Ganze, die Sprache, schließen können (vgl. Sternemann 1983: 85).

Um zu klären, ob die festgestellten Unterschiede signifikant sind, müssen statistische Prüfungsmethoden angewendet werden. Dazu wurde der ziemlich verbreitete Kolmogorov-Smirnov-Test gewählt (s. Пиотровский/Бектаев/Пиотровская 1977: 347-351), weil er m.E. auf das zu analysierende Material besonders gut anwendbar ist. Die Anwendung des Kolmogorov-Smirnov-Kriteriums basiert auf dem Vergleich von zwei empirischen integralen Verteilungsfunktionen: $F_{N_1}(x)$, die auf Grund der Auswahl $x_1, x_2 \dots x_{N_1}$ konstruiert worden ist, und $F_{N_2}(x)$, die auf Grund der Auswahl $x_1, x_2 \dots x_{N_2}$ konstruiert worden ist. Die reale maximale Divergenz zwischen diesen zwei Funktionen

$$D_{N_1 N_2} = \max |F_{N_1}(x) - F_{N_2}(x)|$$

ermöglicht es, einen gewissen Schwellenwert λ_0 nach der Formel

$$\lambda_0 = D_{N_1 N_2} \sqrt{\frac{N_1 N_2}{N_1 + N_2}}$$

zu berechnen.

Der Sinn des Kriteriums besteht in der Bestimmung der Wahrscheinlichkeit dessen, dass die Größe λ , die durch die Kolmogorov-Verteilung charakterisiert ist, einen Wert nicht kleiner als λ_0 übernehmen wird.

Das allgemeine Schema der Anwendung des Kolmogorov-Kriteriums auf das zu analysierende Material beinhaltet folgende Arbeitsgänge:

- 1) Unter Ausnutzung der Daten der Tabelle (1), wird eine Hilfstabelle (2) erstellt:

Tabelle 2

Hilfstabelle zur Bestimmung des Grades der Polysemität des Russischen und des Deutschen

Stichprobe	absolute Häufigkeit monosemantischer Wörter		akkumulierte absolute Häufigkeit monosemantischer Wörter		akkumulierte relative Häufigkeit monosemantischer Wörter		$F_{N_1(x)} - F_{N_2(x)}$
	Russische Sprache F_1	Deutsche Sprache F_2	Russische Sprache F^*_1	Deutsche Sprache F^*_2	Russische Sprache $F_{N_1(x)} = f^*_1$	Deutsche Sprache $F_{N_2(x)} = f^*_2$	
1	2	3	4	5	6	7	8
1-100	4	15	4	15	0,026	0,057	0,031
101-200	5	17	9	32	0,059	0,122	0,063
201-300	11	25	20	57	0,132	0,218	0,086
301-400	12	19	32	76	0,211	0,290	0,079
401-500	14	29	46	105	0,303	0,400	0,097
501-600	11	35	57	140	0,375	0,534	0,159
901-1000	20	28	77	168	0,507	0,641	0,134
2901-3000	39	46	116	214	0,763	0,817	0,054
8901-9000	36	48	152	262	1,000	1,000	0,000
Summe	152	262					

In den Spalten 2 und 3 der oben angeführten Tabelle sind die beobachteten Werte der Stichproben N_1 (Frequenz der monosemantischen Wörter in der russischen Sprache) und N_2 (Frequenz der monosemantischen Wörter in der deutschen Sprache) wiedergegeben.

- 2) In den Spalten 4 und 5 ist die gespeicherte Frequenz F^* der monosemantischen Wörter in jeder der zwei Sprachen wiedergegeben, die der Summe von x_i (wobei i die Nummer der Zeile ist) und allen vorherigen Werten entspricht.
- 3) In den Spalten 6 und 7 sind die empirischen integralen Verteilungsfunktionen der monosemantischen Wörter $F_{N_1(x)}$ für die russische Sprache und $F_{N_2(x)}$ für die deutsche Sprache angeführt, die nach der Formel $F_N(x) = x_i^* / S$ berechnet werden.
- 4) Es wird die Hypothese H_0 über die Übereinstimmung dieser Funktionen aufgestellt und somit über die Zugehörigkeit der Auswahl N_1 (russische Sprache) und der Auswahl N_2 (deutsche Sprache) zu einer Generalgesamtheit vom Standpunkt der Frequenz der monosemantischen Wörter.
- 5) Es wird die maximale Differenz ermittelt:

$$D_{N_1 N_2}^0 = \max |F_{N_1(x)} - F_{N_2(x)}| = |0,375 - 0,543| = 0,159$$

$$\begin{aligned}\lambda_0 &= 0,159 \sqrt{\frac{152 \times 262}{(152 + 262)}} = 0,159 \sqrt{\frac{39824}{414}} = \\ &= 0,159 \sqrt{96,193} = 0,159 \times 9,8 = 1,558\end{aligned}$$

- 6) Unter Benutzung einer speziellen Tabelle (s. ebd.: 369-370) wird festgestellt, dass die zufällige Größe λ , die durch die Kolmogorov-Verteilung charakterisiert ist, mit der Wahrscheinlichkeit 0,015 einen Wert nicht kleiner als $\lambda_0 = 1,558$ übernehmen wird.
- 7) Die erhaltene Wahrscheinlichkeit ist sehr gering, deshalb kann die Nullhypothese nicht angenommen werden. Dementsprechend ist die Divergenz zwischen der russischen und der deutschen Sprache in Bezug auf die Frequenz der monosemantischen Wörter nachweislich signifikant.
- 8) Weil in unseren Daten $F_{N1}(x)$ in allen Fällen größer als $F_{N2}(x)$ ist, kann zudem behauptet werden, dass es in der deutschen Sprache mehr monosemantische Wörter als in der russischen Sprache gibt, und dass der Grad der Polysemität des Deutschen geringer als der des Russischen ist.

Diese Schlussfolgerung korrespondiert unmittelbar mit der Schlussfolgerung von S. Ullmann darüber, dass die deutsche Sprache sehr reich an zusammengesetzten, sich selbst erklärenden, motivierten Wörtern ist (Ульман 1962: 25). Gerade diese Tatsache kann das häufige Vorkommen eindeutiger Wörter im Deutschen im Vergleich zu dem Russischen erklären.

Betrachten wir jetzt die vierte Spalte der Tabelle 1, in welcher die Anzahl der Wörter, die in beiden Sprachen monosemantisch sind, wiedergegeben ist. In der ersten Stichprobe erweisen sich nur zwei Wörter, *надо* und *очень* und ihre Äquivalente in beiden Sprachen, als eindeutig, in der zweiten Stichprobe nur ein Wort – *дверь*. Im Weiteren wächst die Anzahl der Äquivalente, die in beiden Sprachen monosemantisch sind, von Stichprobe zu Stichprobe (ausgenommen der fünften). Wenn aber in Betracht gezogen wird, wie sich diese absoluten Zahlen prozentmäßig auf die Anzahl der maximal möglichen Übereinstimmungen beziehen (Spalte 5 in der Tabelle 1), so wird klar, dass keine Abhängigkeit der Wahrscheinlichkeit der Übereinstimmungen vom Wortrang festgestellt werden kann.

Literatur

- Гак, Владимир Г. (1989): *О контрастивной лингвистике*. В: *Новое в лингвистике*. Вып. XXV. *Контрастивная лингвистика*. Москва, 5-17.
- König, Ekkehard (1996): *Kontrastive Grammatik und Typologie*. In: Lang, E./Zifonun, G. (Hg.) *Deutsch – typologisch. Jahresbericht 1995 des Instituts für Deutsche Sprache*. Berlin, 31-54.
- Новиков, Лев А. (1982): *Семантика русского языка*. Москва.
- Пиотровский, Раймонд Г./Бектаев, Калдыбай Б./Пиотровская, Анна А. (1977): *Математическая лингвистика*. Москва.
- Sternemann, Reinhard (Leiter) (1983): *Einführung in die konfrontative Linguistik*. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von R. Sternemann. Leipzig.
- Ульман, Стефан (1962): *Дескриптивная семантика и лингвистическая типология*. В: *Новое в лингвистике*. Вып. 2. Москва, 17- 44.

Quellen

Das Kleine akademische Wörterbuch in 4 Bänden (Малый академический словарь, МАС, Русский язык. 1999. Т. 1-4. Москва).

Евгеньева, А.П. (Гл. ред.) (1985): *Словарь русского языка*. В 4-х томах. Изд. третье, стереотипное. Москва.

Klappenbach, Ruth/ Steinitz, Wolfgang (1978): *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. In 6 Bänden. Berlin.

Лейн, Карл (ред.) (1991) *Русско-немецкий словарь (основной)*. Изд. 11-е, стереотипное. Москва.

Засорина Л.Н. (ред.) (1977): *Частотный словарь русского языка*. Москва.

Artur Dariusz Kubacki

Katowice (Polen)

MAKRO- UND MIKROSTRUKTUR DEUTSCHER UND POLNISCHER GESCHÄFTSBERICHTE

1. Einleitung

Der Geschäftsbericht (GB)¹ erfüllt sowohl im deutschen als auch polnischen Rechnungswesen eine Informationsfunktion. Er stellt ein Dokument dar, in dem die Vermögens-, Finanz- und Ertragslage des Unternehmens zahlenmäßig erfasst und ausgewertet sind. Er ist unter Beachtung der Grundsätze ordnungsgemäßer Buchführung sowie nach den gesetzlichen Bestimmungen fristgemäß (zum sog. Bilanzstichtag) aufzustellen. Die im GB gemachten Angaben müssen transparent, glaubwürdig, relevant und vollständig sein. Der GB hat obligatorisch folgende Merkmale zu enthalten: Vollständige Bezeichnung und Anschrift des Unternehmens, Überschrift 'Geschäftsbericht', Angaben zum Geschäftsjahr, Unterschriften der für die ordnungsgemäße Erstellung verantwortlichen Personen (z.B. Kaufmann bzw. alle persönlich haftenden Gesellschafter) sowie Datum der Erstellung des GB.

Je nach Rechtsform und Größe des Unternehmens ist der GB durch einen unabhängigen Abschlussprüfer zu prüfen und durch das Unternehmen zu veröffentlichen. Sofern im GB nichts zu beanstanden ist, wird ein uneingeschränkter Bestätigungsvermerk durch den Abschlussprüfer erteilt. Nur ein GB mit Bestätigungsvermerk kann durch die einschlägigen Organe der Gesellschaften festgestellt werden.

Der polnische GB (§ 45 RachU) besteht aus der Bilanz, der Gewinn- und Verlustrechnung (GuV) und dem Anhang. Letzterer enthält eine Einleitung zum Jahresabschluss sowie zusätzliche Informationen und Erläuterungen. Diese Dokumente gelten als Finanzteil und werden durch alle Unternehmen angefertigt. Die prüfungspflichtigen Unternehmen (z.B. Aktiengesellschaften, Banken, Versicherungen) sind verpflichtet, die Eigenkapitalveränderungsrechnung (Eigenkapitalspiegel) sowie die Finanzflussrechnung (Kapitalflussrechnung) zu erstellen.

Bei Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit, Genossenschaften, Staatsbetrieben und anderen nach Sondervorschriften dazu verpflichteten Unternehmen wird

¹ Nach Gablers Wirtschaftslexikon (<http://wirtschaftslexikon.gabler.de>) üblicher Sammelbegriff für eine Zusammenfassung von Jahresabschluss und Lagebericht bzw. Konzernabschluss und Konzernlagebericht sowie weiterer freiwilliger Angaben der Gesellschaft.

auch ein Lagebericht erstellt. Seine Form ist gesetzlich vorgeschrieben. Der Lagebericht ist ebenfalls prüfungspflichtig und kann als allgemeiner Teil zum GB betrachtet werden.

Der deutsche GB besteht für alle Kaufleute aus der Bilanz sowie der Gewinn- und Verlustrechnung (§ 242 HGB). Bei Kapitalgesellschaften ist er um einen Anhang und einen Lagebericht (§ 264 HGB) zu erweitern.

Zu den Empfängern der GB gehören u.a. Vorstand des Unternehmens, Investoren, Mitarbeiter und Gewerkschaften, Kunden, Darlehensgeber und Kreditinstitute, Regierungs- und Finanzbehörden sowie die Gesellschaft. Die einzelnen Empfänger brauchen diverse Angaben aus dem GB, z.B. Investoren suchen nach Informationen über die Risiken, Mitarbeiter schauen auf die allgemeine Situation des Unternehmens, Finanzbehörden kontrollieren die steuerliche Lage und die Gesellschaft erwartet Informationen über die Wirtschaft und Beschäftigungsstruktur in der jeweiligen Region. Der GB dient also einerseits der Selbstinformation der Unternehmensleitung und andererseits der Fremdinformation. Kurzum: Er ist nach Ditlevsen (2002: 54) ein zentrales Medium für die Unternehmenskommunikation.

Der GB war oft Gegenstand der deutschen und polnischen wirtschaftswissenschaftlichen Fachliteratur. In den Publikationen von Kuhn (1992), Daldrup (1999), Nowak (2008) dominiert meistens die kommunikative Perspektive. In den linguistischen Studien (v.a. in Skandinavien, Deutschland und Italien) werden die GB oder Teile davon aus unterschiedlichen sprachlichen Perspektiven untersucht. Als Beispiel seien folgende Wissenschaftler zu nennen: Schmatzer (1995), Bolten et al. (1996), Ditlevsen (2002, 2006), Ebert (2002). In Polen wurden m.W. bis jetzt nur translatorische Aspekte der GB z.B. durch Konieczna (1997), Kubacki (2003, 2006a, b, 2010) und Matulewska/Nowak (2006) erörtert.

Im Anschluss an Ditlevsens Ansichten (2002) ist der GB als eine komplexe Textsorte, bestehend aus mehreren sehr unterschiedlichen Teiltextsorten, anzusehen. Die Komplexität dieser Textsorte zeigt sich auf der Makro- und Mikroebene. Dabei ist die Makroebene auf die Beschreibung der textsortenkonstituierenden Faktoren und die Mikroebene auf die Beschreibung mikrostruktureller Elemente (u.a. textuelle, interpersonelle und erfahrungsbasierte Metafunktionen) zurückzuführen.

2. Kommunikativ-funktionale Perspektive der deutschen Geschäftsberichte

Aus Ditlevsens Untersuchungen zum deutschen Geschäftsbericht (2002, 2006) geht hervor, dass er als komplexe Textsorte anzusehen ist, was sie auf der Makro- und Mikroebene geschildert hat. Außerdem hat sie die Teiltexthe des GB kategorisiert. Ihres Erachtens handelt es sich um Teiltexthe, die ihr eigenes Leben führen und somit isoliert betrachtet werden können. Die Teiltexthe erscheinen im GB explizit, was aus seinem Inhaltsverzeichnis resultiert. Variierend ist dabei die Anzahl der Teiltexthe bzw. ihre Reihenfolge. Zu den deutlich eigenständigen Teiltexthen des GB, die nach Ditlevsen (2006: 6) als prototypisch gelten können, gehören der Jahresabschluss (Finanzteil) und der Lagebericht (allgemeiner Teil). Es gibt auch Teiltexthe im GB, denen eine werbliche Funktion zugeschrieben wird. Ditlevsen (2002: 4) zählt hierzu u.a. Unternehmensgrundsätze/-politik, Brief an die Aktionäre, Entwicklung der Aktien, Personal- und Sozialbereich, Investitionen, Finanzwirtschaft, Umweltschutz, Wertschöpfungsrechnung sowie Glossare. Zum vorgenannten Finanzteil gehört der Bestätigungsvermerk des Abschlussprüfers, der ebenfalls als weitere Textsorte einzuordnen ist.

Die Komplexität des GB auf der Makroebene wird bei Ditlevsen (2006) auf Grundlage einer Deskription der textsortenkonstituierenden Faktoren ersichtlich. Es sind:

1. explizite Präsentation des GB immer auf dem Titelblatt,
2. klare Sender-Empfänger-Situation: Der Sender ist das Unternehmen, die Empfänger stellt eine heterogene Gruppe von Rezipienten dar, wie z.B. Aktionäre, potentielle Anleger, Analysten, Banken, Kunden, Lieferanten, Mitarbeiter, Öffentlichkeit (Presse, Internet), Finanzverwaltung,
3. Präsentation relevanter Aspekte des Unternehmens als Hauptfunktion des GB,
4. Unterscheidung zweier Subfunktionen des GB, die als positive Vermarktung des Unternehmens anzusehen sind, und zwar:
 - a) Vermittlung eines den tatsächlichen Verhältnissen entsprechenden Bildes, also Veröffentlichung von Informationen über die Vermögens-, Finanz- und Ertragslage des Unternehmens,
 - b) attraktive Darstellung des Unternehmens für die o.g. Rezipientengruppe (Fachleute/Laien),
5. Anwendung diverser Darstellungsmittel: gleichzeitiges Vorkommen von sprachlichen und visuellen Zeichen, wie deutsche Sprache, Abbildungen, Figuren, Fotos usw.

Der letzte Faktor wurde umfangreicher bei den Teiltextrn Jahresabschluss (im Finanzteil des GB) und Lagebericht (im allgemeinen Teil des GB) erörtert. Empfänger dieser Teiltextrn sind v.a. die Aktionäre bzw. Fachleute, wie z.B. Analysten, Banken, Investoren. Das Lesen und Verstehen dieser Textextrn erfordert viel Fach- und Sachwissen. Die Funktion des Jahresabschlusses ist grundsätzlich auf die Information über die finanzielle Lage des Unternehmens begrenzt. Diesbezüglich genügt sie auch den gesetzlichen Anforderungen. Aus dem Jahresabschluss ist ersichtlich, dass die einzelnen Posten der Bilanz und der GuV Begriffe darstellen, die weder definiert noch erklärt werden. Im Jahresabschluss kommen auch der Nominalstil und alle übrigen syntaktischen Fachtextmerkmale vor. Die hier verwendete Sprache entspricht genau den Erwartungen von Fachleuten, an die dieser Text gerichtet ist. Beim Lagebericht ist aber soviel Fach- und Sachwissen von dessen Empfänger nicht erforderlich. Die Funktion dieses Textes ist es, über allgemeine Geschäftslage des Unternehmens zu berichten und zusätzliche Informationen zu vermitteln, die im Finanzteil des GB, also aufgrund von Zahlen, nicht ermittelt werden konnten. Außerdem wird im Lagebericht über Erwartungen und künftige Entwicklung des Unternehmens berichtet. Auch dieses Dokument muss gesetzlichen Forderungen genügen. Im Lagebericht findet man deswegen viele Ausdrücke, die Vergleich und Änderungen sprachlich realisieren. Es wird dort immer Bezug auf das Vorjahr gemacht. Es gibt auch zahlreiche Ausdrücke der Vorzeitigkeit. Darüber hinaus ist die Thematik des Lageberichts gesetzlich vorgeschrieben. Daher ist er oft als reine thematische Auflistung ohne Metakommunikation auf das Zusammenbinden anzusehen.

Die Komplexität des GB auf der Mikroebene wird bei Ditlevsen (2002) auf Grundlage einer Beschreibung mikrostruktureller Elemente bei potentiellen Zielkonflikten dargestellt. Diese Elemente haben die Funktion, sich potentiell widersprechende Ziele zu vereinen, was Ditlevsen am Beispiel des Lageberichts erfolgreich gezeigt hat. Wie oben erwähnt, beruht die Aufgabe des Lageberichts einerseits darauf, das Unternehmen positiv zu vermarkten, andererseits hat dieser Bericht ein den tatsächlichen Verhältnissen entsprechendes Bild zu vermitteln. Bei einem nicht erfolgreichen Unternehmen ist das nicht so einfach, diese zwei Ziele unter einen Hut zu bringen. Aus diesem Grunde sucht Ditlevsen nach solchen linguistischen Elementen im Lagebericht, welche die beiden po-

tentiell im Widerspruch stehenden Ziele zu vereinen vermögen. Dazu nutzt die dänische Wissenschaftlerin die systemisch-funktionale Grammatik (SFG), auch systemisch-funktionale Linguistik (SFL) genannt, von Michael Halliday (1961) aus, die semantisch ausgerichtet ist.² Ditlevsen unterzog Hallidays drei Metafunktionen der Analyse in Bezug auf den Lagebericht, und zwar textuelle, interpersonelle und erfahrungsbasierte Metafunktion. Aus ihrer Analyse der textuellen Metafunktion geht hervor, dass negative Informationen im Vorfeld des Satzes (Thema) und positive im Rest des Satzes (Rhema) als Gegenpol dazu gefunden werden können. Dies ist noch deutlicher auf der Textebene als auf der Satzebene zu sehen. Die ersten Abschnitte der von ihr untersuchten Lageberichte enthalten negative Informationen, die weiteren – die positiven. Durch die Analyse der interpersonellen Metafunktion wurde von Ditlevsen nachgewiesen, dass die Modalität eine sehr geringe Rolle spielt und dadurch negative Informationen nicht abgeschwächt werden. Bei der erfahrungsbasierten Analyse dreier Lageberichte kam zum Vorschein, dass das Unternehmen bzw. die Unternehmensstruktur an strategischen Stellen explizit als Akteur bzw. Handelnder auftaucht, um negativen Informationen entgegenzuwirken. Gleichzeitig tritt das Unternehmen implizit in Erscheinung, dadurch dass Verbalsubstantive, Passiv-Konstruktionen und Partizipialattribute angewendet werden. Aufgrund der lexikogrammatistischen Analyse von Ditlevsen kann am Beispiel des Teiltexthes Lagebericht festgehalten werden, dass bei potentiellen Zielkonflikten solche strukturellen Elemente vorkommen, die es ermöglichen, beide Ziele zu vereinen.

3. Kommunikativ-funktionale Perspektive der polnischen Geschäftsberichte

Der GB scheint innerhalb der polnischen Linguistik als Stiefkind behandelt zu haben. Außer der eingangs erwähnten Untersuchungen zu translatorischen Problemen der GB liegen meines Wissens kaum andere Untersuchungen zu diesem Thema vor. Mein Anliegen ist es, den GB unter kommunikativ-funktionalem Aspekt zu untersuchen, wobei ich den Ansatz von Ditlevsen aus der Wirtschaftsuniversität Århus in Dänemark betreffend die Komplexität des GB auf der Makro- und Mikroebene für die Beschreibung der polnischen GB verwende.

Der polnische GB muss gem. Rechnungslegungsgesetz (RachU) entsprechende Struktur aufweisen. Er weicht von dem in den EU-Ländern üblichen nicht ab, da die polnische Finanzberichtserstattung an die Internationalen Rechnungslegungsstandards (IRS) angepasst ist. Er besteht – wie bereits erwähnt – aus folgenden Textteilen: Bilanz, Gewinn- und Verlustrechnung, Anhang, Eigenkapitalspiegel, Finanzflussrechnung (häufiger in Polen durch den Internationalismus Cashflow ersetzt) und Lagebericht. Die ersten drei Teile sind *grosso modo* für alle Unternehmen obligatorisch, die weiteren zwei Teile sind dagegen für untersuchungspflichtige Unternehmen gesetzlich vorgeschrieben (z.B. Kapitalgesellschaften, Banken, Versicherungsgesellschaften, Staatsbetriebe und

² Aus Raumgründen kann das Instrumentarium der systemisch-funktionalen Grammatik nicht präsentiert werden. Zu erwähnen ist nur, dass es nach Halliday grundsätzlich 3 universelle Metafunktionen der Sprache gibt, und zwar ideationelle (erfahrungsbasierte), interpersonelle und textuelle. Für diese Theorie sind auch 2 Annahmen wichtig. Nach der ersteren hängen die Bedeutungen vom sozialen und kulturellen Kontext ab, in dem sie ausgetauscht werden, weswegen der Kontext als integraler Bestandteil der SSL gesehen wird. Nach der zweiten Annahme wird der Prozess der Sprachverwendung als semiotischer Prozess verstanden, also als Prozess der Realisierung von Bedeutung durch Wählen. Anhand des Instrumentariums der SFG lassen sich Texte nicht nur beschreiben, sondern auch erklären.

Genossenschaften). Dem GB geht manchmal auch der Bestätigungsvermerk des Abschlussprüfers voraus (externes Audit).

Der Analyse unterzog ich 10 GB polnischer Gesellschaften mit beschränkter Haftung, weil diese die häufigste Rechtsform in Polen darstellt. Es handelt sich dabei um solche Kapitalgesellschaften, in denen ein Beteiligungsverhältnis mit deutschen Unternehmen besteht. Mir lagen dabei die Übersetzungen dieser Berichte ins Deutsche vor, wodurch ich einen translatorischen Überblick gewinnen konnte. Die GB hatten ca. von 30 bis 60 Seiten Umfang. Sie enthielten auch einige Teiltexthe im Sinne von Ditlevsen.

Wie dem polnischen Korpus zu entnehmen ist, ist die Reihenfolge der vorgenannten Teiltexthe nicht einheitlich. Der Lagebericht befindet sich entweder an erster oder letzter Stelle. Die Reihenfolge der Elemente im Finanzteil ist auch variierend. In den untersuchten Jahresabschlüssen gibt es z.B. folgende Reihenfolge: Bilanz, GuV und Anhang bzw. GuV, Bilanz und Anhang. Auch die Position der Einleitung zum Jahresabschluss ist unterschiedlich. Sie ist entweder eingangs im Anhang, also nach der Bilanz und GuV, oder aber am Anfang des gesamten Jahresabschlusses anzutreffen. Bemerkenswert ist die inhaltliche Struktur der Einleitung, die gemäß Art. 48 RachU genau festgelegt ist.

Auch die Inhalte des Lageberichts sind – wie in der Einleitung gesagt – gesetzlich vorgeschrieben. In den polnischen Lageberichten werden zuerst allgemeine Angaben zum Unternehmen gemacht. Es sind u.a. Bezeichnung, Anschrift, Rechtsform, Eintragung ins Handelsregister, Unternehmensgegenstand, Aufführung der Behörden und leitenden Personen, Niederlassungen (Betriebsstätten). Im detaillierten Teil werden dagegen die Informationen zur Vermögens-, Finanz- und Ertragslage geliefert und diese anschließend bewertet. Darüber hinaus wird auf die voraussichtliche Entwicklung des Unternehmens Bezug genommen. Es werden auch alle zumutbaren Risikofaktoren und Bedrohungen besprochen sowie finanzielle und nichtfinanzielle Kennzahlen beschrieben, sofern diese für die Bewertung der Lage des Unternehmens von Belang sind. Außerdem hat der Lagebericht sonstige Erläuterungen zu enthalten, die durch den Jahresabschluss nicht ermittelt werden konnten. Der Lagebericht wird meistens in knapper Form verfasst. Er besteht bis zu 10 Seiten. Der Text des Lageberichts beinhaltet viel weniger Fachtermini als der Jahresabschluss selbst und ist dadurch verständlicher. Die Informationen sind in der Regel geordnet und übersichtlich dargestellt. Es gibt viele Aufzählungen in Form elliptischer Sätze. Auch zahlreiche Gestaltungselemente, wie Tabellen, Grafiken, Abbildungen etc. verdeutlichen die präsentierten Inhalte. Die gemachten Aussagen sind glaubwürdig und sorgen für den Ausdruck der eigenen Identität des Unternehmens.

Die polnischen GB zeichnen sich durch qualitative Eigenschaften aus. Nach Nowak (2008: 28f.) geht es um solche qualitativen Eigenschaften der im GB präsentierten Angaben, damit sie für ihre Empfänger nützlich sind. Hinzu rechnet er vier Haupteigenschaften, wie Verständlichkeit, Nützlichkeit, Glaubwürdigkeit und Vergleichbarkeit der Angaben. Bei der Nützlichkeit wird zwischen der prognostizierenden und bestätigenden informativen Funktion unterschieden. Die erstere drückt sich durch die Nützlichkeit der Angaben beim Voraussehen künftiger Finanzlage eines Unternehmens aus, die andere wird dagegen bei der Auswertung vergangener Geschäftsvorfälle verwendet. Auch die Glaubwürdigkeit der Angaben ist ein komplexes Attribut der Angaben aus dem GB. Dazu gehören solche Merkmale, wie Treue bei der Widerspiegelung der Geschäfte und anderer Vorfälle, Überlegenheit des Inhalts als der Form, Neutralität, Vorsicht und Vollständigkeit der gemachten Angaben.

Die GB vermitteln wirtschaftliche Angaben an verschiedene Empfänger, die an der Lage und den Ergebnissen eines Unternehmens interessiert sind. Zu den externen und internen Empfängern gehören nach Nowak (2008: 41) Investoren, Mitarbeiter, Kreditinstitute, Lieferanten und andere Gläubiger, Kunden, Regierung und Regierungsagenden, Gesellschaft und Unternehmensleitung.

Abschließend ist zu erwähnen, dass die internationalen Gremien von Rechnungslegungsexperten, wie z.B. International Accounting Standards Board (IASB), daran arbeiten, die GB inhaltlich und formal in der ganzen Welt zu vereinheitlichen. Inzwischen wurden bereits die ersten Vorschläge als sog. International Financial Reporting Standards (IFRS) ausgearbeitet worden. Es sind Sammlungen von Regeln für die Rechnungslegung und Berichterstattung betriebswirtschaftlicher Unternehmen. Als Beispiel dient hier das Rahmenkonzept zur Erstellung und Darstellung eines erläuternden Lageberichts, der als Management Commentary bezeichnet wird (s. Entwurf eines IASB-Standards ED/2009/6 vom 23. Juni 2009).

4. Einfluss der Makro- und Mikrostruktur auf die Übersetzung der Geschäftsberichte

Die GB bilden ein spezielles Problem bei Fachübersetzungen aus dem Polnischen ins Deutsche, Englische oder Französische. Im Zusammenhang mit der oben durchgeführten Analyse drängt sich die Frage auf, ob überhaupt und inwieweit die Mikro- und Makrostruktur sowie die Standardisierung der GB beim Übersetzungsprozess behilflich sein können. Nach Stolze (1999: 56) gibt es Standardformeln bei juristischen Übersetzungen. Darunter versteht Stolze u.a. feststehende Formulierungen zur Wiedererkennung von Gleichbleibendem oder Formularformen. Zu den letzteren gehören nach ihr Steuererklärungen bzw. Lohnsteuerjahresausgleich. Die standardisierten Formeln dienen, so Stolze (ebd.), „der Vereinfachung interner Informationen, weil sie durch den Rückgriff auf bereits vorliegende Formulierungen und Präjudizien Gleichbleibendes indizieren“. Der Übersetzer hat dann nach den zielsprachlich üblichen Standardformeln zu greifen, auch wenn diese grammatisch anders aufgebaut sind. Solche Formeln sind meines Erachtens ohne Zweifel im Finanzteil des GB zu finden.

Die meisten Wissenschaftler (u. a. Stolze 1999, Wiesmann 1999, Engberg 1999) sind sich darüber einig, dass auf der Makroebene solche translatorischen Strategien zur Anwendung kommen, die auf die Ausgangssprache ausgerichtet sind. Die Makrostruktur des zu übersetzenden Textes darf somit nicht verändert werden. Daraus ist für meine Überlegungen zu entnehmen, dass auch der Finanzteil des GB, also Bilanz, GuV, Eigenkapitalspiegel und Finanzflussrechnung, nach polnischer Struktur ins Deutsche (Tab. 1) und nach deutscher Struktur ins Polnische (Tab. 2) zu übersetzen ist. Es bleibt dem Übersetzer nichts anderes übrig, als diese Struktur in der jeweiligen Sprache treu abzubilden. Daher soll der deutsche Translat aus denselben Einheiten bestehen wie der polnische Ausgangstext und umgekehrt. Ein gutes Beispiel hierfür bildet der Bilanzposten *Vorräte* im Umlaufvermögen. In der polnischen Bilanz werden die Vorräte in fünf und in der deutschen in vier Posten untergliedert. Dem Übersetzer ist verboten, diesen Bilanzposten anders zu gestalten als dies aus dem Original hervorgeht. Dank der sprachspezifischen Makrostruktur weiß der Empfänger, dass er mit einem fremden Rechnungssystem zu tun hat.

Tabelle 1

Ausschnitt aus der Bilanz nach polnischem Handelsgesetzbuch samt Übersetzung

B. AKTYWA OBROTOWE	B. UMLAUFVERMÖGEN
I. Zapasy	I. Vorräte
1. Materiały	1. Stoffe (Roh-, Hilfs- und Betriebsstoffe)
2. Półprodukty i produkty w toku	2. Halberzeugnisse und unfertige Erzeugnisse
3. Produkty gotowe	3. Fertige Erzeugnisse
4. Towary	4. Waren
5. Zaliczki na dostawy	5. Geleistete Anzahlungen auf Lieferungen

Tabelle 2

Ausschnitt aus der Bilanz nach deutschem Handelsgesetzbuch samt Übersetzung

B. UMLAUFVERMÖGEN	B. MAJĄTEK OBROTOWY
I. Vorräte	I. Zapasy
1. Roh-, Hilfs- und Betriebsstoffe	1. Materiały (surowce, materiały pomocnicze i podstawowe)
2. Unfertige Erzeugnisse, unfertige Leistungen	2. Półprodukty i produkty w toku
3. Fertige Erzeugnisse und Waren	3. Produkty gotowe i towary
4. Geleistete Anzahlungen	4. Zaliczki na poczet dostaw

Auch die Mikrostruktur des Textes beeinflusst einigermaßen den Übersetzungsprozess. Auf der mikrostrukturellen Textebene handelt es sich dabei, dass Stilistik und Syntax an die zielsprachlichen Konventionen angepasst werden sollen. Stolze (1992: 227) bezeichnet das als transparentes Übersetzen, in dem unter Berücksichtigung verständlicher zielsprachlicher Formulierungen das Fremde verdeutlicht wird. Als eine hervorragende Vorlage für die Anwendung der in der Zielsprache korrekten Stilistik und Syntax gelten Paralleltexte, die auch bei der Übersetzung der GB, besonders des nichtfinanziellen Teils, zum Einsatz kommen. In der Übersetzungstheorie werden zwei Kategorien von Paralleltexten unterschieden. Zu den ersteren gehören Texte derselben Gattung wie der Ausgangstext, die in zielsprachlicher Wirklichkeit existieren. Für einen Paralleltext gilt nach Delisle (1999: 166) „a text that represents the same text type as the source text“ oder „a text that treats the same or a closely related topic in the same subject field and that serves as a source for the »mots justes« and »terms« that should ideally be incorporated into the »target text« to ensure collocational »cohesion«“. Die zweite Kategorie der Paralleltexte stellen Sammlungen von Ausgangstexten samt deren Übersetzungen dar. Diese Kategorie kann dem Übersetzer bei seiner Arbeit sehr behilflich sein, unter der Voraussetzung, dass die Übersetzungen höchster Qualität sind, sonst wird er die Fehler der Sammlungsverfasser in seinen Translaten wiederholen.

Abschließend muss in diesem Zusammenhang festgestellt werden, dass es auf dem polnischen Markt sehr viele Hilfsstützen gibt, die einem angehenden Übersetzer bei der Übertragung der polnischen GB behilflich sein können. Erwähnenswert sind hierzu drei Übersetzungen des polnischen Rechnungslegungsgesetzes,³ wo alle terminologischen Begriffe des Jahresabschlusses in der Anlage zu diesem Gesetz aufgelistet sind. Außerdem gibt es in Form einer Veröffentlichung eine fertige Übersetzung des polnischen Jahresabschlusses (samt musterhaftem Kontenplan) ins Deutsche und Englische.⁴ Hinzu kommen noch Sammlungen von den gerade besprochenen Paralleltexten ohne Übersetzung,⁵ die im Vergleich polnischer und deutscher GB einen hohen Stellenwert besitzen. Auch einige Fachwörterbücher⁶ haben konkrete Lösungen in Bezug auf die Übersetzung des Finanzteils aus dem GB ausgearbeitet, die nicht zu unterschätzen sind. Alle diese Publikationen stellen eine reiche Quelle für translatorische Recherchen in Bezug auf die Terminologie und Textkonventionen dar und verhelfen dem Übersetzer einen optimalen Translat zu schaffen.

5. Abschließende Bemerkungen

Der GB stellt ein Dokument dar, das für das Unternehmen von ausschlaggebender Bedeutung ist. Daher spielt dessen einwandfreie Übersetzung eine so beachtliche Rolle, weil sie das Image und die Glaubwürdigkeit des Unternehmens direkt beeinflusst. Um hierzu das beste Resultat zu erreichen, muss der Übersetzer u.a. die zwei oben beschriebenen Übersetzungsstrategien berücksichtigen: Einerseits darf er die Makrostruktur des Textes nicht verändern, andererseits ist er verpflichtet, seine Mikrostruktur so zu gestalten, dass diese den syntaktisch-stilistischen Konventionen der Zielsprache in höchstem Grade angenähert werden.

Literatur

Bolten, Jürgen et al. (1996): *Interkulturalität, Interlingualität und Standardisierung bei der Öffentlichkeitsarbeit von Unternehmen. Gezeigt an amerikanischen, britischen, deutschen, französischen und russischen Geschäftsberichten*. In: Baumann, Klaus-Dieter/Kalverkämper, Hartwig (Hg.): *Fachliche Textsorten. Komponenten-Relationen-Strategien*. Tübingen, 389-425.

³ *Ustawa o rachunkowości/Gesetz über die Rechnungslegung*. Übers. E. Grube. Warszawa 2004; *Ustawa o rachunkowości/Gesetz über die Rechnungslegung*. Übers. L. Wołk-Karaczewska. Gdańsk 2004; *Ustawa o rachunkowości/Rechnungslegungsgesetz*. Übers. E. Grube, M. Kordyla, E. Suchocka. Warszawa 2009.

⁴ *Polskie sprawozdanie finansowe dla firm w wersji polskiej, angielskiej i niemieckiej oraz plan kont w wersji polsko-angielsko-amerykańsko-niemieckiej*. Szczecin 2003.

⁵ J. Iluk/A.D. Kubacki, *Wzory polskich i niemieckich dokumentów do ćwiczeń translacyjnych / Muster polnischer und deutscher Dokumente für Translationsübungen*. Katowice 2003; J. Iluk, A.D. Kubacki, *Wybór polskich i niemieckich dokumentów do ćwiczeń translacyjnych / Auswahl polnischer und deutscher Dokumente für Translationsübungen*. Warszawa 2006; A.D. Kubacki, *Neue Auswahl deutschsprachiger Dokumente*. Warszawa 2011.

⁶ I. Kienzler, *Słownik finansów, rachunkowości i audytu niemiecko-polski / polsko-niemiecki*. Warszawa 2009; A. Kozieja-Dachterska, *Großwörterbuch der Wirtschafts- und Rechtssprache, Deutsch-Polnisch*, Band I. Warszawa 2006; A.D. Kubacki, *Niemiecko-polski, polsko-niemiecki słownik z zakresu kontroli finansowo-księgowej z indeksem zawodów i specjalności*. Kraków 2006.

- Daldrup, Herbert (1999): *Publizität umweltschutzbezogener Informationen in Geschäftsberichten. Ergebnisse einer empirischen Analyse der Berichtspraxis*. In: *Die Wirtschaftsprüfung* 18, 734-748.
- Delisle, Jean et al. (1999): *Translation Terminology*. Amsterdam/Philadelphia.
- Ditlevsen, Marianne Grove (2002): *Der Geschäftsbericht aus kommunikativ-funktionaler Perspektive*. In: Thimm, Caja (Hg.): *Unternehmenskommunikation offline-online: Wandelprozesse interner und externer Kommunikation durch neue Medien*. Frankfurt a.M., 54-75.
- Ditlevsen, Marianne Grove (2006): *Der Geschäftsbericht als komplexe Textsorte*. In: Maurizio, Gotti/Davide, Simone Giannoni (Hg.): *New Trends in Specialized Discourse Analysis*. Frankfurt a.M., 49-76.
- Ebert, Helmut (2002): *Der Geschäftsbericht zwischen Tradition und Innovation. Reflexionen über Textsortenstil und Sprachbewusstheit*. In: Bateman, John/Wildgen, Wolfgang (Hg.): *Sprachbewusstheit im schulischen und sozialen Kontext*. Frankfurt a.M., 139-150.
- Engberg, Jan (1999): *Übersetzen von Gerichtsurteilen. Der Einfluss der Perspektive*. In: Sandrini, Peter (Hg.): *Übersetzen von Rechtstexten. Fachkommunikation im Spannungsfeld zwischen Rechtsordnung und Sprache*. Tübingen, 83-101.
- Handelsgesetzbuch (HGB) vom 1. Januar 1900.
- Iluk, Jan/Kubacki, Artur (2003): *Wzory polskich i niemieckich dokumentów do ćwiczeń translacyjnych/Muster polnischer und deutscher Dokumente für Translationsübungen*. Katowice.
- Iluk, Jan/Kubacki, Artur Dariusz (2006): *Wybór polskich i niemieckich dokumentów do ćwiczeń translacyjnych/Auswahl polnischer und deutscher Dokumente für Translationsübungen*. Warszawa.
- Kienzler, Iwona (2009): *Słownik finansów, rachunkowości i audytu niemiecko-polski / polsko-niemiecki*. Warszawa.
- Konieczna, Anna (1997): *Bilans i rachunek zysków i strat. Angielskie odpowiedniki terminologiczne*. In: *Lingua Legis* 5, 6-9.
- Kozieja-Dachterska, Agnieszka (2006): *Großwörterbuch der Wirtschafts- und Rechtssprache, Deutsch-Polnisch, Band I*. Warszawa.
- Kubacki, Artur Dariusz (2003): *Wybrana problematyka tłumaczeń ekonomicznych w warsztacie tłumacza przysięgłego*. In: Hejwowski, Krzysztof (Hg.): *Teoria i dydaktyka przekładu*. Olecko, 129-138.
- Kubacki, Artur Dariusz (2006a): *Niemiecko-polski, polsko-niemiecki słownik z zakresu kontroli finansowo-księgowej z indeksem zawodów i specjalności*. Kraków.
- Kubacki, Artur Dariusz (2006b): *Probleme bei der Übersetzung polnischer und deutschsprachiger Finanzberichte im Kontext der internationalen Rechnungslegungsstandards (IAS/IFRS)*. In: *Universitas* Ausgabe 4. Wien, 12-14.
- Kubacki, Artur Dariusz (2010): *Anglizismen in deutschen und polnischen Geschäftsberichten*. In: Smolińska, Mariola/Widawska, Barbara (Hg.): *Wschód-Zachód. Dialog kultur. Studien zur Sprache und Literatur*. Słupsk, 48-58.
- Kubacki, Artur Dariusz (2011): *Neue Auswahl deutschsprachiger Dokumente*. Warszawa.
- Kuhn, Wolfgang (1992): *Forschung und Entwicklung im Lagebericht: eine theoretische und empirische Untersuchung*. Hamburg.
- Matulewska, Aleksandra/Nowak Paulina (2006): *Polskie sprawozdanie finansowe w tłumaczeniu na francuski*. In: *Lingua Legis* 14, 65-71.
- Nowak, Edward (2008): *Analiza sprawozdań finansowych*. Warszawa.
- Polskie sprawozdanie finansowe dla firm w wersji polskiej, angielskiej i niemieckiej oraz plan kont w wersji polsko-angielsko-amerykańsko-niemieckiej*. Szczecin 2003.
- Schatzner, Hannes (1995): *Multidimensionale und integrative Untersuchungen komplexer Fachtexte am Beispiel ausgewählter US-amerikanischer börsennotierter Industrieaktiengesellschaften*. Wien.
- Stolze, Radegundis (1992): *Rechts- und Sprachvergleich beim Übersetzen juristischer Texte*. In: Baumann, Klaus-Dieter/Kalverkämper, Hartwig (Hg.): *Kontrastive Fachsprachenforschung*. Tübingen, 223-230.

- Stolze, Radegundis (1999): *Expertenwissen des juristischen Fachübersetzers*. In: Sandrini, Peter (Hg.): *Übersetzen von Rechtstexten. Fachkommunikation im Spannungsfeld zwischen Rechtsordnung und Sprache*. Tübingen, 45-62.
- Ustawa o rachunkowości z dnia 29 września 1994 r. o rachunkowości*, Dz.U. Nr 121 poz. 591 z późn. zm. (RachU).
- Ustawa o rachunkowości/Gesetz über die Rechnungslegung*. Übers. Ekkehard Grube. Warszawa 2004.
- Ustawa o rachunkowości/Gesetz über die Rechnungslegung*. Übers. Lidia Wołk-Karaczewska. Gdańsk 2004.
- Ustawa o rachunkowości/Rechnungslegungsgesetz*. Übers. Ekkehard Grube, Magdalena Kordyla, Elżbieta Suchocka. Warszawa 2009.
- Wiesmann, Eva (1999): *Berücksichtigung von Textsortenkonventionen bei der Übersetzung von Rechtstexten am Beispiel der Übersetzung italienischer ‚Atti di citazione‘ ins Deutsche*. In: Sandrini, Peter (Hg.): *Übersetzen von Rechtstexten. Fachkommunikation im Spannungsfeld zwischen Rechtsordnung und Sprache*. Tübingen, 155-182.

Internetquellen

- Entwurf eines IASB-Standards ED/2009/6 vom 23. Juni 2009 – <http://www.ifrs.org> (30.07.2010).
- Gabler Wirtschaftslexikon Online – <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/> (30.07.2010).

Viktor Lewizkij

Černivci (Ukraine)

SEMANTISCHE GESETZE IM WORTSCHATZ DER GERMANISCHEN SPRACHEN

Unter semantischen Gesetzen versteht man den regulären Bedeutungswandel, der sich in genetisch nicht verbundenen Wurzeln einer oder verschiedener Sprachen wiederholt. Die Grundfragen des Wesens und der Klassifikation von semantischen Gesetzen sind in der Semasiologie von vielen Autoren betrachtet (Greenberg 1966, Stern 1921, Ullmann 1962, Левицкий 1978). Selbstverständlich können die semantischen Gesetze an und für sich weder zum Beweis etymologischer Hypothesen noch zur Identifikation formal ähnlicher, aber semantisch weit voneinander entfernter Wurzeln dienen. Sie können aber Hypothesen über die genetische Einheit jener Formen bestätigen, deren semantische Verbindung zweifelhaft ist, wenn sich ein Satz von Semen oder semantischen Veränderungen, die diese Formen vereinigt, regelmäßig in vielen Fällen wiederholt. Effektiv ergeben sich die semantischen Gesetze als Instrument der etymologischen Analyse dort, wo rein formale Forschungsverfahren nicht die erwarteten Resultate erzielen.

Auf semantische Gesetze stützend, versuchen wir in diesem Beitrag einige germanische Etymologien neu zu behandeln.

Anhand vieler Beispiele hat O.N. Trubačov (Трубачев 1966: 250) überzeugend gezeigt, dass der semantische Übergang „schneiden, hauen, brechen > flechten, winden, drehen“ eine Universalie ist. In seinen späteren Arbeiten spricht Trubačov schon von „einem alten semantischen Synkretismus“ (Трубачев 1974ff., 4: 73), der es ermöglicht, die genetische Verbindung der Wörter mit den Ausgangsbedeutungen „schneiden“ und „flechten“ (slav. *čerp- „Scherbe“ und *krěp- „stark“) zu erklären. Wie aus den oben angeführten Belegen zu sehen ist, weisen einen solchen Synkretismus vor allem Derivate der ie. Wurzel *sker- auf: aisl. *skera* „schneiden“, aber got. *haurds* „Tür“ (<„etwas geflochtenes“), lat. *cratis* „Flechtwerk“, „Hürde“. Die Verbindung „schneiden, hauen, brechen“ und „flechten, winden, drehen“ war aber auch der Semantik anderer Wurzeln eigen: *del- (ai. *dàláyati* „spaltet“ – air. *dolbaid* „formt“); *derbh- (russ. *депбуть* „kratzen“ –) ai. *drbhati* „verbindet, windet“); *plek- (lit. *plàkti* „schlagen“ – russ. *плету* „flechten“); *tek-s- russ. *mecamь* „hauen“ – lat. *texere* („weben, flechten“).¹ Im Licht dieser Gesetzmäßigkeit können einige germ. Wurzeln erklärt werden, deren Herkunft unklar bleibt.

¹ Beispiele von O.N. Trubačov (Трубачев 1966: 250).

Germ. *breg-: e. *braid* „weben, flechten“, ae. *bregdan* „weben, schwingen, schwenken“, aisl. *bregða* „weben, flechten, schwingen, drehen“,² ahd. *brettan* „weben, ziehen, flechten“, mhd. *brīdan* „flechten“. Unserer Meinung nach kann germ. *breg- auf ie. *bher- „mit einem scharfen Werkzeug bearbeiten“ zurückgeführt und mit der germ. Sippe *brek- „brechen“ (dt. *brechen*, e. *break* usw.) zusammengestellt werden. Dabei ist – mit der Berücksichtigung der oben betrachteten Gesetzmäßigkeit – eine synkretische Ausgangsbedeutung „brechen/flechten“ anzusetzen.

Germ. *snīþ- „schneiden“ (dt. *schneiden*, got. *sneiþan*, aisl. *snīða*) knüpfen wir an die bekannte ie. Wurzel *senə-/snē- (> *snēi*, *snēu-*, *snēr-* usw.) „flechten, winden, verbinden“ (gr. *néein* „spinnen“, lat. *nōdus* „Knoten“, got. *nati* „Netz“, ae. *snōd* „Binde“ usw.).³ Der Synkretismus der Bedeutung „schneiden/verbinden“, der sich aus dieser Zusammenstellung ergibt, ermöglicht eine neue etymologische Deutung des lat. *novācula* „scharfes Messer“ vorzuschlagen. Da die Semantik dieses Wortes mit dem Begriff „schneiden“ verbunden ist, versucht P. Persson (Persson 1912: 812) das Wort auf *kes- „schneiden“ zurückzuführen. Um die Form von *novācula* mit *kes- vergleichbar zu machen, lässt P. Persson eine ganze Kette komplizierter Lautveränderungen zu: *kes* > *ks-n-eu-ā* > *neuā* (Infigierung der Wurzel und Abfall des anlautenden *ks-*). Unserer Meinung nach wäre es einfacher und sicherer, lat. *novācula* auf ie. *senə- zurückzuführen (*senə- > (s)neu-).

Aufgrund der Bedeutung „schneiden“ kann die Bedeutung „schneidende Kante, Rand > Grenze“ entstehen (Петлева 1976: 25). Vgl.: russ. *кромка* „Rand, Kante“ dt. *Schramme* (< *sker- „schneiden“); e. *shore* „Küste, Ufer“ („Grenze des Festlandes“) – e. *share* „Pflugschar“ (< *sker- „schneiden“).

Nach diesem Gesetz können sich auch Wörter entwickeln, die auf Wurzeln mit ähnlicher Semantik „schneiden, kratzen, reiben, brechen, bohren“ usw. zurückgehen.

Germ. *rain-: dt. *Rain*, ahd., aisl. *rein* „Grenzstreifen zwischen den Äckern“. In (Kluge/Seebold 2002: 74) wird diese Sippe mit air. *rōen* „Weg, Bergkette“ verglichen. „Weitere Herkunft ist unklar“ (ebd.). Wir halten es für möglich, germ. *rain- auf ie. *rei- „schneiden, zerreißen“ (ai. *rikhāti* „ritz“², lit. *riēkti* „Brot schneiden“, lat. *rīma* „Ritze, Spalt“) zurückzuführen. Die Verbindung des germ. *rain- „Rand, Kante“ mit der Wurzel *rei- „schneiden, zerreißen“ wird durch folgenden Satz von Samen bestätigt: e. *rive* „spalten“, aisl. *rīfa* „zerreißen“, *rīp* „Oberkante eines Bootes“, mhd. *rīf* „Ufer“, lat. *rīpa* „steiler Rand“. Der Satz dieser Seme ist für die Gesetzmäßigkeit „schneiden“ > „Kante“ kennzeichnend.

Germ. *þrum-: dt. *Trümmer*, ahd. *drum* „Splitter, Endstück“, aisl. *þrómr* „Kante, Rand“. In (ebd.: 933) gilt die Herkunft der Sippe als unklar. In (Walde/Hofmann 1938, 1956) werden germ. Wörter mit lat. *terminus* „Grenzstein, Grenze“, ai. *tīram* „Ufer, Rand“, avest. *tarō* „durch, über“ verglichen. Als Grundform wird ie. *ter- „an ein jenseitiges Ziel gelangen“ angesetzt (ebd.: 671-672). Neben ie. *ter- „überschreiten, hinübergelangen“ rekonstruiert man *ster-/ter- „reiben“ und *ter- „durchbohren“, die als ursprünglich verschiedene Wurzeln betrachtet werden (ebd.). Unabhängig davon, ob wir hier mit verschiedenen und erst später zusammengefallenen Wurzeln oder mit identischen Formen zu tun haben (wir meinen, hier den Zerfall der Polysemie zu erkennen), betrachten wir lat. *terminus* und germ. *þrum- als semantische Derivate der Wurzel *ter- „reiben, durchbohren“ (> „Kante, Rand“ oder „Splitter, Endstück“).

² Die Bedeutungen „winden, flechten“ und „schwingen“ sind ebenfalls eng verbunden – vgl.: dt. *schlingen*, ahd. *slingan* „hin und her ziehend schwingen, winden, flechten, kriechen, schleichen“.

³ Ausführlicher s. Lewickij (1998: 210-211).

Germ. **brenk-/brink-*: dt. *Brink* „Grashügel“, mndl. *brinc* „Anger“, me. *brink(e)* „Rand, Ufer“, aisl. *brekka* „Abhang eines Hügels“. Ganz einleuchtend wird die Semantik der Sippe als „Rand eines Crashügels, hinter dem das Gelände abfällt“ in (Kluge/Seebold 2002: 151) bestimmt. P. Persson (Persson 1912: 14) vereinigt unter einer Basis **bher-* „Erhebung, Rand, Kante, Spitze“ me. *brink* mit norw. (dial.) *barm* „Kante, Bräme“, aisl. *bard* „Rand eines Helms“, aisl. *barmr* „Rand“.

Ähnliche Anknüpfungen sind in (Kluge/Seebold 2002: 950) zu finden: dt. *verbrämen* „Kleidungsstück mit einem Rand verzieren“, e. *brim* „Rand“, me. *brimme* ds., aisl. *barmr* ds. Aber eine weitere und präzisierete etymologische Deutung in (ebd.) fehlt. Anhand der in beiden Quellen angeführten Belege kann man Folgendes sicher behaupten: semantisch werden beide Sippen **brenk-/brink-* und **brem-/brim-* durch die Bedeutung „Rand“, formal – durch die Grundformen **bher-*, die P. Persson (1912: 14) ansetzt – vereinigt. Im Unterschied zu der von P. Persson vertretenen Position, meinen wir aber, dass wir es hier nicht mit **bher-* „Emporstechendes, Spitze, Kante“ (dt. *Borste*, lat. *fasūgium* „Spitze“ usw.), sondern mit **bher-* „mit scharfem Werkzeug bearbeiten“ (lat. *forāre* „bohren“, ahd. *borōn* usw.) zu tun haben (falls **bher-* „Spitze“ nicht an sich bereits eine Variante von **bher-* „bohren, reiben, spalten“ ist).

Als Ableitung dieser Wurzel betrachten wir weiter **bher-*: got. *barms* „Schoß, Busen“, aisl. *barmr*, ae. *bearm*, ahd. *barm*. Man vergleicht diese Sippe mit gr. *phórmos* „Tragkorb“ – (Lehmann 1986: 62), und führt sie auf ie. **bher-* „tragen“ zurück. In der Semantik des gr. Wortes ist aber nicht das Sem [tragen], sondern das Sem [flechten] die Hauptkomponente; das Wort bezeichnete auch eine geflochtene Decke, Matte usw., da diese Dinge aus Schilf, Zweigen, Ruten o.a. geflochten waren. Da die formale Entsprechung zwischen gr. *phórmos* und got. *barms* nicht zu bestreiten ist, entsteht die Frage über semantische Vergleichsmöglichkeiten zwischen [flechten, winden] im gr. *phórmos*, [Schoß] im got. *barms*, [Rand] im aisl. *barmr* und [schneiden] im ie. **bher-*. Unter Annahme der aufgestellten Hypothese über den Synkretismus der Bedeutung „schneiden/flechten“ sind die Seme [schneiden] und [flechten] Varianten eines gemeinsamen Hypersems; [Rand] stellt eine Ableitung des Sems [schneiden] dar; [Schoß] ist in diesem Fall entweder als Folge der Übertragung „Kleid > Leib“ (vgl. die semantische Erklärung des dt. *Schoß* in (Kluge/Seebold 2002: 824) oder erneut als Resultat einer gesetzmäßigen Entwicklung „schneiden, bohren, reiben“ > „Kante, Rand, Ende“ (eines Teils des Körpers) zu interpretieren.

Die Möglichkeit der genetischen Verwandtschaft von germ. **mark-* „Grenze“ (dt. *Mark* „Grenzland“, e. *mark* „Grenze“, got. *marka* ds.) mit der ie. Wurzel **smer-* „mit scharfem Werkzeug bearbeiten“ und von lat. *fnis* „Grenze“ mit der Wurzel **bhei-* „schlagen, zerspalten“ haben wir in (Lewickij 1998: 215-216) betrachtet.

Durch die Untersuchung einer Vielzahl von Sprachen lässt sich eine weitere semantische Gesetzmäßigkeit feststellen, die mit der Bedeutung „schneiden“ verbunden ist. Das Sem [schneiden, reiben] generiert das Sem [raue Oberfläche] – vgl.: mir. *bor* „Schorf – dt. *bohren* (< **bher-* „reiben“); russ. *kopocma* „Schorf, dt. *Harsch* – lit. *kašti* „kratzen“ (< **kers-* „kratzen, schneiden“); dt. *Schorf* – *scheren* (< **sker-* „schneiden“); lat. *callum* „dicke Haut, Schwarte, Kruste“ – *scalpere* „kratzen, schneiden, ritzen“ (< **skel-* „spalten, schneiden“). Im Hinblick auf dieses semantische Gesetz haben wir dt. *Schwert* und *Schwarte* zusammengestellt (vgl. ebd.: 215-216). Die Reihe solcher Zusammenstellungen kann man fortsetzen.

Die Herkunft des germ. *hrup-* „Räude, Schorf“ (dt. *Räude*, ahd. *hriupi*, *rüda*, as. *hrütho*, aisl. *hrüdi* „Schorf“) ist unbekannt. In (Kluge/Seebold 2002: 746) wird die Ver-

wandtschaft mit ie. *kreuð „rohes Fleisch“ (russ. *кровь* usw.) nicht ausgeschlossen. *skre* Aber mit gleicher Wahrscheinlichkeit kann man die germ. Sippe mit ie. *skreu-* (< *sker-* „schneiden“) verbinden. Diese Variante (neben *skrei-*) der Wurzel *sker-* wird nach P. Person in ahd. *scrotōn* „schneiden, hauen, schroten“ reflektiert. Hierzu kann auch lat. *crusta* „Rinde, Kruste, Schorf“ gehören. In (Walde/Hofmann 1938, 1956: 295-296) werden einige Vergleichsmöglichkeiten betrachtet, vor allem ie. *kreuð „roh, geronnen“; (vgl. die Deutung des dt. *Räude* in Kluge/Seebold, s. oben). Die Verwandtschaft mit ahd. *ruda*, aisl. *hrūði* wird ebenfalls nicht ausgeschlossen („ist nicht unmöglich“), indem als Grundform **skreu-* „einschrumpfen“ rekonstruiert wird.

Bei den bisher behandelten Sippen ging es um semantischen Synkretismus, und es wurde die Vermutung aufgestellt, dass die rekonstruierte synkretische Bedeutung aus zwei Hauptsemen besteht – [schneiden] und [verbinden].

Man kann sich aber davon überzeugen, dass diese synkretische Bedeutung weiter war. Was O.N. Trubačov als [flechten] in got. *haurds*, lat. *crātis* bestimmt, ist nur eine Variante der Grundbedeutung der Wurzel **sker-*, die in Walde/Hofmann bei der Behandlung von *crātis* „Flechtwerk, Hürde“ (< **skert-* „zusammendrehen, flechten“), *curvus* „gekrümmt, gewölbt“ (< **sker-* „drehen, biegen“), *circus* „Kreis“ (< **sker-* „drehen, biegen“) und anderen Wörtern als „drehen, biegen“ definiert wird. Natürlich findet man in (Walde/Hofmann keine Hinweise auf die Verbindung dieser Wurzel mit **sker-* „schneiden“). Das Sem [schneiden] in **sker-* ist mit dem Sem [flechten] verbunden; das Sem [flechten] ist seinerseits mit dem Sem [drehen, biegen] verknüpft. Daraus folgt, dass die synkretische Bedeutung von **sker-* mindestens aus drei Hauptkomponenten [schneiden], [flechten] und [biegen] besteht. Das Sem [drehen] wäre als eine semantische Brücke zwischen [biegen] und [flechten] anzunehmen. In diesem Kontext scheint die Hypothese von J.V. Otkupščikov (Откупщиков 1969: 82-83) über die semantische Entwicklung des russ. *кривой* „krumm“ (< **sker-* „schneiden“) durch eine Zwischenkomponente [schräg geschnitten] nur ein Sonderfall, einer von möglichen Wegen der Entwicklung der Bedeutung „krumm“ zu sein.

Aufgrund der Bedeutung „drehen, krumm sein“ entwickelt die Wurzel **sker-* die Bedeutung „springen“. Bemerkenswert ist die Definition dieser Bedeutung in Walde/Hofmann (1938, 1956: 316): „drehend bewegen, springen“. Es ist erstaunlich, dass daraus noch keine Schlussfolgerung über die Identität von **sker-* „biegen, drehen“ und **sker-* „springen“ gezogen wurde.

Diese Aussagen ermöglichen es uns, die Herkunft der dt. *schreiten*, *schrecken*, *scherzen*, *scheren* zu präzisieren oder neu zu deuten (in Kluge/Seebold 2002 wird die Etymologie dieser Wörter als „unklar“ charakterisiert). In der semantischen Entwicklung der genannten Wörter werden eines oder einige der folgenden Seme realisiert: [schneiden], [flechten], [drehen], [biegen], [springen > sich schnell bewegen]. Dt. *schreiten* vergleicht sich mit ae. *scrind* „schneller Lauf, lit. *skriēsti* „drehen“, lett. *skriet* „laufen, fliegen“; die semantische Entwicklung ist „drehen > krumm sein > springen > sich bewegen, laufen, schreiten“ (nicht „im Kreise bewegen > schreiten“ – (Walde/Hofmann 1938, 1956: 292-293). Das Sem [springen] ist in folgenden Formen gut belegt: gr. *skairō* „springe, hüpf, tanze“, mhd. *scharz* „Sprung“, *schurz* „Lauf, ai. *kordati* „springt“, aisl. *skrītenn* „scherzhaft“, dt. *scherzen*, mhd. *scherzen* „fröhlich springen, hüpfen“. Wie aus diesen Belegen zu ersehen ist, ist die Bedeutung „scherzen“ in beiden Sippen belegt, da formal aisl. *skrītenn* der Sippe **skrei-* angehört. Die semantische Entwicklung „springen > schreiten, gehen“ wiederholt sich gesetzmäßig in anderen Sprachen: kymr. *go-gerdd* „Spaß“, *cerd-ded* „das Gehen“, mir. *ceird* „das Schreiten“.

Die Seme [laufen] und [springen] widerspiegeln sich in mndl. *scricken* „mit großen Schritten laufen“, ahd. *scricken* „aufspringen“, norw. (dial.) *skrikka* „hüpfen“, lat. *currō* „laufe, renne“, dt. *schrecken*, *Heuschrecke*. Über die Seme [laufen] und [biegen > sich abweichen] werden miteinander *scheren* („weggehen“), *scheren* („schneiden“) und *scherzen* vermittelt.⁴ Formal sind alle germ. Wörter mit der Wurzel *sker- (und ihren Derivaten mit verschiedenen Erweiterungen) vereinigt. Mit diesen germanischen Wörtern könnte man unserer Meinung nach ukr. *кпуза*¹ „Eisscholle“ und *кпуза*² „Fischnetz“, deren Herkunft unklar ist (Мельничук 1982ff.: 89), vergleichen. Beide ukr. Wörter enthalten in ihrer Semantik typische für die Ableitungen von [schneiden] und [flechten] Seme (vgl. dt. *Scholle*, *Schrot*, *Scheit* < *skel-/sker/skei- „schneiden“; dt. *Netz* < *sen- „flechten“). Als Grundform ist für *кпуза* *(s) krei- -(s)krig- anzusetzen. Diese Wurzel ist der Form nach dem ahd. *scricken*, norw. *skrikka* „hüpfen“ sehr nahe (falls germ. Formen auf *skreg- zurückgehen, haben wir es mit einer Ablautentgleisung zu tun).⁵

Die Verknüpfbarkeit der Seme [schneiden], [flechten], [schnelle Bewegung] hat einen gesetzmäßigen Charakter und wiederholt sich in anderen Wurzeln – vgl.: russ. *лютый* „grausam“ (auch „schnell“) < *leu- „abreißen, abschälen“ (Петлева 1981); russ. *резать* „schneiden“, *разуть* „schlagen“, *резвый* „schnell, flink“; got. *sneipan* „schneiden“, *sniwan* „eilen“, aisl. *snua* „wenden, drehen“, *snudr* „rasch“, got. *nati* „Netz“ < *senə/snē-.

Aufgrund der Bedeutungen „sich schnell bewegen“ und „springen“ bietet sich auch folgender Vergleich an: germ. *hlaup- (dt. *laufen*, ahd. *hloifan*, got. *us-hlaupan* „aufspringen“), deren Herkunft unbekannt ist, mit der Wurzel *skel- „biegen“ (dt. *scheel*, gr. *skoliós* „krumm“). Die semantische Entwicklung „krumm > springen > laufen“ ist mit der Entwicklung von *schreiten* identisch. Der semantische Parallelismus der Wurzeln *sker- und *skel- wird auch im Synkretismus ihrer Bedeutungen beobachtet: *skel- bedeutet: 1) „spalten“ (lit. *skėlti* „spalten“, russ. *колоть* ds.); 2) „biegen“ (gr. *skoliós*); 3) „springen“ ai. *śalabháh* „Heuschrecke“, *śalati* „eilt“, mhd. *schel* „springend, auffahrend“, *schellec* „springend, zornig, wild“, ahd. *scelo* „Schellhengst“, dt. *beschälen* „bespringen“, lett. *suōlis* „Schritt, Gang, Arbeit“ < *skel- „springen“.⁶

Literatur

- Greenberg, Joseph H. (1966): *Language Universals*. In: Thomas A. Sebeok (ed.): *Current trends in linguistics*. Vol. 3. Den Haag. 61-112.
- Kluge, Friedrich/Seebold, Elmar (2002): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 24. durchgesehene und erweiterte Auflage. Berlin/New York.
- Lehmann, Winfried Philipp (1986): *A Gothic Etymological Dictionary*. Leiden.
- Левицкий, Виктор (1978): *Семантические универсалии*. In: *Вопросы семантики*. Калининград, 3-10.

⁴ Vgl. auch: mhd. *scherze* „abgeschnittenes Stück“ (das Sem [schneiden]) und *scharz* „Sprung“ [biegen]).

⁵ Auch Potebnja ist zur Enträtselung der Herkunft von *кпуза* möglicherweise am nächsten gekommen, indem er meinte, das Wort sei mit *kar-* „schlagen, hart“ verbunden. In diesem Fall bleibt aber *кпуза* „Netz“ unerklärt. Unsere Hypothese ermöglicht es, beide semantische Varianten auf eine Grundform und Grundbedeutung zurückzuführen. Das formale und semantische Verhältnis zwischen *кпуза* „Eisscholle“ und *кпуза* „Netz“ entspricht dem Verhältnis zwischen gr. *keirō* „schneide“, *kormos* „Klotz“ und *kairōma* „Gewebe“; aisl. *sker* „Seeklippe“ und *hurđ* „Flechtwerk, Tür“; air. *scaraim* „trenne“, kymr. *ysgryd* „Bruchstück, Splitter“ und mir. *ceirtle* „Knäuel“; russ. *черенок* „Scherbe“ und *крепкий* „stark“ (< *sker-).

⁶ In der Wurzel *sek- (und ihren Derivaten *sker-*, *skel-*, *kes-* usw.) wurde der Wechsel *k-ki* und *k-kw* beobachtet.

- Lewickij, Viktor (1998): *Zur deutschen Etymologie*. In: *Indogermanische Forschungen* 103, 210-226.
- Мельничук, Олександр (ed.) (1982ff.): *Етимологічний словник української мови*, тт. 1-5. Київ.
- Откупщиков, Юрий (1969): *Словообразовательные модели и этимология*. In: *Этимология*. Москва, 80-87.
- Persson, Per (1912): *Beiträge zur indogermanischen Wortforschung*. Teil 1-2. Uppsala/Leipzig.
- Петлева, Ирина (1976): *Этимологические заметки по славянской лексике*. In: *Этимология*. Москва, 16-31.
- Петлева, Ирина (1981): *Этимологические заметки по славянской лексике*. In: *Этимология*. Москва, 42-50.
- Stern, Gustaf (1921): *Swift, swiftly and their synonyms*. Göterborg.
- Трубачев, Олег Николаевич (1966): *Ремесленная терминология в славянских языках*. Москва.
- Трубачев, Олег Николаевич (ed.) (1974ff.): *Этимологический словарь славянских языков. Праславянский лексический фонд*. Москва.
- Ullmann, Stephen (1962). *Semantics*. Oxford.
- Walde Alois/ Hofmann, Johann Baptist (1938, 1956). *Lateinisches etymologisches Wörterbuch*. 3. Auflage. Heidelberg.

Ryszard Lipczuk

Szczecin (Polen)

FREMSPRACHIGE EINSCHÜBE UND IHRE ABGRENZUNG VON ANDEREN BEGRIFFEN

In seinem Beitrag zum Problem der fremdsprachigen Einschübe geht Oleksij Prokopczuk (2004) davon aus, dass nicht alle Texte einsprachig sein müssen. Zu den nicht-einsprachigen Texten gehören u.a. „solche, deren Hauptgerüst im Grunde genommen mit Mitteln einer Sprache errichtet ist, die aber einzelne Wörter, Wortgruppen, Sätze, Satzfolgen oder sogar Textteile in einer oder mehreren Fremdsprachen enthalten. Dieses Hauptgerüst des nicht-einsprachigen Textes wird im folgenden als Matrixtext und eingebettete fremdsprachige Elemente als Einschübe bezeichnet“ (Prokopczuk 2004: 57f.). Weiter äußert sich Prokopczuk in folgender Weise: „Fremdsprachige Einschübe sind nicht mit dem entlehnten Wortgut/Entlehnungen/Fremdwörtern gleichzusetzen, die für das lexikalische System praktisch jeder Sprache charakteristisch sind. Sie haben eher parenthetischen Charakter und werden eingesetzt/eingefügt/eingeschoben“ (ebd.: 58).

Die fremdsprachigen Einschübe wurden nach Prokopczuk als eine Erscheinung der Rede bis jetzt vorwiegend in Stilistiken behandelt. Demgegenüber meint der Verfasser, dass sie eher ein Faktor der Textgestaltung seien und somit zum Gegenstand der Textlinguistik gehören. Die Verwendung fremdsprachiger Einschübe dient bestimmten Zielen, zum Beispiel will der Autor eines Textes die Handlung in ein fremdes Land verlegen und dem Leser seine Spezifik, sein eigenartiges Kolorit näher bringen (ebd.: 59). Er meint, dass es keine klare terminologische Abgrenzung Entlehnung¹ – Fremdwort – fremdsprachiger Einschub (ebd.: 57) gebe.

Eben solchen Abgrenzungsproblemen sei mein bescheidener Beitrag gewidmet.

Zum Problem **Lehnwort** – **Fremdwort** dagegen ist bereits eine Menge geschrieben worden. Weder im Metzler-Lexikon noch im Bußmann-Lexikon (ganz zu schweigen von den sprachwissenschaftlichen Lexika kleineren Umfangs) lässt sich zum Thema der **fremdsprachigen Einschübe** etwas finden. Im ersteren (Metzler 2000) findet man nur das Lemma „Einschub“ mit dem Verweis „Parenthese“, die eher unter grammatischen Aspekten dargestellt wird. Im Bußmann-Lexikon (1990: 560) lesen wir als Erklärung der Parenthese: „In einen Satz eingefügter selbständiger Ausdruck (Wort, Wortfolge oder Satz), der strukturell unabhängig ist vom gesamten Satzgefüge: *Cherubim* – *er ist*

¹ „Entlehnung“ wird von Prokopczuk anscheinend im Sinne „Lehnwort“ (vs. „Fremdwort“) verwendet.

ein leichtentflammter Jüngling – wirbt um Susanne. Zu Parenthese im weiteren Sinne zählen auch Interjektionen, Anreden und Schaltsätze“.²

Bekannt ist, dass diese Unterscheidung sehr eifrig von deutschen Puristen des 19. Jhs. – so aus dem Umfeld des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins – ausgenutzt wurde. Während die sog. Lehnwörter toleriert wurden, vertrat man die Meinung, dass Fremdwörter zu beseitigen seien und durch einheimische Ausdrücke (bzw. eben durch eingebürgerte Lehnwörter) ersetzt werden sollen. Um das Bekannte hier zu wiederholen: Lehnwörter sind Wörter, die aus einer anderen Sprache übernommen wurden, sich aber hinsichtlich der Schreibung, Aussprache und Flexion an die Nehmersprache angepasst haben. Als Paradebeispiele werden oft lateinische Entlehnungen aus der germanischen Zeit wie: *Mauer, Frucht, Fenster* oder *kaufen* und aus dem Althochdeutschen (*Kloster, Mönch*), aber auch neuere Entlehnungen wie *Dame, Tante* (aus dem Französischen) oder *Sport, Film* (aus dem Englischen) angeführt. Demgegenüber weisen Fremdwörter fremde Merkmale (so Schreibung, Aussprache, Flexion) auf, sind also an die Muttersprache nicht assimiliert (z.B.: *Cousin, Palais, Headline*). In manchen Arbeiten erscheint auch der Begriff **Halblehnwort** (vgl. schon Engel 1929³) – gemeint sind hier solche deutschen Lexeme wie: *Musik, Politik, Student*, die aus einer anderen Sprache (hier: aus dem Lateinischen) stammen, im Deutschen allgemein bekannt sind und oft gebraucht werden, andererseits aber noch bestimmte fremde Merkmale (hier: Akzent) aufweisen.

Schon vor mehr als 40 Jahren, im Sammelband von Peter Braun (1979) wurden zu dieser Unterscheidung bestimmte Zweifel geäußert (vgl. u.a. Polenz 1979): nicht nur formale Merkmale (wie Aussprache), sondern auch der Gebrauch sind zu berücksichtigen. In diesem Sinne sind solche Wörter wie *Kultur, Musik, Universität* im Deutschen zwar nicht vollständig in formaler Hinsicht assimiliert (fremder Akzent und auch fremde Suffixe), sie gehören aber zu bekannten und oft gebrauchten Wörtern, so dass man doch von einem hohen Integrationsgrad sprechen kann. Anstelle des Begriffs „Assimilation“ wird nun der breitere Begriff und Terminus „Integration“ vorgeschlagen, der sowohl formale als auch verwendungsmäßige Aspekte beinhaltet. Es gibt⁴ somit vollintegrierte (wie *Fenster*), teilweise integrierte (wie *Musik*) und nichtintegrierte Wörter (*Underdog*). Gisela Ros (2009: 76) meint, dass sich der Sprachkontaktforschung in Hinsicht auf Integration „auch die Möglichkeit, formal-linguistische Integrationsprozesse unter soziolinguistischen Aspekten zu untersuchen“ eröffnet. Auch sie plädiert dafür, „auf eine künstliche Trennung von Fremd- und Lehnwort zu verzichten und stattdessen den Prozess der Integration selbst nachzuvollziehen“ (ebd).

Nach Horst Haider Munske (zit. nach Ros 2009: 73) ist die Benennung *Fremdwort* ein „Akt der Ausgrenzung: Fremdwort, ein Kampfwort des Purismus, ein Zwillingenbruder des aufkommenden patriotischen Nationalismus während der Napoleonischen Kriege. *Fremdwort* trägt die Stigmatisierung bereits in sich, mehr als das englische Pendant *hard words* „schwere Wörter“ oder gar das französische *mots savant* „gelehrte Wörter“.

Man kann Ros zustimmen, wenn sie darauf aufmerksam macht, dass die Gegenüberstellung vom Eigenen und Fremden in der Sprache entsprechend positive und negative Konnotationen mit sich bringt (ebd.: 73f.). Die Termini *fremd* und (*ein*)heimisch impli-

² Das Letztere ist nicht ganz verständlich, weil eben Schaltsätze als Prototyp der Parenthese gelten.

³ So betrachtet Engel *Drama* oder *Musik* als Halblehnwörter und kennzeichnet sie in seinem Verdeutschungswörterbuch mit „Hl“: „Die Lehn- und Halblehnwörter aus neuerer Zeit sind unbedenklich zu dulden, jedoch nicht zur Alleinherrschaft zuzulassen“ (Engel 1929: 23).

⁴ Die Beispiele stammen von mir.

zieren eine Polarisierung auf der Wertungsebene. *Fremd* bedeutet nicht nur „von anderer Herkunft“, sondern auch „unbekannt, nicht vertraut.“ (*Einheimisch* „erweckt nicht nur den Eindruck von Zugehörigkeit, sondern auch von Geborgenheit [...]“ (Ros 2006: 105). Weil die Bedeutungen von „fremd“ und „heimisch“ konnotativ geprägt sind, seien sie „somit für einen sensiblen Bereich wie die Sprachkontaktforschung [...] zunehmend ungeeignet“ (ebd.).

Der einheimische Wortschatz wird eben immer als etwas Positives assoziiert, während die sog. Fremdwörter oft als etwas Unerwünschtes betrachtet werden. Demgegenüber möchte ich von der Annahme ausgehen, dass Entlehnungen aus anderen Sprachen keine Fremdkörper sind, die der Muttersprache schaden, und ganz im Gegensatz einen natürlichen Bestandteil fast jeder Sprache bilden. Deshalb sollte man mit der Verwendung solcher Termini, die auf „Fremdes“ verweisen, vorsichtig sein und statt von Fremdwörtern eher von „Entlehnungen“ oder „Wörtern aus anderen Sprachen“ und anstelle der „Fremdsprachen“ oder „fremden Sprachen“ eher von „anderen Sprachen“ sprechen. Auf diese Weise wird die unnötige Bewertung des Sprachgutes vermieden. Um evaluativ belasteten Termini aus dem Wege zu gehen, könnte man auch solche neutralen Bezeichnungen gebrauchen, wie: *native Wörter*, auch: *indigene Wörter/ Ausdrücke* auf der einen Seite und *nicht native Wörter/ Ausdrücke* oder *Entlehnungen* andererseits.⁵ Es sei hier auch dafür plädiert, die altpuristische Unterscheidung: *deutsche Wörter* vs. *Fremdwörter* endgültig aufzugeben! Auch die sog. Fremdwörter sind deutsche (polnische etc.) Wörter, weil sie ihre bestimmte Funktion in der gegebenen Sprache haben zum lexikalischen System dieser Sprache gehören, in Wörterbüchern dieser Sprachen registriert sind.⁶

Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass die Herkunftsfrage keine Beachtung verdient. Im Rahmen etymologisch orientierter Forschungen ist die Abgrenzung: *nativ* (einheimisch) – *nicht nativ* (fremd, entlehnt) durchaus legitim. Diese Gegenüberstellung verliert aber ihre Legitimität im Falle synchronischer Untersuchungen, denn hier zählt in erster Linie die Funktion bestimmter Lexeme bzw. Lexemgruppen eben auf synchronischer Ebene. Es kommt also nicht selten vor, dass ein sog. Fremdwort geläufiger und funktional wichtiger als das „eigene“ Wort ist. So hat sich trotz der systematischen Verdeutschungsarbeit (vgl. z.B. die Ersetzung der Fremdwörter aus dem Postbereich, die Heinrich von Stephan 1874/75 beauftragte) das Wort *Telephon* behauptet, das zwar heute neben dem *Fernsprecher* funktioniert, aber zweifellos einen wichtigeren Platz im lexikalischen System des Deutschen und auf der Verwendungsebene als das einheimische Pendant einnimmt.

In ihren zwei Beiträgen zum Thema Germanismen im Polnischen in ausgewählten Soziolekten untersucht Anna Porchawka-Mulicka (2004a, b) das Auftreten von deutschen Sprachelementen beim Gebrauch des Polnischen durch Mitarbeiter von insgesamt 14 deutsch-polnischen Firmen bzw. Unternehmen aus Szczecin. Es handelt sich um verschiedene Branchen: Buchbinderei, Schiffsbau, Möbelproduktion, Verkauf von Geräten, Produktion von Kunststoffwaren, Stahlkonstruktionen, auch: Müllentsorgung, Metallbearbeitung, Straßenbau usw. Der Autorin ist gelungen, ein reiches Material zu sammeln, das den Einfluss des Deutschen beim Gebrauch des Polnischen veranschaulicht. Die un-

⁵ Ros (2006: 108) meint dazu: „Ob Muttersprache, (ein)heimisch oder eigen – die Gemeinsamkeit dieser Benennungen zeigt sich im Vorhandensein eines positiv konnotierten Bedeutungselements. Aus diesem Grund wird von Linguisten zumeist der wertungsfreie Terminus *indigen* für (*ein*)heimisch verwendet. Für *Fremd(wort)* hingegen existiert keine neutrale Bezeichnungsalternative“.

⁶ Ähnlich dazu z.B. Kirkness (1979: 74ff.).

tersuchten und befragten polnischen Mitarbeiter der mit Deutschland verbundenen Firmen verfügen meist nur über beschränkte Deutschkenntnisse, trotzdem verwenden sie im gesprochenen Polnisch mit ihren Arbeitgebern und anderen Mitarbeitern mehr oder weniger systematisch bestimmte deutsche Wörter oder Formeln, indem sie diese an die polnische Aussprache und Flexion angleichen, vgl.: *liferszajn*, *liferumfang*, *anliferungsnachwajs*, *werkfertrag*, *lamelka* („tarcza listkowa talerzowa“). Wenigstens manche von ihnen haben keine genauen Entsprechungen im Polnischen, so dass ihr Gebrauch aus Kommunikationsgründen als verständlich erscheint.

Andererseits werden solche Wörter verwendet, die im Polnischen völlig etablierte Entsprechungen haben, wie: *laufkarta* (poln.: *obiegówka*), *reśnung* (*rachunek*), *beryśt* (*sprawozdanie*), *szrajbnać*, *szprechać*, *bruder* (*brat*). Die von der Autorin befragten Mitarbeiter der deutsch-polnischen Firmen haben für die Verwendung solcher Formen in erster Linie sprachökonomische Gründe angegeben. Es gebe keine richtigen polnischen Äquivalente für bestimmte Geräte bzw. Teile von Geräten wie: *frontladero* (poln.: *śmieciarka z załadunkiem przednim*) oder *Dauerlutscher* – verwendet von den Mitarbeitern der Firma TeleMarketing auf Kunden, die seit langer Zeit mit ihr zusammenarbeiten und deren Aufträge für die Firma vorteilhaft sind (Porchawka-Mulicka 2004b: 63). Es seien einige Kontextbeispiele angeführt:

Przedolmeczuj mi to/ To jest ganc egal/ Czy to jest in ordnung?/ Jak będą pakowane namenszylidy?/ Ale to tylko rajn teoretysz/ Daj panu fragebogen do wypełnienia/ Pozwolenie na pracę od arbeitsamtu/ Pozdrów swojego brudera/ Omówimy to przy sztamtyżu. (Porchawka-Mulicka 2004b: 68ff.)

Es entsteht die Frage: handelt es sich in diesem Fall tatsächlich um Germanismen, also um Entlehnungen aus dem Deutschen bzw. dem Urgermanischen? Ohne Zweifel gehören solche Formen wie *szrajbnać* oder *liferunek* keinesfalls zum heutigen polnischen Wortschatz. Es gab zwar ähnliche Germanismen im Polnischen gegen Ende des 19. Jhs. oder noch zu Beginn des 20. Jhs. (dazu Nowowiejski 1996), bevor sie infolge der intensiven Fremdwortbekämpfung aus der polnischen Lexik verdrängt wurden. Heute sind sie weder in der polnischen Sprache noch in polnischen Wörterbüchern vorhanden. Trotzdem kann man manche der von Porchawka-Mulicka verzeichneten Beispiele als Germanismen bezeichnen, die zwar nicht zur polnischen Alltagsprache gehören, aber innerhalb bestimmter spezifischer (übrigens quantitativ sehr beschränkter) Berufsgruppen auftreten. Sie lassen sich – wenn auch mit bestimmten Einschränkungen – als Entlehnungen aus dem Deutschen bezeichnen, allerdings nicht in der polnischen Standardsprache, sondern lediglich in konkreten Soziolekten. Man kann wohl annehmen, dass etwa *sztamtyż*, *laufkarta* oder *liferfertrag* in solchen Berufsgruppen als eine Art Fachwortschatz funktionieren und *frontladero* oder *Dauerlutscher* Bezeichnungsexotismen, also auch Entlehnungen sind. In wie weit hier auch deutschsprachige Einschübe anzutreffen sind, lässt sich anhand des vorgestellten Materials nicht ermitteln. Zu fragen wäre auch, in welchem Grade die verzeichneten Ausdrücke in diesen Berufsgruppen systematisch gebraucht werden oder, ob sie möglicherweise lediglich Okkasionalismen sind?

Porchawka-Mulicka (2004a: 83) meint: nach der politischen Wende 1989 sei eine deutliche Belebung der deutsch-polnischen Kontakte sichtbar, und zwar auf verschiedenen Ebenen. Deutsches Kapital kam ins Land, mit ihm auch neue Germanismen. Sie seien aber keine Gefahr für das Polnische, ihr Verwendungsbereich sei sehr beschränkt, nur wenige hätten eine Chance in die Alltagsprache einzudringen.

Zurück zum Begriff „**fremdsprachige Einschübe**“ – es können entweder Einzelwörter oder Wortgruppen, Sätze oder ganze Textsequenzen aus einer/mehreren anderen Sprache(n) sein, die in einen Text eingeschoben werden. Sie werden in einen Text für bestimmte Zwecke eingefügt, z.B. um dem Leser die Spezifik des Landes nahe zu bringen.

Dorota Matuszczyk (2010) nennt in ihrer Magisterarbeit solche deutschsprachigen Einschübe in der polnischsprachigen Presse in Deutschland wie die rechtlich-wirtschaftlichen (kaum übersetzbaren) Termini: *Altersteilzeit* („verkürzte Arbeitszeit für ältere Arbeitnehmer vor der Verrentung“), *Jugendfreiwilligendienstgesetz* („Gesetz zur Förderung von Jugendfreiwilligendiensten“), *Kurzarbeitergeld* („das vom Arbeitsamt an Kurzarbeiter gezahlter Beitrag, der einem Teil des Stundenlohnes der nicht gearbeiteten Stunden entspricht“), *Ausbildungsunterhalt* („finanzielle Beihilfe bis zum Abschluss der Ausbildung von Kindern“). Hier einige Kontextbeispiele (Matuszczyk 2010):

*Odkładałem dotychczas podpisanie prywatnego **Krankenversicherung**. (37)*

*Mehr **Arbeitslosengeld** z powodu **Kurzarbeit**. (42)*

*Do 15 roku życia można było zaproponować jej **Teilzeitjob**. (43)*

*Są różne jego urzędowe formy: **Duldung, Aufenthaltsgenehmigung**, względnie inna jego forma – **Erlaubnis**, czy wreszcie zgoda na azyl. (44)*

*Gmina nie chce na swoim terenie żadnych **Rechtsradikalen**. (51)*

*Dane uszkodzowanego można następnego dnia uzyskać telefonicznie w **Zulassungsstelle**, jeżeli [...] (57)*

Es unterliegt keinem Zweifel, dass man diese Lexeme nicht dem polnischen Wortschatz zuweisen kann – es sind deutsche Wörter und keine deutschen Entlehnungen im Polnischen. Sie erscheinen in polnischen Texten und polnischen Sätzen, weil sie der polnischen Bevölkerung in Deutschland möglicherweise vertrauter als polnische Gegenstücke sind oder, weil sie keine guten Äquivalente im Polnischen haben. Sichtbar ist hier, dass ein fremdsprachiger Einschub nicht mit der prototypischen Parenthese gleichzusetzen ist, weil die letztere meist als ein (nicht-fremdsprachiger) Schaltsatz verstanden wird.

In dem von Matuszczyk untersuchten Sprachmaterial erscheinen auch Beispiele, wo das deutsche Wort bzw. die deutsche Wortgruppe in Klammern neben dem polnischen Gegenstück auftritt, vgl.: *Odprawa (**Abfindung**) po utracie pracy nie zawsze naliczana jest na poczet zasiłku (46)*; *Zawarliśmy z żoną umowę małżeńską (**Ehevertrag**) (50)*. Auch umgekehrte Fälle (der deutsche Ausdruck in Klammern) wurden registriert, vgl.: *Kształcenie zawodowe w świetle ustawy o kształceniu zawodowym (**Berufsausbildungsgesetz**) (34)*.

Die Autorin hat auch mehrere Beispiele für geographische Namen verzeichnet, die in unflektierter Form gebraucht wurden, z.B.: *Pięć przypadków zanotowano w **Bayern**, jeden w Hamburgu (58)*; *Renata Hübsch z **Köln** trafia do uzdrowiciela w zeszłym roku (59)*. Die deutschen Namen wurden hier gebraucht, obwohl es auch polnische Formen dafür gibt (*Bawaria, Kolonia*).

Auch ganze Wortgruppen oder Sätze als Zitate, die in einem polnischen Text erscheinen, lassen sich als fremdsprachige Einschübe klassifizieren, z.B.:

*Wola narodu we wschodnich Niemczech została wyrażona słynnymi słowami: „**Wir sind das Volk**“. (78)*

*„**Gerechtigkeit, Million Arbeitsplätze, Steuersenkung, Millionäre zur Kasse!**“ Coraz więcej obietnic. (79)*

Nicht so eindeutig sind solche Fälle wie:

Nieoczekiwanie skargi poparł były wiceprzewodniczący Bundestagu Burkhard Hirsch FDP. (74)

W roku 2007 ponad 28 tysięcy dzieci przeszło pod kontrolę Jugendamtów. (75)

Posłowie bawarskiego Landtagu [...] (76)

Zwar werden sie von Matuszczyk als fremdsprachige Einschübe betrachtet, wobei sie zugleich den sog. Bezeichnungsexotismen zugerechnet werden, jedoch ist das u.E. nicht haltbar, weil diese Lexeme auch zu der polnischen Lexik gehören, den polnischen Flexionsregeln unterliegen, in polnischen Wörterbüchern verzeichnet sind und somit nicht als deutschsprachige Einschübe, sondern als Entlehnungen gelten.

Die **Bezeichnungsexotismen** sind nach Thea Schippan: „diejenigen fremden Wörter, die wir nur zur Bezeichnung der Gegebenheiten des Landes benutzen, aus dem sie stammen“ (Schippan 1984: 280). Aus dieser Definition kann man nicht erfahren, was unter den „fremden Wörtern“ zu verstehen ist, ob hier Entlehnungen oder Lexeme einer anderen Sprache gemeint sind. Eindeutiger wurde dies im Metzler-Lexikon (2000: 199) erläutert: „Entlehnung, die in der Quellsprache einen für die betr. Kultur bzw. Gesellschaft spezif. Gegenstand oder Sachverhalt bezeichnet und daher unübersetzt in andere Spr. übernommen wird, z.B. dt. *Iglu, Kimono* [...]“

Festzuhalten ist: sie bezeichnen Sachverhalte, Gegenstände, Institutionen, Titel, die spezifisch für eine bestimmte Kultur, ein Land sind (vgl. im Deutschen: *Dollar, Zloty, Sejm, Wojewode*). Die Bezeichnungsexotismen haben in der Regel keine einheimischen Entsprechungen. Im Gegensatz zu den fremdsprachigen Einschüben gehören sie als Entlehnungen zum Wortschatz der Nehmersprache und werden somit – wie die sog. Lehn- und Fremdwörter – auch in Wörterbüchern verzeichnet. Dagegen bilden die sog. fremdsprachigen Einschübe als Einzelwörter, Wortgruppen, Sätze oder Textsequenzen ein Verwendungsmittel auf der Textebene und gehören nicht zum lexikalischen Bestand bzw. zum Sprachgut der gegebenen Sprache.⁷

Literatur

Braun, Peter (Hg.) (1979): *Fremdwort-Diskussion*. München.

Bußmann, Hadumod (1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 2. völlig neu bearb. Aufl. Stuttgart.

Engel, Eduard (1929): *Verdeutschungswörterbuch. Ein Handweiser zur Entwelschung für Amt, Schule, Haus, Leben*, 5. durchges. u. stark vermehrte Aufl. Leipzig.

Kirkness, Alan (1979): *Zur Lexikologie und Lexikographie des Fremdworts*. In: Braun, P. (Hg.): *Fremdwort-Diskussion*. München, 74-89.

Matuszczyk, Dorota (2010): *Deutschsprachige Einschübe in der polnischsprachigen Presse in Deutschland*. Szczecin (Magisterarb.-Masch.)

Metzler Lexikon Sprache (2000). Hg. von Helmut Glück. 2. überarb. und erw. Aufl. Stuttgart/Weimar.

Nowowiejski, Bogusław (1996): *Zapożyczenia leksykalne z języka niemieckiego w polszczyźnie XIX wieku*. Białystok.

Polenz, Peter von (1979): *Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet*. In: Braun, P. (Hg.): *Fremdwort-Diskussion*. München, 9-31.

⁷ Prokopczuk (2004: 60) will auch solche Ausdrücke wie *nolens volens* oder *per definitionem* als Einschübe bezeichnen. Dagegen meine ich, dass sie im Deutschen als Entlehnungen funktionieren. Dafür spricht auch die Tatsache, dass sie in deutschen Wörterbüchern verzeichnet sind.

- Porchawka-Mulicka, Anna (2004a): *Germanismen in ausgewählten Soziolekten des Polnischen*. In: Lipczuk, R./Nerlicki, K./Westphal, W. (Hg.): *Kommunikation für Europa. Sprachkontakte – Sprachkultur – Sprachenlernen. Materialien von der sprachwissenschaftlichen Konferenz Szczecin-Pobierowo, 07.09.-09.09.2003*. Wolczkowo, 79-84.
- Porchawka-Mulicka, Anna (2004b): *Germanismen im gegenwärtigen Polnischen am Beispiel ausgewählter Soziolekte*. In: *Colloquia Germanica Stetinensia* 13, 55-74.
- Prokopczuk, Oleksij (2004): *Fremdsprachige Einschübe bei der Textgestaltung*. In: Lipczuk, R./Nerlicki, K./Westphal, W. (Hg.): *Kommunikation für Europa. Sprachkontakte – Sprachkultur – Sprachenlernen. Materialien von der sprachwissenschaftlichen Konferenz Szczecin-Pobierowo, 07.09.-09.09.2003*. Wolczkowo, 57-60.
- Ros, Gisela (2006): „Fremd“ oder „heimisch“ – ein Begriffspaar in der Kritik. In: Schiewe, J. (Hg.): *Kompetenz, Diskurs, Kontakt. Sprachphänomene in der Diskussion. Beiträge des deutsch-polnischen Kolloquium, Greifswald, 21.-22. Oktober 2004*. Frankfurt a.M., 105-114.
- Ros, Gisela (2009): *Die Bezeichnungen „Fremdwort“ und „Lehnwort“ im Kontext der Sprachkontaktforschung*. In: Lipczuk, R./Jackowski, P. (Hg.): *Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft. Bd. 2. Sprachkontakte – Sprachstruktur. Entlehnungen – Phraseologismen*. Hamburg, 71-79.
- Schippan, Thea (1984): *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig.

Oleksandr Oguy

Černivci (Ukraine)

FARBADJEKTIVE IN MITTELHOCHDEUTSCHEN SPRACHDENKMÄLERN: EINE QUANTITATIVE ANALYSE

Da das Licht und die Farbbezeichnungen eine wichtige Rolle spielen, so ist das Ziel der vorliegenden Arbeit eine synthetische mediävistische Untersuchung, wenn möglich, aller wichtigen mittelhochdeutschen Farbadjektive, die in ihrer Gesamtheit die farbige Mentalität des deutschen Mittelalters repräsentieren. Dabei wurde die sprachuniversalistische Theorie von Berlin/Kay (1969) untersucht, die aufgrund von 98 Sprachen aus topologisch verschiedenen (indogermanischen, türkischen, finnougri-schen, malaysischen u.a.) Sprachfamilien entwickelt und geprüft worden ist. Demnach sollen sich die Farbadjektive in solcher Reihenfolge entfalten: *weiß* und *schwarz – rot – grün* oder *gelb – blau – braun – grau* etc. Wie steht es damit in der deutschen Sprachgeschichte?

1.1. Als Material dienen dazu mittelhochdeutsche (mhd.) Sprachdenkmäler. Die farbige Mentalität des Mittelalters, ihre Rekonstruktion wird mit Hilfe von 232 literarischen Sprachdenkmälern untersucht. Die populärsten mittelhochdeutschen Sprachdenkmäler werden nach Erscheinungsjahren und kulturell-historischen Genres, jeweils in Einheiten von drei (bzw. zwei bis vier) Werken gruppiert. Innerhalb der kulturell-historischen Genres werden (nach vorhandenen Klassifikationen von Geerds/Schutz (1971) und Balaschov (*Istorija* 1962)) die Werke nach ihrer historisch-thematischen Ausrichtung und nach den Autoren (Geistliche, Spiel-männer, Ministerialen, Bürger) angeordnet. Das sind:

- (1) *frühe geistliche Werke* (1050-1150): die altdeutsche Genesis (Gen: 6062 Zeilen), Williram's Paraphrase (Wil: 1490 Zeilen), Annelied (An: 49 Zeilen), Ezzolied (Ez: 76 Zeilen);
- (2) *vorhöfische Übersetzungsromane und Chroniken*, von Mönchen und Geistlichen geschrieben (1140-1160): Alexanderlied (AxS: 7302 Verse) vom Pfaffen Lamprecht, „Rolandslied“ (Rol: 90.957 Strophen) vom Pfaffen Kuonrat;
- (3) *höfische Romane* (1183-1220, als Nachahmungen der provenzalischen Werke eines Chretien de Troyes durch Ministerialen): „Erek“ von Hartmann von der Aue (Er: 13.500 Verse), „Eneide“ von Heinrich von Veldeke (Ene: 13.461 Verse), „Tristan“ von Gottfried von Strassburg (S Tr: 19.553 Strophen), „Parzival“ von Wolfram von Eschenbach (25.000 Verse) (E Parz.: insg.: 1.365.000 W.);

- (4) **Heldenepen** (1200-1240): „Nibelungenlied“ (Nlb: 2379 Verse), „Kudrun“ (Ku: 1705 Verse) (insg. 100.000 W.);
- (5) **höfisch-epigonale Dichtung** (1240-1300): der „Jüngere Titurel“ (jTit: 6300 Verse) von Albrecht von Scharfenberg; „Partonopier“ (W Part: 21.784 Strophen) und „Trojanerkrieg“ (W Tro: 40.024 Verse) von Konrad von Würzburg (insgesamt 1.250.000 W.);
- (6) Werke der **Mystik** (1270-1350): 100.000 Wörter bei Eckhart (Eck); Tauler, Seuse;
- (7) Werke der **bürgerlichen Literatur** (1280-1350): „Helmbrecht“ von Wernher dem Gaertener (G Hbr.: 1934 Zeilen) und „Renner“ von Hugo von Trimberg (24.611 Zeilen) (T Ren.: insg. 160.000 W.).

1.2. Kommentar zu den Sprachdenkmälern und zum Gebrauch von Farbadjektiven. Sprachlich stehen diese Sprachdenkmäler unter verschiedenen Einflüssen. So konnte die Hohelied-Paraphrase als Ganzes, trotz ihres deutschsprachigen Anteils, nur vor dem Hintergrund der lateinischen Literatur entstehen; der höfischen Artusdichtung aber liegen die provenzalischen Werke von Chretien de Troyes u.a. zu Grunde.

Die Textlänge dieser kulturell-historischen Genres ist unterschiedlich. Die vorhandenen frühmittelhochdeutschen geistlichen Texte (1050-1100) sind mit ihren insgesamt 7700 Zeilen (mit 31 Anwendungen von zehn Farbadjektiven) so groß wie das „Alexanderlied“ des Pfaffen Lamprecht (7300 Zeilen), in dem 22 Anwendungen von dreizehn (!) Farbadjektiven zu finden sind, und fünfmal kleiner als die Stichprobe aus den gesamten vorhöfischen Werken (1140-1175). Das lässt sich durch die Ungleichheit der überlieferten Texte erklären. Dabei waren die Anzahl der ermittelten Farbadjektive sowie ihre Frequenzen im Text u.E. einerseits durch die Textlänge und die Zugehörigkeit zu einem bestimmten sozial-historischen Genre und andererseits durch den Wahrnehmungstyp des Autors bedingt, der die umgebende Welt visuell (durch Sehkraft), akustisch (durch Gehör) oder kinetisch (durch Bewegungen) einschätzen konnte. Der „visuellste“ Autor des MHD war zweifelsohne Alfred von Scherfenberg, der in 6300 Versen seines „Jüngerer Titurels“ (1260/75) 961 Wortverwendungen (WV) von 17 Farbadjektiven und ihren sechs Zusammensetzungen gebrauchte, d.h. auf je etwa 150 Wörter ein Farbadjektiv (!). Im „Partonopier“ (1277) von Konrad von Würzburg, der fast so umfangreich war, wurden die Farbadjektive nur halb so oft (408 Wortverwendungen von 23 Farbadjektiven) gebraucht. Im späteren „Trojanerkrieg“ (1280/97) desselben Autors (!) erschienen so viele Wortverwendungen (955 WV von 17 Farbadjektiven und ihren sieben Ableitungen) wie im 6,5-mal kleineren Scherfenbergischen Werk. Darüber hinaus hing der Gebrauch der Farbadjektive nicht nur vom Autor und/oder von der Textgröße ab, sondern auch von gesellschaftlichen und zeitlichen Tendenzen: Am Ende des 14. Jh. war die Reduktion im Gebrauch von Tüchtigkeits- bzw. Tugendbezeichnungen, Farbadjektiven und anderen „Fahnenwörtern“ des verwelkenden Rittertums ganz deutlich zu beobachten.

1.3. Untersuchungsmethode. Das sprachliche Weltbild lässt sich sowohl aufgrund der Wörterbücher (für die Gegenwart) als auch der Texte (für die Diachronie) erschließen. Für die Einschätzung des Weltbildes, der sog. farbigen Mentalität, wurden aus den Texten die Farbadjektive und ihre Ableitungen mit allen Wortverwendungen herausgeschrieben (und später mit Hilfe der mhd. Begriffsdatenbank ergänzt)¹ und nach ihrer semantischen Klassifikation in semantische Gruppen aufgeteilt und die erhaltenen Daten (Anzahl der Adjektive bzw. Ableitungen zur Bezeichnung einer bestimmten Farbe sowie die Anzahl ihrer Verwendungen) verglichen.

¹ Vgl. Mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank [<http://www.mhdbdb.sbg.ac.at: 8000/>].

Dabei wurden auch ihre Semantik (als Bedeutungsstrukturen mehrdeutiger Wörter mit einigen Sememe bzw. Semkomplexen und einzelnen Semen) für das AHD und MHD (nach Typen der Kollokanten oder Substantive) und die Syntaktik: Prädikativ (Pd), attributive Voranstellung (Vs) und Nachstellung (Ns) berücksichtigt. Für die Bestimmung der Sememe wurde der Kontext beachtet, in dem Farben verwendet wurden. Kontextrestringierte Ausdrücke (Haut, Haar, Augen), Redewendungen wie „*wiz alsam ein swan*“ oder „*swarz als ein raben*“, die sich auf die Dinglichkeit der Farbbezeichnungen stützen, orientieren sich bei der Zuordnung bestimmter Farben zu bestimmten Tieren oder Phänomenen an ihrer natürlichen Färbung, „sie markieren den Regelfall“ (S. Obermaier in: <http://www.farbigesmittelalter.de>).

2.1. Das Mittelhochdeutsche (MHD): Im frühen MHD wuchs die Anzahl der geistlichen Texte seit Notker an (vgl. „Annolied“, „Genesis“, „Cantica Canticorum“, „Williram“ etc.), da die Anzahl der Klöster sowie deren kulturelle Bedeutung während der Clunenzianischen Reform wesentlich zunahm. Etwas später traten die Werke der bürgerlichen und ritterlichen Schriftsteller und Dichter immer mehr in den Vordergrund, wodurch der Gebrauch der Farbadjektive wesentlich anstieg (von 100 Belegen in AHD bis auf 10.700 vom Autor untersuchte Belege im MHD. Von der Aktualität der Adjektive zeugen auch ihre Anzahl (24) und Ableitungen bzw. Komposita (15). Diese Adjektive gehören nach ihren Frequenzen im MHD, so J. Singer (Singer 2001: 58), zu einer der gebräuchlichsten Adjektivgruppen mit Rang 4 (aus zehn Gruppen, deren Komponentenhäufigkeit von über 500 bis 25 Belege bei 300.000 Anwendungen im Text ausmacht).

Frühe geistliche Dichtung (1050-1100). Nach der literarischen Stagnation im 9.-10. Jh. veränderte sich allmählich die literarische Situation im 11. Jh. – in hohem Maße durch Kirchenreformbewegungen (inkl. Cluniazensischer Reform mit Askese, Weltabgewandtheit bzw. Gegenreformbewegungen der Klöster Gorz und Hirsau) bedingt –, was die Polemik in der volkssprachlichen Literatur hervorgerufen haben soll. Die Ideale der Askese scheinen den Wortbestand der Farbbezeichnungen beeinflusst zu haben; am Anfang des MHD steht das Helle (9 WV von 4 Adjektiven) dem Dunklen (7 WV von 2 A. und einmal *grau*) in frühmittelhochdeutschen geistlichen Werken („Annolied“, „Genesis“, „Williram“ etc.) gegenüber. Chromatische Farben (*rôt*: 12 WV; *grüene*: 2 WV) beschreiben einerseits meistens Passionen Christi, andererseits auch die „blühende“ Natur (Wald, Baum, Apfel). Insgesamt erschienen 10 Adjektive 32 Mal im Text, wobei sie 0,85% des Gesamtumfangs der mhd. Farbbezeichnungen ausmachen, da statt abstrakter adjektivischer Farbbezeichnungen ihre konkreten Verkörperungen wie *lilie*, *gras*, *walt*, etc. vorkommen. Deswegen ist im Text nur ein Farbadjektiv pro 4500 Wörter anzutreffen. In dieser Unterperiode, die durch asketische Werke vertreten ist, ist noch keine Farbenpracht zu sehen und die Farbenhierarchie ist noch nicht stringent ausgebaut.

Vorhöfische weltliche Dichtung: Chroniken und Übersetzungsromane. Das 11. Jh. war ein Wendepunkt in der Geschichte nicht nur Deutschlands, sondern ganz Westeuropas. Der Feudalismus hatte sich herausgebildet, gefestigt und durchgesetzt. Die Kultur des frühen Mittelalters, die ein geistlich-klösterliches Gepräge trug, erhielt im 12. Jh. eine neue, eine weltlich-ritterliche Ausprägung (Schmidt 1970: 89; *Istorija* 1962: 48-49, 54-56, 99-100). Kulturhistorisch verlagerte sich das literarische Leben im Laufe des 12. Jh. vom Kloster weg und zum Adelshof hin (Bein 2005: 48). Dort entstanden noch von Geistlichen geschrieben, als Vorgänger der ritterlichen Kultur, die Chroniken („Kaiserchronik“), vorhöfische Übersetzungsromane („Rolandslied“) und Lamprechts „Alexander“, der staufische Politik bezeugte. Sechs Bezeichnungen mit zwei Ableitungen des Hellen (38 WV) werden drei des Dunklen (19 WV) und zwei des asketischen Grau (6 WV) gegenübergestellt. Die

weitere Hierarchie ist wie folgt: *rôt* (18 WV), *grüene* (13 WV), *grîs* und *grâ* (6 WV) etc. Insgesamt sind 18 Farbadjektive (mit 106 WV in der vorhöfischen Übersetzungsliteratur) im MHD-Gesamttextumfang etwas deutlicher (bis auf 2,81%) vertreten, obwohl nur ein Farbadjektiv wegen der synthetischen Wahrnehmung pro 10.850 Wörter in diesem Gesamttext von 1.150.000 Wörtern erscheint.

Spielmannsepen und Heldenepen. Im Unterschied zur weltlichen Kurzepik des 12. Jh., zu den volkstümlichen Spielmannsepen, die Kreuzzügen, Brautwerbungen und politischen Intrigen gewidmet wurden (wie „König Rother“, „St. Oswald“ etc.), lagen den Heldenepen („Nibelungenlied und Not“, „Kudrun“) alte germanische Themen zu Grunde, die um und nach 1200 trotz einer ‚Höfisierung‘ (ebd.: 141) die alten Zeiten wiederbeleben konnten und dazu ‚alte fränkische‘ Wörter wie *wîz*, *blanc* und *grâ* erneut aufgriffen (Schirmer/Mitzka 1929: 63). Im Vergleich zur vorhöfischen weltlichen Dichtung ist hier die 20-fache Dominanz des Hellen (141 WV von 6 Helladjektiven und ihren Ableitungen) über das Dunkle (7 WV von 3 Adjektiven) zu beobachten. Unter den chromatischen Farben dominiert ohne Zweifel das Rot des Blutes und Goldes (75 WV von *rôt* und seinen 4 Ableitungen), dem Grau (2 WV von *grâ* und 8 WV von *grîs*), Ableitungen von *var* (7 WV) und *grüene* (6 WV) weit unterlegen sind. Die Frequenzen der Farbadjektive in Heldenepen machen 6,65% des gesamten mhd. Gebrauchs aus. Da der Gesamtumfang des Textes nicht besonders groß ist (100.000 Wörter), so erscheint ein Farbadjektiv pro 400 Wörter, was den höchsten Rang innerhalb des MHD ausmacht. Dabei sind auch einzelne Verwendungen anderer Farben (*blâ*, *brûn*, *gel*) zu beobachten, die keine besondere Rolle in dieser leuchtenden Welt der ‚biderben‘, ‚liechten‘ Helden spielen.

Höfische Literatur. Diese Literatur war am Hof beheimatet und handelte im Sinne der „*mâze*“ von „höfischen Dingen“, d.h. sie zeigte, wie sich die literarischen Figuren (Ritter, Fürsten, Könige und Kaiser) höfisch benehmen, vornehme Kleidung tragen, mit Falken jagen, kämpfen (Bein 2005: 140-141), mit anderen Worten, wie sie den sozialen und ideellen Werten des Hofes als der sozial führenden Gruppe entsprechen. Das staufische Rittertum machte sich dabei die Werke und die Formen des provenzalisch-französischen Rittertums und ihre literarischen Ausformungen zu eigen, was zu seiner rigorosen Ablehnung der vorher gültigen Leitbilder in Leben und Dichtung führte. Da die vorangehende Spielmanns- und Heldenepik der höfisch-ritterlichen Kultur als roh erschien, wurden mit den Formen auch ihre Fahnen- bzw. Leitwörter als rückständig abgelehnt (Tschirch 1989: 67; siehe Schildt 1976: 90). Deswegen konnten die verfeinerten *lieht*, *lûter*, *klar* im höfischen Roman, wo die neuen höfischen Werte der Zurückhaltung und Ausgewogenheit ‚*mâze*‘ (*Istorija* 1962: 61) an Geltung gewannen, die ‚übermäßigen‘ archaischen Farbwörter *wîz*, *blanc* etwas in Abseits drängen (Wolfram von Eschenbach war mit seinem Gebrauch dieser Wörter schon eine Ausnahme), wodurch die Häufigkeit ihres Gebrauchs zurückging. Diese Erbwörter ließen sich trotzdem in jener „Stoßzeit sprachlichen Werdens“ (Jost Trier) nicht ganz ausrotten, sondern wussten sich den Wandlungen, die ihr Inhalt durch den gesellschaftlichen Umbruch erfuhr, geschmeidig anzupassen (Tschirch 1989: 70).

Die höfische Literatur (von Erec bis Tristan) wird dadurch viel farbenprächtiger (745 WV von 18 Farbwörtern und 5 Ableitungen, was 19,86% des Gebrauchs in der gesamten mhd. Stichprobe ausmacht). Das Helle (428 WV von 8 Helladjektiven und ihren 2 zusammengesetzten Formen) dominiert (etwas weniger als in den Heldenepen) gegenüber dem Dunklen (71 WV von 2 Adjektiven), das Rote (127 WV) überwiegt alle anderen Farben, die eine bestimmte Hierarchie haben: *grüene* (45 WV), dann *grau* (35 WV *grâ* und 3 WV *gros*) und zum ersten Mal das polyseme *brûn* ‚braun‘ und ‚violett‘ (21 WV). Dabei erscheint ein Farbadjektiv in diesem langen Text (1.340.000 Wörter) nur einmal pro 1820

Wörter, was durch die Auswirkungen von 'mâze' als neuem höfischem Ideal der Zurückhaltung und Mäßigkeit verursacht worden sein könnte.

Höfisch-epigonale Werke (1220-1280). Seit der tiefen politischen Krise, für die das Doppelkönigtum (1198-1212), sinkende Macht und Kraft des Rittertums, ständische „*unstaete*“ (Unruhe) etc. charakteristisch sind, war der in der klassischen Literatur propagierte Idealtyp des Ritters nicht mehr aktuell. Wichtige Bestandteile der feudalen Ideologie, wie die Tugendideale (*mâze*, *triuwe*, *zucht*, *êre*, *aventure*, Ritterlichkeit), wurden von Autoren zumeist nicht adeliger Abstammung oder von Niederadel (Konrad Fleck, Stricker, Ulrich von Türheim, Albrecht, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg u.a.) „zunächst inhaltlich neutralisiert und dann immer bürgerlich ausgedeutet“, wodurch neuzeitliches rationales Denken, Sinn für Realität und List als typische bürgerliche intellektuelle Leistung in der Dichtung zum Ausdruck kam (Geerds/Schütz 1971: 63-67). Für diese Dichtung, die bestrebt war, ritterlichen Stoff und höfische Formkunst nachzuahmen, war die Rückkehr sowohl zum alten „fränkischen“ Wortschatz (Schirmer/Mitzka 1929; Kunisch 1974) als auch zu alten vorhöfischen Schmuckformeln kennzeichnend (Berezynska 1980).

Die von uns analysierten höfisch-epigonalen Werke (Gesamtumfang etwa 1.250.000 Wörter) haben das Ideal der 'mâze' weniger geschätzt und die alten germanischen Motive mit ihrem Übermaß und ihren Schmuckformeln neu belebt, was zum enormen Wuchern von Farbadjektiven (ein Farbadjektiv pro 540 andere Wörter!) und einer richtigen Farbenpracht (auch in ihrem alten nachgestellten Gebrauch) führte: insgesamt 64,5% oder 2326 Anwendungen von 19 Farbwörtern und ihren 7 Ableitungen, wobei der Glanz und entsprechende glänzende Farben die Hälfte (1531 WV von 8 Helladjektiven und ihren Zusammensetzungen) ausmachen und das Dunkle (86 WV von 3 Adjektiven) um das Zwanzigfache überwiegen. Die Hierarchie wird in der mehrfarbigen Skala etwas verändert: Statt *rôt* (145 WV) dominiert unter den chromatischen Farben *grüene* (220 WV), das in seinem Gebrauch (im Vergleich zur höfischen Literatur) viermal gebräuchlicher wird; dann folgen das polyseme *brûn* (75 WV, d.h. um das Dreifache gestiegen), *gel* (67 WV, um das 15-fache gestiegen), *grau* (61 WV von *grâ* und *grîs*), *bla* (58 WV, um das 15-fache gestiegen) und zahlreiche Ableitungen mit *var* (47 WV, d.h. um das 10-fache gestiegen). Sie bezeugen noch die alte Notkersche Tradition, die der Volkssprache erhalten worden ist.

Bürgerliche Literatur (1250-1350). Im Laufe des 13. Jhs. kommt die literarische Kultur in die Städte als bürgerliche Literatur, in der sich neben indirekter Kritik an der hohen Minne, an ritterlichen Helden (s. „Pfaffe Amos“ von Stricker), auch eine didaktisch-kritische Bewertung aller Gebiete des gesellschaftlichen Lebens (wie z.B. vom Bamberger Schulmeister Hugo von Trimmburg) und die Propagierung neuzeitlich bürgerlicher Ideologie entfaltet (Geerds/Schütz 1971: 79). In der bürgerlichen Literatur wird der adjektivische Farbengebrauch (im Vergleich zum substantivischen) viel geringer (5,1%). In der Bürgerliteratur zwischen 1250 und 1300 (Gesamtumfang der Stichprobe: 170.000 Wörter, d.h. 1 Farbadjektiv pro 885 andere Wörter) wurden die Fahnen- bzw. Leitwörter der ritterlichen Wertewelt immer stärker „mit dem niederziehenden Bleigewichte der Skepsis, ja der Verächtlichkeit verdrängt“ (Tschirch 1989: 71; *Istorija* 1965: 126, 130-131), was in der ironischen attributiv-prädikativen Verwendung von Farbbezeichnungen und auch in der Verringerung ihrer Anzahl zum Ausdruck kommt. Das Helle (86 WV von 7 Adjektiven) erhebt sich über das Dunkle (18 WV von 3 Adjektiven). Die Hierarchie der Farbbezeichnungen entspricht nicht ganz Berlin/Kay (1969): *rôt* (32 WV), *grau* (*grâ*: 8; *grôs*: 12 WV), *brûn* (12 WV), *grüene* (11 WV), etc.

Spätere Mystik (1270-1350). Die Mystiker (Meister Eckhart, Tauler, Seuse), die in ihrem Streben nach der *unio mystica* mit Gott all das Unsagbare mit sprachlichen Mitteln in ihren spätklerikalen Werken (1300-1350) sagbar machen wollten, haben sich in ihrer tiefen

Versunkenheit für das „verwelkende“ Rittertum nicht interessiert. Dadurch wurde sowohl die Anzahl der „ritterlichen“ Adjektive, als auch ihre Frequenzen in der Stichprobe (100.000 Wörter) wesentlich reduziert: ein Farbadjektiv erscheint nur pro 8300 Wörter. Das Helle befand sich nach Predigten Eckharts im Gleichgewicht mit dem Dunklen (5 zu 4 WV); andere Farben erschienen ganz vereinzelt – nur je eine Wortverwendung von *rôt*, *grâ* und *blâ*. Viele ritterliche Adjektive *liecht*, *lûter*, *glanz* wurden durch ihre Homonyme verdrängt, was ihre vormaligen Bedeutungen schwinden ließ.

Das Frühneuhochdeutsche (FNHD). In den frühneuhochdeutschen (fnhd.) Werken (d.h. im 14.-17. Jh.), in denen die schwäbischen Züge der höfisch staufischen „Super-Mundart“, die in die böhmische Kanzlei der Luxemburger und die Kaiserkanzlei der Habsburger (Bach 1956: 102) eingedrungen war, zu beobachten sind, wurde der Bestand der Farbadjektive wesentlich geschmälert. Aber sie blieben erhalten, obwohl sie an Häufigkeit verloren, ihre Bedeutungssysteme veränderten oder infolge des Homonymenschubs ebenso wie *lûter*, *liecht*, *glanz* verschwanden. Daraus lässt sich ersehen, wie die „farbige Mentalität“ des Mittelalters abnahm, um später in den fnhd. Sprachdenkmälern zu neuer Blüte in der Bibelübersetzung von Martin Luther zu gelangen.

3.1. Wenn man die Anzahl der Farbbezeichnungen (zu einer bestimmten Farbe) und ihre Frequenzen im MHD berücksichtigt, so kommt ihr Gebrauch der Hypothese von Berlin/Kay (1969) sehr nah, aber nicht gleich. Nach dem absoluten Gebrauch dominiert die achromatische weiße oder helle Farbe (33 Vokabeln mit 50,36% des Gesamtgebrauchs), der das Dunkle mit elf Vokabeln und ihren Ableitungen (9,87%) gegenübersteht. Die chromatische rote Farbe mit 19 Ableitungen und einer hohen Gebrauchsfrequenz (1130 WV) nimmt ganz sicher den nächsten Platz ein; den vierten, wie nach dieser Hypothese zu erwarten, die Bezeichnung des Grünen (5 Vokabeln mit Frequenz 1088), was ganz typisch für ein bewaldetes Europa ist. Dann folgen ganz unerwartet die Bezeichnungen des Grauen (*gris* und *grâ* mit zwei Ableitungen: absolute Frequenz 573) und des Braunen (*brûn* mit vier Ableitungen: Frequenz 308). Ihnen werden *gel* und *blâ* (mit fünf Ableitungen) unterstellt (absolute Frequenzen 224 und 214 Anwendungen in 130 Texten). Diese Reihenfolge lässt sich auch auf Grund der Stichprobe aus 18 Sprachdenkmälern beobachten: *weiß*, *hell* (2234 WV), *schwarz*, *dunkel* (226 WV); *rôt* (383) – *grüene* (296) – *grau* (142) – *brûn* (111) – *gel* (81) – *bunt* (72) – *blâ* (68) (2). Das bedeutet, dass das „Gesetz“ von Berlin – Kay (1) auf die mhd. Sprache nicht vollkommen zutrifft und eine signifikante Abweichung mit **grau** hat. Daraus ergibt sich die Frage: Hat der mittelalterliche Deutsche also die Welt etwas grauer gesehen? Aber warum?

Achromatisches **Grau**, das eine Mischung der gebräuchlichen weißen und schwarzen Farben ist, war im Mittelhochdeutschen gut ausgeprägt. Nach der Analyse von typischen mhd. Kollokationen bezog sich diese Bezeichnung im MHD auf (a) die Mischfarbe von Tieren und Vögeln (*tûba*, *hund*, *wolf*): *den grâwin walthundin* (An 40, 20) und durch verschiedene Stufen der vergrauten Haare auf (b) die Menschen: *ein grâ wise man* (E Parz 127, 21). Sein vorwiegend ritterliches Synonym *gris* wurde als Attribut für *hâr*, *bart* in der Bedeutung (a) ‘grauhaarig’ *gemischet was sîn hâr mit einer grîsen varwe* (Nlb 1734, 2), dann als Attribut für den Menschen in der Bedeutung (b) ‘alt’ (*Dô vienc er bî dem barte den altgrîsen man* (Nlb 497, 2), dann umgedeutet als (c) ‘gut erfahren’ und dadurch als Attribut für den Menschen in der Bedeutung (d) ‘klug’ gebraucht: *Dannoch was der recke sîner jâr ein kint, daz dô die tumben wâren, wie grîs die nu sint* (Nlb 1798, 2). So wiesen zwei Drittel der Grau-Bezeichnungen umgedeutet entweder auf Alter (*frouwa*, *munich*) oder auf den hohen sozialen Status des Attributträgers hin: *dem grâwen ritter* (Parz 514, 1), was den Gebrauch dieser Bezeichnung höher machte und dadurch seine Positionen ungeachtet des

Gesetzes von Berlin/Kay 1969 verändert hat (Oguy 2009). Wie ist es aber in anderen alten germanischen Sprachen: angelsächsisch (*grau* war in „Beowulf“ ziemlich oft gebraucht!), altnordisch, gotisch vorgegangen ist – darin bleibt die Frage noch offen.

In der Perspektive ist der ganze Bestand der mhd. Begriffsdatenbank und des Bochumer Handschriftenkorpus statistisch zu vergleichen, wobei zu berücksichtigen wären:

- (a) dialektale Unterschiede im Gebrauch von Farbbezeichnungen;
- (b) der Einfluss des Mittellateinischen und des Provenzalischen (insbesondere auf den höfischen Roman);
- (c) die Einbeziehung der angelsächsischen bzw. mittelenglischen, altnordischen u.a. altgermanischen Sprachdenkmäler mit kontrastierender Zielsetzung.

Literatur

- Bach, Adolf (1956): *Istorija nemetskogo jazyka (Deutsche Sprachgeschichte)* /Übs. von N.N. Semenjuk. Moskau.
- Bein, Thomas (2005): *Germanistische Mediävistik*. 2., übergearb. u. erw. Aufl. Berlin.
- Berezynska, Zofia (1980): *Mowna struktura...* (*Sprachstruktur der Schmuckformeln im „Nibelungenlied“*). In: *Inozemna filolohija* 59. Lwiw, 40-42.
- Berlin, Brent/Kay, Paul (1969): *Basic color terms. Their universality and evolution*. Berkeley/Los Angeles.
- Geerdts Hans-Jürgen/Schütz Wolfgang (1971): *Die deutsche Literatur von ihren Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters (750-1450)*. In: Geerdts H.J. (Hg.): *Deutsche Literaturgeschichte in einem Band*. Berlin, 15-86.
- Istorija (Geschichte der deutschen Literatur)* (1962) in 5 Bänden. Bd. 1: IX-XVII /Hrsg. von N.I. Balaschow. Moskau.
- Kunisch, Hermann (1974): *Spätes Mittelalter (1250-1500)*. In: F. Maurer/H. Rupp (Hg.): *Deutsche Wortgeschichte*. Bd. 1. Berlin/New York, 255-322.
- Oguy, Olexandr D. (2009): *Vidchylennja*. In: *Perspektyvy nimeckoji movy ta hermanistyky v Ukrajin: Materialien der 16. Internationalen Tagung: Thesenband der XVI. UGDV-Tagung. 18. Oktober 2009. Czerniwzi*, 79-81 (ukrain.).
- Schildt, Jochen (1976): *Abriß der Geschichte der deutschen Sprache: Zum Verhältnis von Gesellschaft und Sprachgeschichte*. Berlin.
- Schirmer, Wolfgang/Mitzka, Walter (1929): *Deutsche Wortkunde: Kulturgeschichte des deutschen Wortschatzes*. Berlin.
- Schmidt, Wilhelm (1970): *Vorgeschichte und Geschichte der deutschen Sprache. Althochdeutsch*. In: Schmidt, W. (Hg.): *Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium*, 7. Aufl. Stuttgart/Leipzig.
- Singer, Johannes (2001): *Mittelhochdeutscher Sprachwortschatz*. Paderborn et al.
- Tschirch, Fritz (1989): *Geschichte der deutschen Sprache. T. 2: Vom Hochmittelalter bis zur Gegenwart*. 3. erg. Aufl., bearb. v. W. Besch. Berlin.

Internetquellen

<http://farbigesmittelalter.de>

Mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank. In: <http://www.mhdbdb.sbg.ac.at:8000/>

Liste der Abkürzungen zu den analysierten Sprachdenkmälern

- (AxS) Lamprechts Alexander; nach den drei Texten, mit dem Fragment des Alberic von Besanzon und den lateinischen Quellen hrsg. und erklärt von Karl Kinzel. Halle a.S.: Buchhandlung des Waisenhauses, 1884. (= Germanistische Handbibliothek; Bd. 6: Strassburger Fassung).

- (An) Das Annolied /Hg. von M. Roediger. Hannover: Hansch, 1895. S. 115-132. DAS ANNO-LIED. Hrsg. v. Eberhard Nellmann. 3. Aufl. Stuttgart 1986.
- (Er) Hartmann von Aue. Erec. Hrsg. nach Albert Leitzmann, 3. Aufl. v. Ludwig Wolff, Tübingen 1963.
- (Ene) Heinrich von Veldeke: Eneasroman, nach dem Text von Ludwig Ettmüller, ins Nhd. Übersetzt, mit einem Stellenkommentar und einem Nachw. v. Dieter Kartschoke. (= Reclams UB 8303) Stuttgart 1986.
- (Eck) Deutsche Predigten Meister Eckharts: eine Auswahl. Auf der Grundlage der kritischen Werkausgabe und der Reihe „Lectura Eckhardi“ hg., übersetzt und kommentiert von Uta Störmer-Caysa. Stuttgart 2001.
- (Ez) Ezzo: „CANTILENA DE MIRACULIS CHRISTI“ (Handschrift V). In: Althochdeutsches Lesebuch, 16. Aufl., hrsg. v. W. Braune/A. Ebbinghaus. Tübingen 1979.
- (E Parz) Eschenbach Wolfram von. Parzival. In: Eschenbach W. v. Werke /Hrsg. von K. Lachmann. 6. Ausg. Berlin/Leipzig 1926.
- (Gen) Die altdeutsche Genesis nach der Wiener Handschrift /Hrsg. v. Viktor Dollmayr. Halle a.d. Saale 1932.
- (G Hbr) Gartenaere Wernher. Meier Helmbrecht: Mittelhochdeutscher Textdruck mit einer mittelhochdeutschen Übertragung von J. Pilz. Berlin 1957.
- (jTit) Albrechts von Scharfenberg Jüngerer Tituel. Nach den ältesten und besten Handschriften kritisch herausgegeben von Werner Wolf (Band I und II/1, II/2); nach den Grundsätzen von Werner Wolf hrsg. v. Kurt Nyholm (Band III/1, III/2). (=Deutsche Texte des Mittelalters, Bände XLV, LV, LXI, LXXIII, LXXVII; Berlin 1955-1992).
- (Ku) Kudrun /hrsg. von B. Symons. 2. verb. Aufl. Halle (Saale), /1914/. Sieh Kudrun / hrsg. v. Karl Bartsch. 5. Aufl. u. bearb. und neu eingel. v. Karl Stackmann. Wiesbaden 1965.
- (NIb) Der Nibelunge Noth und die Klage. Nach der ältesten Übersetzung/Hrsg. von K. Lachmann. 2. Abdr., Berlin 1901; cf. Das Nibelungenlied / Hrsg. von H. de Boor nach K. Bartsch. 22. rev. Aufl. Mannheim 1988.
- (S Tr) Gottfried von Strassburg. Tristan und Isold. Hrsg. von Friedrich Ranke, Berlin 1958.
- (TRen) Hugo von Trimberg: „Der Renner“, hrsg. v. Gustav Ehrismann, Tübingen 1908-1912, Band I-IV.
- (Rol) Das Rolandslied, hrsg. von K. Bartsch. Leipzig 1874.
- (Wil) Expositio Willeramii eberspergensis abbatis in Canticis canticorum. Die Leidener HS. / Hrsg. von W. Sanders. München 1971; vgl. Williram's deutsche Paraphrase des Hohen Liedes mit Einleitung und Glossar /Hrsg. V.J. Seemüller. Straßburg: Trübner 1878.
- (W Part) Würzburg Konrad von. Partonopier und Meliur; Turnei von Nanthez; Sant Nicolaus; Lieder und Sprüche /Aus dem Nachlasse von F. Pfeffer und F. Roth Hg. von K. Bartsch. Wien 1871.
- (W Tro) Konrad von Würzburg: Der Trojanische Krieg. Hrsg. von Adelbert von Keller. Stuttgart 1858.

Danuta Olszewska

Gdańsk

ÜBER DIE MAXIME DER EXPLIZITHEIT IN WISSENSCHAFTLICHEN TEXTEN

Einleitende Bemerkungen

Das Verfassen wissenschaftlicher Texte ist ein bewusster und kreativer Prozess, der die Darstellung und Weitergabe wissenschaftlicher Erkenntnisse zum Ziel hat. Diese repräsentieren das Objektwissen, d.h. Wissen über einen Gegenstand, der als eine symbolische Konstruktion erscheint und die Grundlage für die inhaltliche Struktur eines Textes bildet (Rothkegel 1993: 13). Nicht ohne Belang sind aber auch die Präsentationsformen des Objektwissens. Eine besondere Rolle spielt dieser Aspekt bei der schriftlichen Textproduktion, die unter anderen kommunikativen Bedingungen zustande kommt und verläuft als die mündliche, was Konsequenzen für die Texterstellung haben kann. Eine schriftliche Textproduktion fordert neben dem primären Objektwissen auch ein spezielles Textwissen darüber, wie die Vermittlung wissenschaftlicher Propositionen erarbeitet und organisiert werden kann. Unter den Präsentationsformen sind einerseits funktionale Textschemata zur Themenentwicklung, wie Deskription und Argumentation, andererseits aber auch formale Organisationsmöglichkeiten eines wissenschaftlichen Textes zu verstehen. Sowohl bei funktionalen als auch bei formalen Textstrukturen steht das Sprachliche, genauer gesagt: das Stilistische, im Vordergrund. Von den wissenschaftsstilistischen Qualitäten, die für die Fachtextkommunikation besonders charakteristisch sind, werden von den Linguisten hauptsächlich Objektivität, Sachlichkeit und Klarheit hervorgehoben (vgl. Jakobs 1997: 3). Sie sind in drei fundamentalen, historisch gewachsenen Maximen enthalten, die Weinrich als „Verbote“ formuliert hat, und zwar als: *Ich-Verbot*, *Erzählverbot* und *Metaphern-Verbot* (Weinrich 1989: 130ff.).

Außer den drei grundlegenden Postulaten wird auch die Explizitheit als eine wichtige Tugend wissenschaftlicher Texte betrachtet. Explizitheit kann nicht als eine isolierte Forderung an Fachkommunikation, sondern als ein kontextuell gebundenes Postulat angesehen werden, das besonders im schriftlichen Bereich eine Rolle spielt, d.h. in allen Situationen, in welchen Textproduktion und Textrezeption getrennt sind. Explizite Texte projizieren alle Kontextbindungen, die einen Einfluss auf den möglichen Sinn der Äuße-

rungen haben können. Der Effekt expliziter Texte ist ihre Klarheit und Verständlichkeit. Nebeneffekte der Explizitheit als einer graduellen Eigenschaft können – müssen aber nicht – Länge, Umständlichkeit und Redundanz sein.

Die Maxime der Explizitheit kann sich auf verschiedenen sprachlichen Ebenen manifestieren. Auf der Wortebene geht es um den Gebrauch der korrekten Terminologie, d.h. entweder um den Gebrauch eindeutiger Termini oder um die Präzisierung der Fachwörter, die verschiedenartig verstanden werden können. Auf der Satzebene, auf der komplexe Sachverhalte vermittelt werden, besteht die Explizitheit in der Verwendung klarer Satzstrukturen, adäquater Konnektoren sowie in der Vermeidung allzu langer, mehrfach verschachtelter Satzkonstruktionen. Am stärksten jedoch kommen die Explizitheitsmerkmale auf der Textebene zum Vorschein. Es geht dabei um eine formale, d.h. äußere Darstellung eines Textes entsprechend der inhaltlichen und logischen Gliederung. Die formale Segmentierung des Textes in hierarchisch geordnete Teiltexthe unterschiedlichen Grades (Hauptkapitel, Teilkapitel, Abschnitt, Absatz) wird häufig durch explizite Sprachmittel unterstützt. Gemeint sind metatextuelle Formulierungen, die für wissenschaftliche, darunter insbesondere geisteswissenschaftliche, Texte typische Explizierungsmittel bilden. Sie werden im Folgenden unter dem Begriff *Metatexteme* näher vorgestellt (vgl. Gajewska 2004).¹

1. Zur allgemeinen Leistung der Metatexteme

Metatexteme sind sprachliche Repräsentationen textorganisierender Handlungen, die die Autoren im Textraum vollziehen, um ihre mit dem aktuellen Textaufbau verbundenen Aktivitäten zu verdeutlichen. Sie befinden sich auf der Meta-Ebene eines Textes, die eine zusätzliche, sekundäre und fakultative Subebene darstellt. Besonders stark spiegeln sich in den textorganisierenden Handlungen Planungsprozesse wider, die eine erste Phase jedes Schreibprozesses bilden. In Texten mit einer regulären Verwendung von Metatextemen lässt sich beobachten, wie die Autoren ihre Texte vor den Augen des Lesers entstehen lassen, wie sie den Werdegang des Textes verdeutlichen, wie sie „laut denken“ und damit dem Leser eine Orientierung sowohl in der Inhalts- als auch in der Handlungsstruktur des Textes gewährleisten. Durch diese Explizierungen erarbeitet der Autor das vermittelte Wissen nicht nur, um eine Wissensstruktur aufzubauen, sondern gleichzeitig verschiedene Bedingungen, Zwänge der Forschungssituation, strategische Erwägungen und die damit verbundenen speziellen Intentionen zu markieren, damit die aufgebaute Wissensstruktur vom Leser adäquat verstanden wird. Die Textproduktion kann also als Antizipation des Verstehens aufgefasst werden, womit der interaktive Aspekt ins Spiel kommt. Zwar ist ein Text im Gegensatz zu einem Gespräch eine – formal, d.h. im Hinblick auf das Medium gesehen – monologische, noninteraktive Form der Kommunikation, in der der Sprachfluss nicht durch das unmittelbare Feedback eines Kommunikationspartners beeinflusst wird, jedoch ist die Interaktivität auch in eine Textproduktion involviert. Wissenschaftliche Texte sind stets adressatenorientiert und damit in eine Sender-Empfänger-Beziehung eingebettet. Gerade die Metatexteme sind diejenigen Mittel, die den dialogischen Charakter dieser Texte hervorheben. Sie lassen sich als Teile eines Dialogs rekonstruieren, genauer gesagt als Antworthandlungen auf implizite Meta-

¹ Dieser Einwortterminus ist eine Übersetzung der polnischen Bezeichnung *metatekstemy*, die Gajewska (2004) in der polnischen Linguistik verwendet.

-Text-Fragen beschreiben, welche die Textautoren selbst (quasi im Namen der Textleser) stellen und die in wissenschaftlichen Texten relativ häufig zu finden sind (vgl. Hellwig 1984: 19). Als Beispiele können folgende explizite, problematisierende Fragen genannt werden: *Wie ist das Phänomen zu erklären? Wie kann das gedeutet werden?* Statt dieser Art Fragen werden auch Metatexteme in Form von Assertionen verwendet: *Das Phänomen kann folgendermaßen erklärt werden. Dies lässt sich folgendermaßen deuten.* Die oben genannten Fragen gelten dann als implizite Meta-Fragen und „Auslöser“ für die assertiv formulierten Metatexteme.

Insgesamt kann festgehalten werden, dass die Metatexteme zwei grundlegende Funktionen haben: Einerseits sind sie Träger der organisierenden Texthandlungen und verdeutlichen als solche alle Planungsprozesse und Entscheidungen des Autors bei der Erarbeitung und Vermittlung des Wissens. Sie verleihen damit den Texten eine Eigendynamik und lassen sie als Produktionsprozesse erscheinen. Auf der anderen Seite sind sie Interaktionsmittel und Beweise für die Bemühungen des Autors, mit dem Leser einen Kontakt herzustellen und wissenschaftliche Texte trotz fehlender Ko-Präsenz als Bestandteile einer Interaktion zu betrachten. Weitere speziellere Funktionen der Metatexteme werden in den nachfolgenden Abschnitten besprochen und an Beispielen demonstriert.²

2. Metatexteme als Explizierungsmittel

Als Träger der organisierenden Texthandlungen sind Metatexteme explizite Mittel der Textorganisation, die aus der Perspektive der Meta-Ebene zwei Dimensionen hat: eine textstrukturelle und eine illokutive (Olszewska 2007: 24f.). Mit anderen Worten: Die in den Text eingesetzten Metatexteme explizieren einerseits die Textstrukturen, andererseits die Absichten des Autors, die er im Text realisieren will.

2.1. Explizierung der Textstrukturen

In diesem Bereich erfüllen Metatexteme textstrukturelle, anders: textkompositorische Funktionen. Sie werden in den Text eingesetzt, um die Textkomposition zu verdeutlichen. Die Explizierung der Textkomposition besteht im Vollzug von zwei organisatorischen Handlungsmustern: einerseits in der Gliederung des Gesamttextes in kleinere Textteile, andererseits in der Verknüpfung der Textteile miteinander. Diese zwei Handlungsmuster: das DELIMITIEREN und das KONNEX-MACHEN zeichnen sich durch eine hohe Frequenz in wissenschaftlichen Texten aus. Sie repräsentieren zwei grundlegende Textherstellungsstrategien. Ihre Resultate sind demnach delimitative und konnektive Metatexteme, die unten näher charakterisiert werden.

2.1.1. Explizierung der Gliederung

Metatexteme, die die Gliederung des Textes explizieren, gelten als delimitative Metatexteme. Bei der Gliederung des Textes werden folgende organisierende Teilhandlungen ausgeführt, die gegenüber dem DELIMITIEREN einen subsidiären Charakter haben:

- a) INITIIEREN – Diese Teilhandlung repräsentieren Ziel- und Themaangaben. Zielangaben sind gesamttextbezogen und dienen dazu, das Gesamtziel der Untersuchung explizit zu nennen. Unabhängig davon, ob es sich um eine Monographie

² Der Artikel basiert auf einer ausführlichen Monographie, die im Verlag Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego erschienen ist: Olszewska Danuta: *Metatexteme in den Geisteswissenschaften. Typologie – Funktionalität – Stilistik*. Gdańsk 2007.

oder einen Fachartikel handelt, formuliert der Autor sein Ziel und kündigt gleichzeitig das Forschungsthema an, bevor er das eigentliche Wissen zu vermitteln beginnt. Die Explizierung des Globalziels bzw. des Gesamthemas bildet eine wissenschaftliche textsortenübergreifende Konvention. Zielangaben eröffnen relativ oft den Gesamttext und sind in solchen Fällen Initialsignale. Als *opening sequence* haben sie einen allgemeinen Charakter und sollen eine erste Orientierung über das Anliegen des Autors und seines Textes geben. Folgende Prädikatselemente sind in solchen absoluten Initialen typisch:

Die folgende Arbeit setzt sich zum Ziel/stellt sich das Ziel; Das Ziel/Das Anliegen der folgenden Arbeit ist es; In der folgenden Arbeit wird/werden... untersucht; Der folgende Beitrag widmet sich/ist...gewidmet; Die folgende Arbeit befasst/beschäftigt sich mit...; Gegenstand der folgenden Untersuchung ist/sind...; Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht/stehen... u.ä.

Dieser Art Ziel- und Themaangaben werden oft – im Falle größerer Texte (Monographien) – kumulativ eingebunden. Sie befinden sich in Einleitungen und dienen dazu, einen inhaltlichen Überblick über den Gesamttext zu geben.

Explizite Themaangaben beobachtet man auch oft am Anfang der Kapitel, die Teiltex-te sind und die in sich geschlossene funktional sowie thematisch kohärente textkonstituierende Einheiten bilden. Das betrifft insbesondere Hauptkapitel, die in der Hierarchie der Teiltex-te den höchsten Rang haben. Obwohl sie durch eine neue Nummer sowie durch einen Titel als gesonderte Teiltex-te ausgewiesen sind, werden sie oft durch explizite Thematisierungen anvisiert, z.B. mit Hilfe folgender Ausdrücke:

Gegenstand dieses Kapitels ist/sind/ bildet/bilden; Im Vordergrund/Im Fokus dieses Kapitels steht/ stehen; Im Folgenden soll/en/ wird/werden...; Das folgende Kapitel befasst/ beschäftigt sich mit; Im Folgenden sollen uns... beschäftigen; Dieses Kapitel enthält...; Dieses Kapitel bietet...; In diesem Kapitel erfolgt...; Im Folgenden gehen wir auf... ein/ möchte ich auf... eingehen; u.ä.

Eine initiiierende Funktion erfüllen auch delimitative Metatexteme, die ein erstes Teilthema ankündigen. Die Komplexität wissenschaftlicher Sachverhalte hat zur Folge, dass der Autor während des gesamten Textherstellungsprozesses mit mehreren Teilthemen, Teilproblemen und Aspekten eines Problems zu tun hat und es ist selbstverständlich, dass diese in entsprechender Reihenfolge präsentiert werden müssen. Die Konsequenz der inhaltlichen Komplexität sind also zahlreiche Metatexteme mit ablaufkonstituierenden Ausdrücken. Hier geht es um Ausdrücke, die ein erstes Teilthema kennzeichnen: *zuerst, zunächst, erste/s/r, beginnen* u.ä. Die Metatexteme mit ihnen gelten als relative Initiale. Sie setzen das angekündigte Teilthema zu einem späteren Teilthema in Beziehung und sind auch von einem Vortext, in dem der Autor ein Oberthema bzw. mehrere Teilthemen signalisiert hat, abhängig. Diese Metatexteme lassen sich also in Sequenzen beobachten, wie z.B. in den folgenden:

*Da diese Frage unterschiedlich beantwortet wird, sollen hier einige Überlegungen zum... angestellt werden. (Oberthema) Zuerst bespreche ich die Ursachen der... (erstes Teilthema)
Zum Schluss bleiben zwei Fragen: Warum die... und wie... (zwei Teilthemen) Zur ersten Frage: ... (erstes Teilthema)*

Die Gliederung des Textes und ihre Explizierung erfolgt auch auf der Ebene der Einzelpropositionen. Eine initiierende Funktion erfüllen in diesem Bereich assertorische Metatexte, d.h. explizite sagende Handlungen, die eine erste Proposition (p) in einen Argumentationsstrang einführen. Besonders gut ist das in Sequenzen sichtbar, die aus einer Themaangabe und einer ersten Assertion zu dem angekündigten Teilthema bestehen, wie in den folgenden Beispielen:

*Betrachten wir nun... etwas näher. Zunächst ist festzuhalten, dass p
In diesem Kapitel wollen wir... Wir gehen zunächst davon aus, dass p
Ich möchte dies begründen. Zum einen ist festzuhalten, dass p*

- b) WECHSELN – Mit Hilfe spezieller Metatexte informieren die Autoren explizit über den Wechsel des Themas. Gemeint sind Teilthemen, die im Rahmen des Oberthemas in Teiltextrn behandelt werden. Delimitative Metatexte zeichnen sich als Wechselsignale durch eine relativ hohe Frequenz aus, besonders auf der Ebene kleinerer thematischer Linien, die im Rahmen der Absätze entwickelt werden. Ihre häufigste Position ist eine absatzinitiale Position, die auch als Indikator für die Eröffnung eines neuen Teilthemas gelten kann. In ihrer propositionalen Struktur enthalten diese Metatexte temporale Adverbien, wie *nun* bzw. *jetzt* oder aber spezielle Meta-Prädikate, die einen thematischen Wechsel anzeigen, z.B.: *übergehen, überleiten, sich zuwenden, kommen zu, zurückkommen auf* und u.ä. Typische Metatexte sind hier:

Ich wende mich jetzt... zu; Ich will mich nun... zuwenden; Ich komme nun zu...; Ich gehe nun zu...über; Ich komme jetzt auf...zurück; Ich möchte jetzt auf... zurückkommen; Nun zu...; Nunmehr zu...; Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit ... zu; u.ä.

Zu den Wechselmarkern gehören weiterhin Metatexte, die ein nächstes Teilthema in den Text einführen lassen. Als Indikatoren enthalten sie die attributiven Formen mit *nächst-*, *weiter-*, konkrete Numeralien oder die Sequenzadverbien *noch*, *auch*, *ferner*, die anzeigen, dass zu dem bisher Besprochenen noch etwas hinzukommt, was dieses erweitert bzw. ergänzt. Diese Wechselsignale operieren ebenfalls auf der Ebene der Teiltextrn höheren Grades, d.h. der Abschnitte und der Absätze. Man begegnet hier sowohl satzförmigen Konstruktionen als auch elliptischen Formen. Beispiele:

Im Folgenden gebe ich einen Überblick über weitere Formen der...; Das nächste Problem, das hier erörtert werden soll, ist...; Eine zweite Frage drängt sich auf; Ich gehe zum dritten Schema über; Nun zur dritten Differenz; Noch eine weitere Frage ist hier zu erwähnen; Noch ein Wort zu...; Hier muss auch auf die neuesten Methoden hingewiesen werden, die...; Das soll nun noch kurz beleuchtet werden; u.ä.

Einen Themenwechsel verdeutlichen auch assertive Metatexte, die einen neuen Gedanken in eine neue Argumentationskette einführen. Es geht um explizite Sprachhandlungen mit der semantischen Komponente „sagen“, die solche ablaufmarkierenden Ausdrücke enthalten, wie: *weiter, weiterhin, im Weiteren, des Weiteren, ferner, darüber hinaus, außerdem, überdies, zudem, auch, zweitens, nun* u.a. Sie eröffnen oft einen neuen Absatz. Beispiele:

Weiterhin lässt sich festhalten, dass p; Im Weiteren ist zu konstatieren, dass p; Man kann ferner annehmen, dass p; Es ist überdies zu vermuten, dass p; Zudem sei darauf hingewiesen, dass p; Zu verweisen ist auch auf den Umstand, dass p; Zweitens ist davon auszugehen, dass p; Festzustellen ist nun, dass p; Nun mag man einwenden, dass p; Man kann nun weiter annehmen, dass p; u.a.

- c) SCHLIEßEN – Diese organisatorische Teilhandlung wird ausgeführt, wenn der Autor ein letztes Teilthema innerhalb eines Oberthemas in den Text einführen will. In Frage kommen also thematisierende Metatexteme, mit deren Hilfe ein neuer Propositionskomplex angekündigt wird. Dieser Art explizite Abschluss-signale enthalten in ihrer Propositionsstruktur solche Sequenzausdrücke, wie: *schließlich, letzt-, abschließend, zum (Ab)Schluss*. Typische Metatexteme mit diesen Indikatoren sehen wie folgt aus:

Schließlich ist die Frage zu beantworten, wie...; Schließlich sei hier der Aspekt der... hervorgehoben/angesprochen/erwähnt; Schließlich soll noch das Problem des... skizziert werden; Als letzte Frage ist zu klären, inwiefern...; Abschließend sei auf zweierlei hingewiesen: ...; Abschließend will ich noch an einigen Beispielen die Frage der... kurz behandeln; Zum Schluss bleiben zwei Fragen; u.ä.

Explizit wird die Handlung des SCHLIEßENS nicht nur in Bezug auf Teiltex-te, sondern auch in Bezug auf Einzelpropositionen ausgeführt, die eine thematische Linie inhaltlich abrunden sollen. Zu den formalen Indikatoren gehören auch hier zwei äquivalente Ausdrücke, und zwar: *abschließend* und *zum (Ab)Schluss*. Beispiele:

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass p; Abschließend bleibt zu bemerken, dass p; Zum Abschluss dieser Gedanken muss hervorgehoben werden, dass p; Zum Schluss ist festzuhalten, dass p; u.a.

Als explizite Signale, die diese organisatorische Handlung vollziehen lassen, können auch solche typischen Ausdrücke gelten, wie:

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass p; Ich fasse zusammen: p; Resümierend kann gesagt werden, dass p; Insgesamt ist also festzustellen, dass p; Generell ist also zu konstatieren, dass p; Fazit: p; u.a.

2.1.2. Explizierung der Konnexion

Ein zweites grundlegendes Handlungsmuster auf der strukturellen Ebene der Textorganisation, das metatextuell verdeutlicht wird, ist die Verknüpfung der Textsegmente unterschiedlichen Umfangs zu einer kohärenten Ganzheit. Die Autoren wissenschaftlicher Texte verwenden viele verschiedenartige Metatexteme, die eine konnektive Wirkung haben. Eine Gruppe von konnektiven Metatextemen bilden Themaangaben, die einen neuen Teiltex-t im Sinne eines Kapitels eröffnen. Sie „tun“ das in Relation zu einem früheren Teiltex-t. Ihre propositionale Struktur enthält spezielle Ausdrücke, die den Vor-text explizit miteinbeziehen, um eine Kohärenz zwischen dem „Alten“ und dem „Neuen“ herzustellen und die Zäsur zwischen den Teiltex-ten aufzuheben. Diese Aufgabe erfüllen regulär verwendete Themaangaben mit *nach/nachdem, während, auf Grund*. Die Metatexteme mit *nach, nachdem* explizieren die Konnexion durch die Hervorhebung einer linearen, temporal gekennzeichneten Anordnung der Sachverhalte. Beispiele:

Nach dieser allgemeinen Charakterisierung des Illokutionswissens soll im Folgenden der Begriff der elementaren Sprachhandlung eingehender bestimmt werden.
Nachdem wir den Unterschied zwischen... und... dargelegt haben, wollen wir auf... näher eingehen.

Die Metatexte mit *während* dienen ebenfalls zur Einführung eines neuen Teilthemas, kennzeichnen es aber durch einen Kontrast. Das neue Teilthema erscheint hier nicht als ein *nächstes*, sondern als ein *anderes*; zwischen den beiden Teilthemen/Teiltexten besteht eine adversative Relation. Beispiele:

Während im Kapitel x... beschrieben wurden, sollen in diesem Kapitel die... dargestellt werden.

Während in Kapitel x... im Mittelpunkt standen, werden nun... näher beleuchtet.

Die Metatexte mit *auf Grund* setzen das Neue in eine kausale Beziehung zu dem Früheren. Sie verdeutlichen, dass sich das neue Teilthema auf das früher Erarbeitete stützt. Mit anderen Worten: Das Frühere bildet die Grundlage für das Aktuelle. Beispiele:

Auf der Basis der bisherigen Diskussion können nun die beiden zentralen Fragen dieses Kapitels beantwortet werden.

Auf Grund der erarbeiteten Bestimmungen können jetzt die einzelnen Emotionsarten differenziert werden.

Die Explizierung der Konnexion erfolgt nicht nur auf der Ebene der Teiltexte im Sinne der Kapitel und Teilkapitel. Das Prinzip der Konnexion kommt insbesondere auf der Ebene der Einzelinhalte zum Vorschein. Recht viele assertorische Metatexte enthalten konnektive Ausdrücke, die eine thematische Nähe zwischen der neu eingeführten Proposition und dem gerade Gesagten verdeutlichen. Am typischsten sind: *in diesem Zusammenhang, in diesem Kontext, dabei, hierbei*. Metatexte mit ihnen leiten eine neue, inhaltlich passende *p* ein, die eine Argumentationskette initiiert, aufrechterhält oder abschließt. Beispiele:

In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, dass p; In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass p; Dabei/Hierbei soll festgestellt werden, dass p; Dabei verdient Beachtung, dass p. Wichtig ist dabei, dass p; u.a.

Mit den genannten Konnexionssignalen konkurrieren die Lokalausdrücke *hier* und *an dieser Stelle*, die bei einem satzbezogenen Gebrauch als Synonyme betrachtet werden können. Im Falle der Einzelpropositionen stecken sie kleinere Bereiche ab. Sie kennzeichnen eine Textstelle im Textkontinuum, an der sich der Autor gerade mental befindet und an der eine neue *p* eingeführt wird. Die neue *p* ist – wie in obigen Beispielen – eine relationale Proposition, die mit dem aktuellen Vortext in einem inhaltlichen Zusammenhang steht. Als Paraphrasen für diese satzbezogenen, punktuell eingebundenen Lokalausdrücke können gelten: *in diesem Kontext, in diesem Zusammenhang, was die Frage x anbetrifft*, wo *x* ein Teilobjekt bezeichnet, über das gerade gesprochen wurde. Metatexte mit ihnen nehmen innerhalb eines Teilthemas verschiedene Positionen ein und können sich auf den weiteren Textverlauf entweder expansiv auswirken oder ein Teilthema lediglich ergänzen oder auch das Gesagte einschränken. Beispiele:

Es ist hier festzustellen, dass p; Es ist hier darauf hinzuweisen, dass p; Zu beachten ist hier, dass p; Es muss hier hervorgehoben werden, dass p; Wichtig/Interessant ist hier, dass p; An dieser Stelle sei betont, dass p; An dieser Stelle sind mir nun zwei Dinge wichtig: p; Anzumerken ist an dieser Stelle, dass p; u.a.

Sehr charakteristisch sind auch adversative Konnektoren, die in einem wissenschaftlichen Text mit argumentativen Schemata nicht wegzudenken sind: *andererseits, aber, jedoch, doch, dennoch, allerdings, immerhin, dagegen, demgegenüber, im Gegensatz zu*. Auch die Operation des Schlussfolgerns ist für wissenschaftliche Texte konstitutiv und wird häufig durch spezielle Metatexteme mit Hilfe solcher konnektiven Ausdrücke, wie *also, damit, somit, insofern, insgesamt, daraus, aus dieser Diskussion, aus dem oben Gesagten* u.a., verdeutlicht. Die genannten Indikatoren der Konnexion lassen sich in folgenden typischen Metatextemen beobachten:

Andererseits ist festzuhalten, dass p; Andererseits darf angenommen werden, dass p; Andererseits muss dabei berücksichtigt werden, dass p; Unbestritten ist aber/jedoch, dass p; Es ist aber/jedoch nicht zu übersehen, dass p; Zu beachten ist jedoch, dass p; Einschränkend muss jedoch gesagt/betont werden, dass p; Allerdings muss darauf hingewiesen werden, dass p; Immerhin ist dabei festzustellen, dass p; Dennoch dürfte unbestritten sein, dass p; Demgegenüber meine ich, dass p; Im Gegensatz zu x vertrete ich die Meinung, dass p; u.a.

2.2. Explizierung der Illokutionen

Metatexteme dienen als Explizierungsmittel nicht nur formalen, textkompositorischen Zwecken, die sich auf die Textgestaltung beziehen, wie Eröffnung bzw. Abschluss des (Teil)Textes, Bearbeitung des Themenwechsels oder Markierung der Themenabfolge. Viele Metatexteme machen deutlich, dass die Autoren mit ihrer Hilfe auch spezielle Absichten realisieren wollen. Die speziellen Absichten entsprechen den Illokutionen, die der Autor im Zusammenhang mit dem Vollzug textorganisatorischer Handlungen umsetzt. Auf die Frage, was für Illokutionen sich an der Oberfläche wissenschaftlicher Texte manifestieren, kann man folgende nennen:

a) PRÄZISIEREN

Diese Illokution ist besonders bei Thematisierungen und Reformulierungen sichtbar. Im ersten Fall geht es darum, dass die Autoren nicht nur über das Thema des Textes bzw. seiner Teile informieren, sondern dieses klar und eindeutig bestimmen wollen, um adäquat verstanden zu werden. Präzise Themaangaben beobachtet man am häufigsten in Sequenzen, d.h. in Kombinationen einer allgemeinen und einer präzisen Thematisierung, z.B.:

In dieser Arbeit sollen Prinzipien der... analysiert werden. Der Schwerpunkt wird dabei auf... gelegt.

In diesem Kapitel wird versucht, die... zu untersuchen. Dabei interessieren diejenigen, die...

Die Arbeit setzt sich zum Ziel... zu untersuchen. Es handelt sich dabei insbesondere darum, die...

Zu den typischen Ausdrücken, die bei dieser Art Präzisierungen verwendet werden, gehören z.B.: *im Vordergrund stehen, im Fokus des Interesses stehen, besonderes Augenmerk schenken, das Hauptaugenmerk/das Interesse richtet sich auf, den Schwerpunkt/den Kern der Untersuchung bilden, interessieren, sich konzentrieren, es geht/handelt sich um* u.a.

Im zweiten Fall geht es um das Streben nach Präzision auf der Ebene der Einzelaussagen oder Einzelausdrücke. Die Autoren reformulieren das Gesagte, um es noch einmal präziser wiederzugeben. Dies bestätigen zahlreiche Reformulierungen, wie *genauer gesagt*, *genauer ausgedrückt*, *präziser ausgedrückt*, *konkret heißt das*. Oft werden auch nur Adverbien verwendet, wie: *genauer*, *etwas präziser*, *konkret*.

b) SELEGIEREN

Das Selegieren ist eine besondere Form des Präzisierens. Der Autor präzisiert, indem er eine Beschränkung vornimmt. Die Komplexität des Gegenstandes, die Interessen des Autors und die Raumgründe zwingen den Autor oft dazu, eine inhaltliche Selektion vorzunehmen, denn nicht alles, was mit dem ausgewählten Untersuchungsgegenstand verbunden ist, kann (detailliert) besprochen werden. Die inhaltlichen Beschränkungen können einen globalen oder lokalen Charakter haben. Globale Beschränkungen beziehen sich auf den Gesamttext (Oberthema) oder seinen Teil im Sinne eines Kapitels, in dem ein Teilthema behandelt wird. Typische Prädikatsrahmen der Metatexte bilden hier die Ausdrücke: *sich beschränken auf*, *den Untersuchungsgegenstand einengen*, *auswählen*, *interessieren*, *sich konzentrieren auf*, *nur auf x eingehen*, *lediglich x näher behandeln*, *nur die wichtigsten berücksichtigen* u.a. Auch diese Metatexte werden meist sequenziell eingebunden, z.B.:

Dazu liegen viele Beschreibungsmodelle vor. Ich beschränke mich auf diejenigen, die...; Mit diesem Phänomen verbinden sich vielfältige kontroverse Fragen. Aus Platzgründen gehe ich nur auf diejenigen ein, die ...

Lokale Beschränkungen beziehen sich auf Einzelpropositionen. Mit Hilfe zahlreicher assertorischer Metatexte verdeutlichen die Autoren, dass sie zum aktuellen Teilthema keine langen Ausführungen machen können, sondern dass sie sich nur kurz äußern werden. Damit legitimieren sie seine selektive Vorgehensweise. Als explizite Signale gelten hier einerseits adverbiale Ausdrücke mit einem restriktiven Charakter, wie: *nur*, *nur kurz*, *lediglich*, *wenigstens*, *ausreichend*, andererseits Metaprädikate, die die Kürze der eingeleiteten Proposition suggerieren, wie: *anmerken*, *vermerken*, *bemerk*, *hinweisen auf*, *erwähnen*, *andeuten* u.ä. Auch diese Metatexte treten am häufigsten in Sequenzen auf: Sie folgen einem Metatextem, das darüber informiert, dass der Autor auf eine genauere Darstellung eines Aspektes verzichten muss. Beispiele:

Auf eine nähere Betrachtung der... muss hier verzichtet werden. Es soll nur kurz darauf verwiesen werden, dass p
Aus Platzgründen können die weiteren... nicht verfolgt werden. Es sei lediglich angemerkt, dass p
Auf weitere Funktionen der... kann hier nicht eingegangen werden. Hingewiesen sei lediglich auf die Tatsache, dass p

c) BEGRÜNDEN

Ähnlich wie bei allen bisher besprochenen Handlungstypen, ist auch dieser sowohl für thematisierende als auch assertorische Metatexte charakteristisch. Im ersten Fall geht es um Themaangaben, die mit dem Ziel in den Text eingesetzt werden, das (Teil)Thema zu begründen. Es kann das Oberthema oder ein Subthema sein, das im Rahmen eines Kapitels herausgearbeitet werden soll. In Frage kommen dabei Grund- und Zweckangaben. Eine explizite Grundangabe erfolgt mit Hilfe eines *da*-Satzes, der als ein Vorder- oder ein Nachsatz verwendet wird, z.B.:

Da für unsere Zielsetzung Textprinzipien im Vordergrund stehen, werden wir uns in erster Linie auf... beschränken.
Wir werden etwas ausführlicher auf x Konzept eingehen, da dieses ein Pendant zu den bereits diskutierten Kasusmodellen ist.

Eine explizite Zweckangabe dagegen erfolgt mit Hilfe der Metatexteme, die in ihrer propositionalen Struktur finale Ausdrücke enthalten, und zwar: die Präpositionalphrasen mit *zu* oder die *um... zu*-Konstruktionen, wie in den folgenden Beispielen:

Zur Klärung des Vorverständnisses der Arbeit sollen zunächst einige Faktoren besprochen werden, die...
Um dieser Frage nachzugehen, möchte ich zunächst einen Blick auf einige empirische Arbeiten werfen, die...

Begründet wird in wissenschaftlichen Texten nicht nur die Einführung eines (Teil)Themas, sondern auch die Einführung einer neuen Proposition. In diesem Fall geht es um assertorische Metatexteme, die verdeutlichen, zu welchem Zweck die neue Information vermittelt wird. Der Vermittlung können drei Ziele zugrunde liegen. Erstens: Der Autor will dem Leser ein adäquates Verständnis gewährleisten. Zweitens: Der Autor will das Gesagte ergänzen. Drittens: Der Autor will das Gesagte einschränken. Dies illustrieren folgende Beispiele:

Um Missverständnissen vorzubeugen, wird bereits hier darauf hingewiesen, dass p
Der Vollständigkeit halber/Ergänzend sei noch angemerkt, dass p
Einschränkend muss betont werden, dass p

d) STELLUNGNAHME VERDEUTLICHEN

Der Autor eines wissenschaftlichen Textes braucht explizite Signale, um die zu vermittelnden Sachverhalte näher zu bestimmen und dadurch seine Stellungnahme zu ihnen zu verdeutlichen. Die Explizierung der Stellungnahme erfolgt mit Hilfe der assertorischen Metatexteme, die wissenschaftliche Propositionen einleiten und Ausdrücke enthalten, die explizit anzeigen, wie der Autor die jeweilige Proposition beurteilt bzw. bewertet. Zu den explizitesten Indikatoren gehören diejenigen Metatexteme, die den Konsens oder den Dissens in Bezug auf eine Frage zum Ausdruck bringen, wie z.B.:

Ich stimme mit x überein, der behauptet, dass p; Ich schließe mich der Definition von x an, die besagt, dass p; Mit x verstehe ich unter diesem Begriff: p; Dagegen möchte ich einwenden, dass p; Im Gegensatz zu x meine ich, dass p; Anders als x nehme ich an, dass p; Dabei ist kritisch anzumerken, dass p; u.a.

Neben dieser Art Metatexteme begegnet man vielen anderen Signalen, mit deren Hilfe der Autor seine Einstellung zu der eingeführten Proposition manifestiert. Dabei sind zwei Einstellungstypen besonders typisch:

- epistemische Einstellung – sie spiegelt die Überzeugung des Autors von der Richtigkeit oder Falschheit des geäußerten Inhalts wider. Am häufigsten manifestieren die Autoren ihre affirmative Einstellung. Sie tun das durch die Markierung *unbestrittener, bekannter, offensichtlicher und allgemeiner* Sachverhalte. Beispiele:

Es ist unbestreitbar/ unbestritten, dass p; Es ist nicht zu bestreiten/zu leugnen, dass p; Einigkeit/Einhelligkeit besteht heute darüber, dass p; Es ist weitgehend bekannt,

dass p; Es ist eine allbekannte Tatsache, dass p; Es ist offensichtlich/selbstverständlich, dass p; Es ist eine evidente Tatsache, dass p; Allgemein kann man feststellen, dass p; Generell kann gesagt werden, dass p; u.a.

- evaluative Einstellung – diese besteht in der Bewertung der angeschlossenen Proposition. Es handelt sich dabei ebenfalls um die Verdeutlichung eines Konsens, der mit Hilfe evaluativer Ausdrücke markiert wird. Als evaluative Ausdrücke dienen meist Adjektive, die die angeschlossene *p* als *relevant* oder *interessant* qualifizieren sowie die Verben *betonen*, *hervorheben*, *herausstellen*, die die neue *p* als relevant ausweisen, z.B.:

Wichtig ist dabei, dass p; Wichtig ist darauf hinzuweisen, dass p; Es scheint mir wichtig festzustellen, dass p; Es ist zu betonen, dass p; Dabei muss hervorgehoben werden, dass p; Wichtig ist zu betonen, dass p; Nicht unwichtig ist in diesem Kontext herauszustellen, dass p; Bemerkenswert ist hier, dass p; Interessant ist dabei, dass p; Es ist interessanterweise festzustellen, dass p; u.a.

3. Zusammenfassung

Metatextuelle Äußerungen, die im folgenden Beitrag unter dem Begriff Metatexteme näher charakterisiert wurden, stellen eine typische Erscheinung der geisteswissenschaftlichen Texte dar und gelten als Mittel, die viele mit dem Textherstellungsprozess verbundene Aktivitäten des Autors explizit machen. Sie erfüllen zwei wichtige Aufgaben. Einerseits erlauben sie dem Autor die Vermittlung eines komplexen Wissens im Rahmen eines Textes zu organisieren. Gleichzeitig ermöglichen sie dem Leser dieses Wissen adäquat zu verstehen. Der konzeptuellen Wissensorganisation dient die Explizierung der Textstrukturen, darunter einerseits der Gliederung des Textes, andererseits der Konnexion zwischen seinen Teilen unterschiedlichen Umfangs. Das adäquate Verstehen dagegen wird durch die Explizierung der Illokutionen des Autors gewährleistet. Die Kenntnis dieser Art Explizierungsmittel ist ein wichtiger Teil des Textmusterwissens, der im Germanistikstudium stärker berücksichtigt werden soll, denn er erleichtert einen bewussten Umgang mit dem eigenen wissenschaftlichen Text.

Literatur

- Gajewska, Urszula (2004): *Metatekstemy w języku nauk ścisłych*. Rzeszów.
- Hellwig, Peter (1984): *Grundzüge einer Theorie des Textzusammenhangs*. In: Rothkegel, Annely/Sandig, Barbara (Hg.): *Text – Textsorten – Semantik. Linguistische Modelle und maschinelle Verfahren*. Hamburg, 51-79.
- Jakobs, Eva-Maria (1997): *Textproduktionsprozesse in den Wissenschaften*. In: Jakobs, Eva-Maria/Knorr, Dagmar (Hg.): *Schreiben in den Wissenschaften*. Frankfurt a.M. et al., 1-11.
- Olszewska, Danuta (2007): *Metatexteme in den Geisteswissenschaften. Typologie – Funktionalität – Stilistik*. Gdańsk.
- Rothkegel, Annely (1993): *Textualisieren. Theorie und Computermodell der Textproduktion*. Frankfurt a.M. et al.
- Weinrich, Harald (1989): *Formen der Wissenschaftssprache*. In: *Jahrbuch 1988 der Akademie der Wissenschaften zu Berlin*. Berlin/New York, 119-158.

Lidija Pichtownikowa

Charkiw (Ukraine)

SYNERGETISCHE METHODE BEI DER STILUNTERSUCHUNG IN DIACHRONIE (ANHAND VON FABELTEXTEN)

Die Synergetik ist eine genaue Wissenschaft auf solchen Wissensgebieten wie Physik und Chemie. Davon zeugen Zahlen und Formeln. Auf der qualitativen Ebene hat sich die Synergetik in der Biologie und Ökonomik gut bewährt. Nach dem Erscheinen von Arbeiten, die das synergetische Herangehen auch in die Wissenschaftskunde eingeführt haben (Капица/Курдюмов 1997, Князева/Курдюмов 1992), wurden qualitative Erläuterungen von Evolutionsmechanismen auch in der Soziologie und Kunstgeschichte verwirklicht.

Die Systeme, die mit dem menschlichen Faktor verbunden sind (Psychologie, Literatur und ihre einzelnen Gattungen und Genres, Soziologie, Kulturologie usw.), haben ungefähr eine ähnliche Kompliziertheit. Wenn die Evolution eines dieser umfassenden Systeme mit der Synergetik beschrieben wird, so zeugt dies davon, dass man mit der ähnlichen Analyse auch eines beliebig anderen dieser Systeme beginnen kann.

Die Beschreibung der Statik und Dynamik der Sprach- und Redestrukturen mit der synergetischen Methode ist schon längst als unentbehrlich und aktuell anerkannt worden. Als einige der ersten uns bekannten Versuche, die Begriffe der Synergetik mit den Problemen der Sprachwissenschaft zu verbinden, sind die Arbeiten von H. Ejger (Charkiw, Ukraine) und R. Piotrowskij (Russland) zu nennen (Ейгер 1992, Пиотровский 1996).

Die Aufgaben und Möglichkeiten der Synergetik im Bereich der Genretheorie sind viel umfangreicher und bestehen vor allem darin, die Mechanismen der Selbstentwicklung des Stils einer Literaturform aufzudecken. Seit dem 13. Jahrhundert entwickelt sich in der deutschen Literatur auf intensive Weise die Fabelliteratur, die von vielen Autorengruppen vertreten wird. Bei der Untersuchung des Fabelstils stand ich vor der Aufgabe, ein sehr umfangreiches Material, bestehend aus einigen Tausend Fabeltexten von etwa hundert Fabeldichtern, zu bearbeiten. Jeder Versuch der Systematisierung solch eines großen Textfeldes zum Zweck der Aufdeckung der Entwicklungstendenzen bedarf tief greifender Begründungen. Die Systematisierung und Klassifizierung eines zu umfangreichen Textmaterials aus einigen Jahrhunderten hat die unvermeidliche Überschreitung der Grenzen der eigentlichen Linguostilistik zur Folge. In der Wissenschaftskunde gilt eine bekannte Regel: Die Evolution von wissenschaftlichen Objekten kann mit der Spra-

che lediglich dieser Wissenschaft nicht beschrieben werden. Aus den dargelegten Gründen und Umständen resultiert meine Zuwendung zur Synergetik, der speziellen Wissenschaft über Selbstentwicklung und Selbstorganisation. Dabei sind hinreichend fruchtbare Parallelen zwischen den Begriffen und Gesetzen der Synergie und derer Analogien in der Linguostilistik der Fabelgattung gezogen worden.

In der monografischen Arbeit (Pichtownikowa 2008) und in der Habilschrift (Піхтовнікова 2000) werden die Makrotendenzen der Entwicklung des Fabelstils im Laufe von 8 Jahrhunderten untersucht. Der Bedarf an einem neuen Paradigma bei Studien der Evolution des Genres und des Texttyps ist offenkundig. Die Begriffe der Synergetik sind für die Analyse der Evolution von komplizierten Systemen anwendbar, zu denen ich auch das System der Fabel hinzuzähle. Bei der Untersuchung der Stilevolution der Versfabel berufe ich mich auf eine eigene systemsynergetische Definition dieser Literaturform und der Textsorte, die aus der stilistischen Analyse der Entwicklungsdynamik der deutschen Versfabel im Laufe von einigen Jahrhunderten resultiert:

Die Versfabel als ein linguistisches Modell von typischen Situationen der Realität ist eine dynamische Wechselwirkung (Synergie) von epischen, dramatischen, poetischen, didaktischen, satirischen, bilderzeugenden, allegorischen, phantastischen, epigrammatischen, aphoristischen u.a. Elementen, die durch ihre evolutionswandelnden Kombinationen einen entsprechenden Stilarchetyp der Fabel schaffen und in einem System vereinigt sowie einem verallgemeinernden Symbolbild (sozial bedingten semantischen Inhalts) untergeordnet sind, mit Hilfe dessen im Prozesse der Metaphorisierung sozial bedeutende Themen, Ideen, Wahrheiten modelliert und erkannt werden. (Pichtownikowa 2008)

Extralinguistische Voraussetzungen, die das Entwickeln des Texttyps Fabel anregten, führen vor allem zum Aufkommen bestimmter sozialer Aufträge für die künstlerische Abbildung bedeutender Wahrheiten in der Gesellschaft zurück. Die Letzteren dienen als Anziehungszentren für intellektuell-geistige Tätigkeit von Autoren und wirken sich auf Änderungen und Erweiterungen von semantischen Feldern (gleichzeitig unter Einschließung von neuen Begriffen und Bildern), auf die Aneignung von neuen kompositionstilistischen Ausdrucksmitteln aus. Die Evolution des Genres, die vor allem als Evolution von kompositionstilistischen und sprachstilistischen Besonderheiten zu betrachten ist, wird mit Hilfe dieser neuen Anziehungszentren (Attraktoren) bestimmt, die die Rolle des Normativen spielen, die Information verdichten und so die Evolution der Fabel voraussagbar machen.

Der Prozess der Evolution besteht vom Standpunkt der Synergetik aus im Folgenden: Ein offenes hierarchisches System, das aus mindestens zwei Ebenen besteht, hat die Fähigkeit, die Zustände seiner hierarchischen Untersysteme und die der Umwelt gegenseitig zu modellieren. Im Falle der Fabel ist das offensichtlich. Aufgrund der gegenseitigen Modellierung erfolgen die Änderungen (Anpassung der Ebenen aneinander) und ihre übereinstimmenden Wechselwirkungen. Es ist zwecklos, den Ursprung dieser Änderungen zu deuten. Von Bedeutung sind die Zyklen der Wandlungen eines Genres bzw. Texttyps, da wir nur diese beobachten können. Es wurde schon erwähnt, dass sich die Untersysteme der Fabel – der Situationssujettext und das Symbolbild – mit Hilfe der Metapher gegenseitig modellieren. Daher sind die Änderungen bei der Modellierung mit der Metapherevolution identisch. Von großer Bedeutung ist die Konzeption der Informationsverdichtung beim Transformieren der untergeordneten Ebene (Text) auf die über-

geordnete Ebene (Symbolbild). Die Verdichtungsmittel im Sujettext sind Bifurkationen und Iterationen. In der Symbolbildstruktur ist es die Art des Aufbaus der Metapher (einfach, hierarchisch). Die Komprimierung der Information, das Voraussehen auf der oberen Ebene wird vom Attraktor bestimmt. Die Informationsprozesse (Komprimierung, Dissipation, Nicht-Standfestigkeit) sind größtenteils unlinear, d.h. sie sind imstande, mit Beschleunigung anzuwachsen.

Die Nicht-Linearität der Entwicklung des Genres ist noch mit einer synergetischen Konzeption verbunden, die erst nach der Analyse des Metaphorisierungsprozesses völlig begriffen werden kann. Es geht um eine gleichzeitige Entwicklung unter extremen Bedingungen bzw. unter Zuspitzung (starke Beschleunigung) und unter nicht extremen Bedingungen bzw. ohne Zuspitzung (langsame Entwicklung). Laut den Begriffen der Synergetik erfolgt, abhängig von der „Anziehungskraft“ eines Attraktors, der schnelle oder langsame Prozess der Entwicklung. Es ist charakteristisch, dass für einzelne Bestandteile des Systems die Geschwindigkeit der Evolution verschieden ist und sogar rückwärts gewandt sein kann, d.h. in die Vergangenheit. In solch einem komplizierten System wie dem Fabelgenre wird das ganz offenbar beobachtet.

Erstens erfolgte im Laufe von Jahrhunderten die Rückkehr zu archaischen Formen, z.B. der expliziten Moral. Der Aphorismus wurde in die Fabel bereits im 18. Jahrhundert eingebettet, obwohl seine Funktion in der Fabel anders war als jetzt. Bei der allgemeinen Tendenz zur Gedrängtheit der Fabel im 20. und 21. Jahrhundert kommen auch statische und ausführliche, ausgedehnte Texte auf. Das betrifft auch die Thematik der Fabeln. Die Fabelthematik der vergangenen Jahrhunderte ist auch heutzutage noch anzutreffen, sie ist dennoch nicht so aktuell.

Zweitens wurde durch die große Anziehungskraft des sozialen Auftrages (des Attraktors) im Laufe der ganzen Fabelgeschichte unter zugespitzten Bedingungen der Stil gestaltet, der sich letztendlich in den Archetyp umwandelte (Данилова 1994, Юнг 1988).

Hierbei handelt es sich um folgende Stilarchetypen der Fabeln; die wichtigsten von ihnen werden in der Monographie (Pichtownikowa 2008) und in der Habilschrift (Пихтовнікова 2000) allseitig analysiert:

- **Rhetorisch-gedrängter Stilarchetyp.** Die Fabel, in der sich die Funktion der Allegorie mit der Funktion der Rhetorik und Belehrung bzw. Didaktik vereinigt (die Fabel von Äsop und seiner Stilerben wie Luther und Lessing). Die Rhetorik ist hier nicht ganz im direkten Sinne zu verstehen (Gebrauch in Reden, Predigten, im Unterricht, was eigentlich für jede Stilart möglich wäre), sondern als ein unverzügliches Entfalten der Pointe, des Hauptinhalts der Fabel, was in der Regel auch mit sparsamem Wortgebrauch einhergeht.

- **Poetisch-unterhaltsamer Stilarchetyp.** Die Fabel, in der sich vor dem Hintergrund der früher genannten Funktionen die ästhetische Unterhaltungsfunktion erst herausbildet und später überwiegt (La Fontaine, Krylow, die deutschen Fabeldichter: Gellert, Hagedorn, Gleim, Pfeffel, Lichtwer u.a.).

- **Sozial-kritischer Stilarchetyp.** Der Fabeltyp, bei dem sich zu den genannten Funktionen die satirische Funktion gesellt. Diese Fabel tendiert dazu, brisante gesellschaftlich-politische Themen aufzugreifen; der Stilzug der Satire wird stärker ausgeprägt und leichter beschreibbar (vgl. Pfeffel, Claudius, Weinert).

- **Stilarchetyp der Kinder- und Jugendfabel.** (Vgl. hierzu die Fabeln von Stoppe, Haug und Hey)

• **Stilarchetyp der abstrakt-intellektuellen gedrängten Fabel.** Er wird hauptsächlich im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gestaltet und verfügt über alle früheren Funktionen, geprägt durch eine verstärkte Fähigkeit, die Bilder zu generieren, die mit der Aphorisierung, Globalisierung der Thematik und mit symbolischem Sinn zusammenhängen.

• **Stilarchetyp der witzig-komischen Fabel.** Durch die Elemente des Komischen ist die witzig-komische Fabel fähig, nicht weniger als die belehrende Fabel den Menschen zu vervollkommen (vgl. H. Sachs und W. Busch).

Synergetische Hauptcharakteristiken der Evolution des Fabelstils

Aus den oben kurz beschriebenen Hauptthesen der Synergetik, angewandt auf die Fabelstilistik und ihre Evolution, resultieren die verallgemeinernden Hauptcharakteristiken des Fabelstils, die einzeln behandelt werden:

Widersprüchlichkeit des evolutionierenden Fabelsystems. Die Entwicklung jedes Genres oder Texttyps findet unter dem Einfluss von inneren und äußeren Widersprüchen statt. Der Fabelgattung sind folgende Widersprüche eigen:

1. Die moderne Fabel wird im Vergleich zur Fabel der vergangenen Jahrhunderte immer komprimierter. Lange Autorenbeschreibungen, zu ausgedehnte Aussagen und Dialoge der Fabelfiguren fallen weg. Allmählich verschwindet auch die explizite Moral der Fabel. Es ist charakteristisch, dass der Umfang von pragmatischen und ästhetischen Informationen einschließlich eines Schlussymbolbildes der Fabel nicht kleiner, sondern größer wird. Die verallgemeinernden Symbolbilder der meisten Fabeln des 19. und besonders des 20. Jahrhunderts sind sehr umfassend; sie symbolisieren die Begriffe, die sowohl menschliche Eigenschaften als auch Charakteristiken des Soziums beinhalten. Infolge der genannten Widersprüche ändern sich die Form und die Gestaltungsmittel der Fabel bedeutend.

2. Bei der Vielfalt von soziokulturellen Aufgaben der Fabel in verschiedenen Epochen traten stets entsprechende Funktionen in den Vordergrund: In der Antike und im Mittelalter behaupteten die rhetorischen und didaktischen Funktionen neben der Allegorisierung, der Anders-Rede über das Verbotene die ersten Positionen. Die Widersprüchlichkeit bestand darin, dass ein direktes Benennen gleichzeitig gefährlich, aber auch notwendig war. Dies führte zur spezifischen Anwendung der Metapher in der Fabel, wodurch ein verallgemeinerndes Symbolbild entstand.

3. Im Laufe der Zeit verschwand die rhetorische Funktion fast völlig und die didaktische trat in den Hintergrund. Auch tritt eine unterhaltende Funktion hinzu (Barock, die Schule von La Fontaine; die Aufklärungsepoche in Deutschland). In einer liberalisierten Gesellschaftsordnung und unter den Bedingungen der Pressefreiheit fällt die Notwendigkeit der Anders-Rede über das Verbotene allmählich aus. Diese Funktion wird immer mehr in die Funktion der Anders-Rede über das Schockierende für den Leser umgewandelt, der Anders-Rede über etwas, was nur schwer wahrgenommen und begriffen wird. 'Soziale Wunden', die auch früher existierten, sowie Probleme der Ökologie, Mafia, Überbevölkerung usw., die im 20. Jahrhundert global geworden sind, wirken 'hinter den Kulissen' sehr oft verborgen mit und werden vom Leser nur ungern wahrgenommen. Dieser Widerspruch – die Notwendigkeit darüber zu sprechen, was in direkter Form das Bewusstsein des Menschen zu sehr überanstrengt und schockiert – transformiert sich im

Genre in die Evolution von allegorischen Typen, Metapherarten, die die Charaktere der „handelnden Fabelfiguren“ abbilden, und als Folge in den Wechsel der inneren und äußeren Struktur, d.h. des Fabelstils als Genre und als Textsorte.

Somit sind die Funktionen der Fabel und ihre Thematik sehr eng miteinander verbunden. Extralinguistische Faktoren sind durch Anforderungen und Bedürfnisse der Gesellschaft bedingt sowie durch soziale Aufgaben und die Bereitschaft der Gesellschaft, bezüglich entsprechender Probleme eine gewisse Stellung zu beziehen. Diese Faktoren bedingen auch andere objektive Charakteristiken, die die Evolution des Fabelsystems begleiten, insbesondere die Anwesenheit von Attraktoren.

Die Anwesenheit von Attraktoren (Anziehungspunkte außerhalb des Systems).

Es existiert eine Klasse von sehr inhaltsreichen, sozial wertvollen Begriffen und Ideen, zu deren Wiedergabe entsprechende Symbolbilder gebraucht werden. Diese Funktion erfüllen die Fabeln aller Zeiten und Völkern auf eine gründliche Weise. Die Evolution der Fabel als kleiner Literaturform korreliert mit der Evolution der sozial bedeutenden Ideen, die einer sinnbildlichen Widerspiegelung bedürfen.

Die Fabel ist ein Literaturgenre mit einer verstärkten sozialen Orientierung. Jede Epoche gestaltet den so genannten sozialen Auftrag – ihre aktuellen Themen –, zu denen die Fabelsymbolbilder herangezogen werden. ‘Die Anziehungskraft’ verstehe ich in dem Sinn, dass der schöpferische Gedankenstrom der Fabeldichter, der sich aus individuellen subjektiven Quellen speist, dennoch zu dem einen oder anderen sozial wichtigen Thema zurückführt.

Die Synergetik füllt den Begriff der ‘Anziehungskraft’ mit einem tiefen operativen Sinn, indem sie ihren eigenen Begriff des anziehenden Attraktors einführt (Князева/Курдюмов 1994). Der Attraktor hat die Fähigkeit, die Ursprungsinformation zu verdichten, wobei sie in einer kurzen symbolischen Form zum Ausdruck kommt. Die Attraktoren als Anziehungszentren von Ideen, Begriffen, Bildern spielen bei der Selbstorganisation des Systems eine entscheidende Rolle, indem sie für das Letztere zum Zweck werden und die Entwicklung der Systeme durch negative Rückkoppelung und die Informationsverdichtung korrigieren. Die sich selbst entwickelnden Systeme können ja ohne ein vorgegebenes Ziel (einen Attraktor) nicht existieren.

In der Fabelwelt gestaltet jede Epoche ihre Themen (einem sozialen Zweck gemäß), zu denen die Fabelsymbolbilder herangezogen werden. Jeder Themenkreis, jedes Pattern der Thematik bleibt in allen folgenden Epochen erhalten, aber seine Aktualität vermindert sich mit dem Erscheinen einer neuen Thematik.

Es ist auch eine Tendenz zur Erweiterung des Begriffsinhalts, des Fassungsvermögens des Symbolbildes, das von der Fabel gestaltet wird, zu dessen größerer Abstraktheit und Entfernung von Gefühlswahrnehmung bemerkbar. Von solch einer Tendenz werden automatisch die Änderungen von früher typischen Mitteln für die Schaffung von Symbolbildern, typischen Fabelfiguren, Sujetarten, der Handlungsentwicklung, und als Folge die Änderungen von der Komposition und dem Fabelstil bestimmt.

Die Fabelthematik ist in jeder konkreten Fabel durch ihr einmaliges Symbolbild vertreten. Die Entwicklung der Thematik (im sozial-inhaltlichen Aspekt) zu betrachten, bedeutet also dasselbe wie die Entwicklung der Semantik von Symbolbildern (im linguostilistischen Aspekt) zu behandeln. Die Fabel wird hier folglich als ein ideales Modell des sozial bedeutsamen Symbolbildes betrachtet. Das synergetische Verfahren ermöglicht es, die extralinguistischen Faktoren zu bestimmen, die durch die entsprechende Umgebung erzeugt werden, und sie im Zusammenhang mit der inneren Struktur der Fabel als Genre und als Texttyp zu betrachten. Auf diese Weise kann die Evolution des Fabelstils gemäß den sozialen Anforderungen bestimmter Epochen untersucht werden.

Offenheit und Dissipation des evolutionierenden Fabelsystems. Ein System, das sich von selbst entwickelt, muss offen und dissipativ sein. Das bedeutet, dass der Informationswechsel zwischen einem System und der Umwelt nicht nur möglich ist, sondern das System seine Existenz dank diesem Informationsumtausch unterstützt. Die sich entwickelnde Fabel ist diesen Voraussetzungen gewachsen: Ihre Offenheit gegenüber der Leser- und Dichtenumgebung, den Anforderungen der Epoche und dem sozialen Auftrag ist unangezweifelt. Unverkennbar ist auch der Austausch von Ideen-, Bild- und Stilausdrucksmitteln unter den verschiedenen Generationen der Fabeldichter. Um am treffendsten dem sozialen Auftrag zu entsprechen und sich am besten an neue Leser anzupassen, lehnt die offene und dissipative Fabel manche Elemente ab (z.B. lehrhafte Erörterungen, Resümees, Sentenzen, moralische Aussagen, ausführliches Darlegen des Sujets, veraltete Themen und Fabelfiguren); weiterhin nimmt sie die Elemente von anderen Genres auf (Parabel, Epigramm, Witz, Aphorismus u.a.) oder tritt in den Bestand von mehr ausgedehnten Texten frei ein. Ohne diese Merkmale zu berücksichtigen, ist es unmöglich, die Symbolbildevolution der Fabel sowie erhebliche Änderungen in der Struktur und im Inhalt des Symbolbildes der modernen Fabel, den Prozess der Metaphorisierung und Abstrahierung zu begreifen und zu beschreiben. Diese Eigenschaften des Systems gestatten es, den Prozess des Verschwindens von deutlichen, unverkennbaren Elementen und des Entstehens von gemeinten, hinzugedachten Elementen zu verstehen, infolgedessen ändern sich die Charakteristiken vom Symbolbild und es entfaltet sich vor dem Leser ein weites Feld zum Nachdenken, zu Mutmaßungen und Phantasien. Somit sind Offenheit und Dissipation obligatorische und notwendige Charakteristiken der Fabelevolution, da es ohne sie systemgemäß keine Änderung im Genrestil gibt und dessen Evolution nicht zu beschreiben ist.

Die Nicht-Linearität und die Widersprüchlichkeit des Fabelsystems in den Schwerpunkten seiner stilistischen Evolution. Innere Änderungen in den Systemen, die sich von selbst entwickeln, verlaufen nicht linear (Князева/Курдюмов 1994, Николис 1989). In der Versfabel kann dies bedeuten, dass während des Lesens eines Fabeltextes sein Schlussymbolbild nicht gleichmäßig, sondern mit wachsender Geschwindigkeit zum Vorschein kommt (Schneeballeffekt). Zu einer nicht linearen Entwicklung des Fabelsystems können folgende Erscheinungen beitragen:

- Hierarchieaufbau der Metapher in der Fabel: Die auf verschiedenen Ebenen liegenden Allegorien werden für dieselben Inhalte verwendet (die Analogie von Matrjoschka). Fabeln dieses Typs finden sich bei J.G. von Herder (*Deutsche Fabeln...* 1991), bei E. Weinert (Weinert 1963) und bei W. Liebchen (Liebchen 1990);
- Ausdifferenzierung von Möglichkeiten der Ereignisse (Handlungen) im Sujetttext, in der synergetischen Sprache – Bifurkationspunkt von Ereignissen, die Variantenwahl – (metaphorisch „der Recke am Scheidewege“);
- Iterationen, d.h. konsequente Präzisierungen von Charakteristiken eines Symbolbildes.

Einerseits sind der Hierarchieaufbau der Metapher, Bifurkationen und Iterationen als Standardmethoden für Informationsverdichtung zu verstehen, die für das nicht lineare Modellieren des Systemzustandes verwendet werden. Andererseits haben diese synergetischen Begriffe in Bezug auf die Fabelstilevolution auch eine ausreichend adäquate linguostilistische Füllung.

Das Wesentliche am Grundwiderspruch in der Fabelentwicklung liegt im Bestehen von zwei entgegengesetzten Evolutionsrichtungen. Die evolutionssynergetische Prognose, die auf widersprüchlichen und nicht linearen Eigenschaften der Systeme beruht, ermöglichte es, die Hypothese von zwei Linien der Genreentwicklung zu äußern. Die eine

Linie, die der linearen, regressiven Entwicklung, besteht in der Erweiterung des Fabeltextes gemäß der Vergrößerung des semantischen Fassungsvermögens des Symbolbildes. Die Erweiterung des Textes erfolgt hauptsächlich auf Kosten von Präzisierungen der Aktionen/Reaktionen und auch von Zuständen der Fabelfiguren im Handlungsablauf und in Beschreibungen durch den Autor, auf Kosten von Anreicherung mit Mikrobildern, Epitheta usw. Solch ein überwiegender Anteil von Iterationen beim Modellieren verwandelt einen Text immer mehr in eine epische Erzählung und rückt die Fabel in die Nähe des Märchens, der didaktischen Erzählung und des Epos.

Eine andere Linie, die der nicht linearen, progressiven Entwicklung, besteht in der konsequenten Verkürzung des Textes (in der Diachronie) beim gleichzeitigen Wachstum des semantischen Inhalts des Symbolbildes. In Fabeltexten dieser Evolutionslinie überwiegt die Dynamik; es werden die Situationen der Auswahl von Verhaltensmöglichkeiten (Bifurkationen), der Dialog, die Verschärfung des Handlungsverlaufs, die Pointe, die Kulmination, hierarchische Metapher, globalisierte Themen, abstrahierte Lexik, aphoristische Aussagen usw. verwendet. Die Analyse der modernen Fabelliteratur bestätigt die gleichzeitige Existenz von zwei Entwicklungslinien (Diehl 1990; Frank 1988; Harres 1988; Heczko 1996; Krüss 1984; Kunze 1974; Liebchen 1990; Neuberger 1985; Schwarz 1992).

In Bezug auf die allgemeine Fabelgenerevolution kommt die Nicht-Linearität z.B. in der von mir so bezeichneten Zickzack-Entwicklung zum Ausdruck, d.h. in der Abweichung von der Hauptlinie der eigentlichen Fabel an die Seite von anderen angrenzenden Genres. Die Struktur des größten Teils von Fabeln aller Perioden ist durch die Polarisierung von zwei entgegengesetzten Tendenzen gekennzeichnet, infolge deren Aufeinanderprall die eine oder andere Wahrheit bestätigt wird. Sie ist vor allem für die entsprechende Periode der gesellschaftlichen Entwicklung von Belang. Sie verliert aber ihre Aktualität auch nicht unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen.

Nicht zufällig, sondern gesetzmäßig erscheint deshalb die Blüte der Fabel nämlich in den durch aktive gesellschaftliche Umgestaltungen geprägten Perioden. Diese sind immer durch Bewegung von entgegengesetzten Kräften, durch Aufdeckung der Widersprüche einer Gesellschaftsordnung und der eigentlichen Menschennatur charakterisiert. Im Laufe der historischen Entwicklung hat die deutsche Fabel auf Prozesse der gesellschaftlichen Umgestaltung operativ reagiert. Deshalb stimmt die Blüte der Fabeldichtung mit den geistigen Veränderungsepochen in der Geschichte Deutschlands (Reformation, Aufklärung) überein.

Die Nicht-Linearität der Fabelentwicklung tritt auch dadurch zutage, dass die Perioden des Aufschwungs in der deutschen Fabeldichtung durch langwierige Perioden des Trägheitszustandes oder gar der Stagnation abgelöst wurden. Von Interesse ist die Bezeichnung dieser Wechselperioden als Wechsel der Latenz- und Aktualisierungsphasen der Fabel (Doderer 1970: 261). Die Widersprüchlichkeit und die Nicht-Linearität des Fabelsystems sind eng miteinander verbunden. In der Latenzperiode entwickelt sich das Fabelgenre ohne wesentliche Änderungen, ohne Bruch der tradierten Genreregeln. Die Latenzperioden fallen auf das Mittelalter, das Barock und das 19. Jahrhundert sowie auf den Anfang des 20. Jahrhunderts.

Die Blüteperioden, während derer die Fabel die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit genoss, zu einem der aktuellsten Literaturgenres wurde und das Interesse für die Fabel sich auch in zahlreichen Theorien widerspiegelte, korrelieren mit den Perioden der gesellschaftlichen Umgestaltung. Die Reformation, die Bauernkriege im 16. Jahrhundert, die Entstehung des Bürgertums und die Verkörperung der Ideale der Aufklärung im 18. Jahrhundert – diese historischen Ereignisse entsprechen den Aktualisierungsphasen der

Fabel dank Luther, Waldis, Alberus, H. Sachs, Gellert, Lessing, Pfeffel und anderen Dichtern der Reformationszeit und Aufklärung. Die deutsche Fabel erlebt also eine besondere Blüte im 16. und im 18. Jahrhundert.

Die Selbstorganisation des evolutionierenden Fabelsystems. J. Nikolis (1989: 10) versteht unter der Selbstorganisation „die Fähigkeit eines offenen Systems, die Umwelt oder sogar die Teile (niedrigere Hierarchieebenen) von sich selber zu MODELLIEREN“. Diese Definition korreliert mit einem offenen, hierarchischen System wie dem der Fabel ganz gut. Die Fabel ist nämlich das Modell einer sozialen Situation, menschlicher Eigenschaften, Handlungen und interpersoneller Beziehungen. Wenn wir unter Teilen des Fabelsystems den Text mit handelnden Fabelfiguren und Ereignissen sowie das Symbolbild verstehen, so erfolgt das Modellieren eines Teils durch den anderen mittels der Metaphorisierung. Genauer gesagt, erfolgt die Metaphorisierung (durch Allegorien) von handelnden Fabelfiguren, von ihrem Verhalten, infolge dessen dann das endgültige verallgemeinernde Symbolbild entsteht bzw. modelliert wird. Der Metaphorisierungsprozess erfolgt nicht linear, mit Beschleunigung, dank derer das Symbolbild aufkommt. Die Nicht-Linearität dieses Prozesses äußert sich in der Verdichtung der Information, die durch einen Sujetext und handelnde Fabelfiguren gestaltet wird. Die Informationsverdichtung, das Ausscheiden der unwesentlichen Information ist ja die Voraussetzung der Modellierung.

Die kompositionsstilistische Untersuchung der Fabel mit Hilfe der synergetischen Begriffe entdeckt jenes verborgene Fundament, das der kurzen aphoristischen Fabel des 20. Jahrhunderts zugrunde liegt, die ihre eigenartige Pracht auf Kosten von hinzugedachten Elementen und Charakteristiken der allegorischen Fabelpersonen bewährt. Als Muster der Anwendung der synergetischen Begriffe zur Untersuchung der Fabel und als Beleg dafür, dass die Regeln der Synergetik auch in diesem System wirken und es transparent und begreifbar machen, führe ich die Interpretation der Fabel des schweizerischen Dichters N.O. Scarpi (20. Jahrhundert) *Die Welt vom Plafond gesehen* (Lindner 1978) an:

In eines Neureichen Prunksalon/ stehn Möbel Louis Quinze und Chippendale/ an der Wand hängen Bilder aus feinstem Öl/ und drüber wölbt sich ein Stuckplafond./ Der Hausherr berät sich mit seinem Bankier./ Wird's steigen? Wird's fallen? Genau weiss man's nie./ Die Hausfrau trinkt mit einem Jüngling Tee/ und zeigt die Beine bis weit übers Knie./ Droben auf dem Plafond spazieren zwei Fliegen munter/ und schauen voller Hohn aufs Menschenvolk hinunter./ Ob IBM steigt, ob Royal Dutch fällt, hat ihnen noch nie das Leben vergällt./ und von Erotik verstehen sie genug./ dergleichen erledigen sie im Flug/ Und so sagt das Männchen: „Du siehst, mein Kind, wie töricht doch diese Menschen sind!/ Plafonds erbauen sie für uns Fliegen/ während sie selber sich mit dem Boden begnügen!“ Und dünkt sich noch so klug das menschliche Geschlecht/ von ihrem Standpunkt aus haben die Fliegen recht. (ebd.)

Die Fabel kann als relativ kurz charakterisiert werden. Obwohl sie fast völlig mit der Autorenrede dargeboten wird (mit Ausnahme der Aussage des Fliegenmännchens), fehlt darin eine ausgedehnte Beschreibung. Die Information wird hauptsächlich durch kurze Sätze wiedergegeben, die durch eine Rhythmus- und Reimunterordnung zusammengehören. Das Aussprechen einer expliziten Moral ist daher ausgeschlossen. Es gibt stattdessen das Schlusswort des Autors, das paradox ist und dem Leser Raum zum Überlegen gibt. Die handelnden Figuren in der Fabel sind schematisch und gekünstelt dargestellt: Die Handlungen der symbolisch angenommenen Fabelfiguren bilden kein richtiges Sujet, durch das eine Handlungsentfaltung klar umrissen wäre; das Situationsbild ist dennoch überaus konkret gemalt.

Der Stilbruch dieser Fabel besteht darin, dass, wenn sie auch vom klassischen Schema (Fehlen einer Konfliktsituation, eines dynamisch sich zuspitzenden Handlungsverlaufs, charakteristischer Fabelfigureneigenschaften, der Inhaltsaufdeckung durch den Autor usw.) weit abweicht, in der Fabel ein grelles, inhaltsreiches und umfassendes Symbolbild des 'Salonlebens' von europäischen Neureichen der Nachkriegszeit geschildert ist. Es thematisiert die menschliche Begrenztheit, die Überheblichkeit und die Armseligkeit der Lebenswerte. Das System hat hier das Gleichgewicht erhalten und sein Ziel erfüllt: Ein inhaltlich fassungsreiches Symbolbild, das die Assoziationen mit Lebenszuständen und Sozialproblemen hervorrufen, ist gestaltet. Dieses Bild ist insofern von universeller Relevanz, als es auch heute seine Aktualität nicht eingebüßt hat (z.B. in Bezug auf die 'Neuen Russen', 'Neuen Ukrainer' usw.). Sehr erkennbar ist auch die nicht lineare Entfaltung dieses Symbolbildes.

In der Fabel kann man deutlich zwei Teile erkennen (ohne Autorenschlusswort). Der erste Teil – das Bild des Salonlebens – beinhaltet vorläufig keine Andeutungen auf das endgültige Symbolbild. Die Erwartungshaltung des Lesers beginnt mit dem Erscheinen der Bilder der zwei Fliegen, die so gelassen auf dem Plafond *spazieren gehen*. Damit beginnt schon eine Metapher, die, in der Tat, einer von oben herabstürzenden Lavine ähnlich, mit immer größerer Geschwindigkeit die Mikrobilder in sich aufnimmt: *spazieren zwei Fliegen munter; schauen voller Hohn aufs Menschenvolk hinunter; nie das Leben vergällt; von Erotik verstehen sie genug; dergleichen erledigen sie im Flug*. Aber einzigartig und vollendet wird die Metapher erst, nachdem sie in sich die Worte des Fliegemännchens 'aufgesaugt' hat, in denen die Welt auf den Kopf gestellt zu werden scheint. Gerade diese Pointe, dieser Kontrast löst den Effekt einer 'Explosion', der Überraschung aus und kristallisiert das Schlussymbolbild. Die Schlussworte des Autors bestätigen es noch einmal. Außer Iterationen, die die Zustände präzisieren und die Entfaltung des allgemeinen Bildes begleiten (was im Geiste von La Fontaine gemacht wurde, für dessen Nachfolger sich Scarpi hielt), tragen zur Nicht-Linearität auch Elemente von Bifurkationen (der Auswahl von Aktionen) bei: *Plafonds erbauen sie für uns Fliegen / während sie selber sich mit dem Boden begnügen!*

Mit dem größten Informationsinhalt wird das Symbolbild durch die eigenartige hierarchische Metapher der Fabel angereichert. Dieselben Ereignisse sind gleichzeitig vom Standpunkt der Menschen auf dem Boden und der Fliegen auf dem Plafond beschrieben. Es erfolgt eine doppelte Übertragung der Eigenschaften und Auswertungen von Fabelfiguren auf das Symbolbild. Den Hierarchieaufbau der Metapher unterstützen auch abseitige lexikalische Einfügungen bei der Darstellung der 'Welt' der Fabelfiguren: Das Fallen von Aktien *hat ihnen noch nie das Leben vergällt; von Erotik verstehen sie genug* usw. Es ist auch das Phänomen der Unvergleichbarkeit der Fabelfiguren zu beobachten. Erstens sind sie zu formell beschrieben, zweitens stammen sie aus verschiedenen Bereichsebenen des Daseins. Deswegen können sie nicht zusammenwirken. Hiermit kann man ein in der Fabel des 20. Jahrhunderts ausgeprägtes Merkmal beobachten: das von den Fabelfiguren relativ unabhängige Entstehen des Symbolbildes. Die Fabelfiguren selbst tragen hier keine Charakter deutende Information in sich, die schon von vornherein einen symbolischen Untertext bilden könnte. Die Symbolik kann auch nicht aus deren Zusammenwirken entstehen, das ja einfach ausfällt. Das beweist, dass so ein umfassendes Symbolbild durch klassisch übliche Allegorisierungsmittel der Fabelfiguren nicht herausgebildet werden kann, wie es z.B. in den meisten Fabeln des 18. Jahrhunderts noch der Fall war.

Wie die durchgeführte Analyse zeigt, hängen die Hauptcharakteristiken der Evolution

des Fabelstils (Nicht-Ausgeglichenheit, Widersprüchlichkeit, Abhängigkeit von Attraktoren, Selbstorganisation, Nicht-Linearität, Offenheit, Dissipativität) und deren begleitende Elemente (Iterationen, Bifurkationen, Verdichtung der Information, Hierarchieaufbau, Modellierung) eng zusammen und können ohne Bezug aufeinander nur mit Vorbehalt betrachtet werden. Sie sind als universelle methodologische Mittel zur systemgemäßen Ausgliederung und Begründung der Haupttendenzen bei Änderungen der Stilzüge der Fabel verschiedener Epochen notwendig. Diese Änderungen wirken vor allem auf die Mittel des Aufbaus der metaphorischen Allegorie und dementsprechend auf das Entstehen des Symbolbildes der Fabel und auf dessen semantisches Fassungsvermögen ein. Die weiteren Studien sind also auf die Untersuchung des Entstehungsmechanismus der Metapher und ihrer Evolution in Fabeltexten und dementsprechend der Evolution des Symbolbildes gerichtet.

Literatur

- Deutsche Fabeln aus neun Jahrhunderten* (1991). Hrsg. von K.W. Becker. Leipzig.
- Данилова, Татьяна (1994): *Архетипические корни притчи*. В: *Рациональность и семиотика дискурса*. Киев, 59-73.
- Diehl, Otto Siegfried (1990): *Vom Narrengesicht der Zeit: Fabeln, Satiren, Humoresken und sonstiges*. Frankfurt a.M.
- Doderer, Klaus (1970): *Formen, Figuren, Lehren*. Zürich/Freiburg.
- Ейгер, Генрих (1992): *Язык и синергетика (к постановке проблемы)*. В: *Вестник Харьковского университета* 372, 131-137.
- Frank, Dankmar Müller (1988): *Elsternflüge: Fabeln, Miniaturen, Satiren*. Stuttgart.
- Harres, Hans (1988): *Seifenblasen: Gedichte, Fabeln und Sinnsprüche für Kinder*. Schaffhausen.
- Heczko, Walter (1996): *Der Fuchs sass zu Gerichte: gereimte Fabeln*. Berlin.
- Юнг, Карл (1988): *Об архетипах коллективного бессознательного*. В: *Вопросы философии* 1, 135-149.
- Капица, Сергей/Курдюмов, Сергей (1997): *Синергетика и прогнозы будущего*. Москва.
- Князева, Елена/Курдюмов, Сергей (1992): *Синергетика как новое мировидение: диалог с И. Пригожиным*. В: *Вопросы философии* 11, 25-32.
- Князева, Елена/Курдюмов, Сергей (1994): *Законы эволюции и самоорганизации сложных систем*. Москва.
- Krüss, James (1984): *Die Schiffbrüchigen oder Die Fabelinsel: ein Südseebuch voller Fabeln, Kokospalmen und Möweneier*. München.
- Kunze, Reiner (1974): *Brief mit blauem Siegel. Gedichte*. Leipzig.
- Liebchen, Wilfried (1990): *Die Fabel: das Vergnügen der Erkenntnis; Fabel, Gleichnis, Parabel, Witz; mit einer Abhandlung über die Formkriterien dieser Gattung*. Kilianshof.
- Lindner, Hermann (1978): *Fabeln der Neuzeit: Kritische Information. England, Frankreich, Deutschland. Ein Lese- und Arbeitsbuch*. München.
- Neuberger, Karl (1985): *Viechereien: neue Fabeln reimgebastelt*. Zweibrücken.
- Николис, Джейн (1989): *Динамика иерархических систем. Эволюционное представление*. Москва.
- Піхтовнікова, Лідія (2000): *Еволюція німецької віршованої байки (13-20 ст.): жанрово-стилістичні аспекти*. Дисс. ... док. філол. наук. Київ.
- Pichtownikowa, Lidija (2008): *Synergie des Fabelstils: Die deutsche Versfabel vom 13.-21. Jahrhundert*. (=Ukrainische Beiträge zur Germanistik, Band 5. Hrsg. von G. Koller). Aachen.
- Пиотровский, Раймонд (1996): *О лингвистической синергетике*. В: *НТИ* 2/12, 1-12.
- Schwarz, Jürgen (1992): *Das eitle Schaf: Fabeln*. Mainz.
- Weinert, Erich (1963): *Ein Lesebuch für unsre Zeit*. Weimar.

Kludia Prokopczuk

Erlangen-Nürnberg (Deutschland)

PARENTHESEN UND EXKURSE IN DER GESCHRIEBENEN SPRACHE: UNTERSCHIEDE UND GEMEINSAMKEITEN

Einleitung: Vordergrund-Hintergrund-Gliederung in Texten

Beim Verfassen eines Textes wählt der Sprecher/Schreiber aus der Menge vorhandener Informationen nur einen kleinen Teil zur Versprachlichung aus. Nach der Phase der Informationsselektion werden die wiederzugebenden Informationen in eine lineare Abfolge von einfachen, erweiterten, elliptischen, (mehrfach) zusammengesetzten Sätzen usw. geordnet. Dabei haben die aufeinander folgenden Satzsegmente, Sätze, Satzsequenzen und Teiltexte¹ nicht immer den gleichen Wert für die Themenentfaltung oder Entwicklung der Handlungsführung. Man kann in Texten „neben den durchgängigen Hauptgedanken, dem durchgeführten Hauptthema, weitere Nebengedanken oder Nebenthemen ausmachen, die in gewissen inhaltlichen Beziehungen zum Hauptgedanken stehen, dennoch deutlich davon abgesetzt sind“ (Hartmann 1984: 305). Bei einer Erzählung werden z.B. Ereignisse angegeben, die eine Art roten Faden durch den Text hindurchziehen und den eigentlichen Fluss der Geschichte bilden. Zwischen die Segmente, die dies leisten, können auch solche eingeschoben werden, die beschreibende, kommentierende, präzisierende, bewertende u.ä. Funktionen haben. Auch in nicht-narrativen (z.B. beschreibenden, argumentativen) Texten lässt sich eine funktionale Trennung zwischen Äußerungen feststellen, die direkt „zum Thema“ werden und die Kontinuität der Themenabhandlung aufrechterhalten, und solchen, die ergänzende, wenn auch oft wichtige Informationen vermitteln. Dieses „Ebenenprinzip“, wonach der Informationsstruktur der primären Ebene eine sekundäre Strukturebene zugeordnet wird, lässt sich auf die wahrnehmungspsychologische Trennung von Figur und Grund zurückführen (Reinhart 1984, Dressler 1989: 47ff.). In der Linguistik spricht man in diesem Zusammenhang von Informationsgewichtung (Grounding) und unterscheidet in einem Text zwischen Vordergrund und Hintergrund (vgl. Weinrich 1964, Dressler 1972, Hartmann 1984 u.a.) oder Hauptstruktur und Nebenstruktur (Klein/von Stutterheim 1987 und 1992).

¹ Unter dem Teiltexat verstehen wir eine inhaltlich determinierte, semantisch kohärente Größe der Textgliederung, deren Grenzsignale die Unterbrechung der thematischen Progression, der Übergang von einem Teilthema zum anderen sind (vgl. Agricola 1979: 60, Moskalskaja 1981: 166).

Ein besonderes Interesse bei der Erforschung von Phänomenen der Informationsstrukturierung und –gewichtung gilt der Frage nach den sprachlichen Mitteln, die dazu dienen, bestimmte Text- oder Satzteile hervorzuheben und sie „in den Vordergrund“ zu rücken, die anderen dagegen herabzusetzen und als ‘Hintergrund‘ zu markieren. Manchmal wird direkt gesagt, dass bestimmte Informationen ‘im Vordergrund stehen‘ oder dass etwas ‘hintergründig‘ ist; bestimmte Teile eines schriftlichen Textes können durch die Überschriften wie ‘Exkurs‘, ‘historischer Hintergrund‘, ‘Hintergrundinformationen zum Thema ...‘ u.ä. als hintergründig gekennzeichnet werden. In den meisten Fällen aber unterscheidet der Leser/Hörer zwischen dem Vorder- und Hintergrund auf der Basis von Schlüssen, die er einem Bündel von im Text verarbeiteten Merkmalen (morphologischen, semantischen, syntaktischen, pragmatischen, ggf. auch intonatorischen) entnimmt; keins dieser Merkmale dient jedoch ausschließlich der Markierung von Informationsgewichtung (vgl. Bartschat 1987: 758, 762).

Unter syntaktischen Gewichtungsmitteln wurde insbesondere die Verteilung von Informationen auf Haupt- und Nebensätze untersucht, da in narrativen Texten die Subordinierung ein starkes Indiz für den Hintergrund ist. Der Höhepunkt der Arbeiten zu diesem Gegenstande lag in den 1970er bis zu den 1990er Jahren, als eine Reihe bis heute gültiger Studien dazu erschien (verwiesen sei hier auf Weinrich 1964, Fleischmann 1973, Thompson 1987, Brandt 1996, Lötscher 1998, um nur einige zu nennen). Auch der Jubilar hat sich mit diesem Thema intensiv befasst; besonders zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang seine Monographie „Satzgefüge und Text“ (Prokopčuk 1990) mit einem Kapitel, das – unter Berücksichtigung der Textsorten und Verwendungskontexte – der Verteilung vordergründiger und hintergründiger Inhalte in verschiedenen Arten von Satzgefügen gewidmet ist.

Die Wahl der Nebensatzform ist bei weitem nicht die einzige Möglichkeit, bestimmte Informationseinheiten als hintergründige Information zu kennzeichnen. Parenthesen (im engeren Sinne), Nachträge, parenthetische Einschübe auf der Textebene sind – wie es aus den Untersuchungen zu dieser Problematik hervorgeht – offensichtlich das stärkste Mittel zum Markieren des Hintergrunds, wobei die parenthetische Form oft mit anderen Merkmalen des Hintergrunds (imperfektive Bedeutung der Verben, Abweichungen von chronologischer Abfolge der Ereignisse im narrativen Text u.a.) korreliert (Prokopčuk 2000).

Gegenstand der vorliegenden Untersuchung sind Sätze mit parenthetischen Einschüben, die sich durch einen übermäßigen Umfang auszeichnen und die Gestalt eines mehrfach zusammengesetzten Satzes oder gar eines Teiltextes haben. Es handelt sich um Strukturen, die in schriftlich realisierten Texten regelhaft vorkommen und sowohl aus funktionalen, als auch aus informationsstrukturellen Gesichtspunkten viel Ähnlichkeit mit Exkursen aufweisen – Einschüben auf der Textebene, die nach dem Abschluss des einen syntaktischen Satzes und vor Beginn des nächsten, meist von Gedankenstrichen oder Klammern umschlossen, in den „Matrixtext“ eingefügt sind.

Zur Frage der Abgrenzung zwischen Parenthese und Exkurs

In der linguistischen Literatur stellen Parenthesen kein zentrales Thema dar, obwohl sie sowohl in der Schriftlichkeit als auch in der mündlichen Kommunikation recht häufig anzutreffen sind. Eine Definition der Parenthese – wenn man Aussagen von verschiedenen Autoren zusammenzufassen versucht – beruht auf einem Bündel von formal-syntaktischen, semantischen, graphischen bzw. intonatorischen und funktional-kommu-

nikativen Merkmalen. Traditionell versteht man unter Parenthese einen intonatorisch oder graphemisch abgegrenzten Einschub in eine syntaktisch geschlossene Einheit, den sog. Trägersatz, z.B.:

- (1) Wir gingen zusammen – es war unser erster gemeinsamer Gang in der Stadt – in ein Musikaliengeschäft und sahen Grammophone an [...]. (H. Hesse, 131)
- (2) Ich habe mit 10 000 Euro Einsatz Mitte März an der Börse 25 000 Euro Reingewinn gemacht (nach Steuern) und dadurch die Zahlungen meiner Hypothek gesichert.

Der Satz innerhalb der Bindestriche und der eingeklammerte Ausdruck sind Parenthesen, die sie umgebenden Sätze sind Trägersätze. Der Einschub kann die Form eines Wortes, einer Wortgruppe, eines Satzes oder sogar eines aus mehreren Sätzen bestehenden Teiltextes haben. In gesprochener Sprache sind Parenthesen durch Pausen, eine andere Stimmlage sowie ein verändertes Sprechtempo gekennzeichnet, in der Schriftsprache werden sie durch Gedankenstriche, Klammern oder Kommata vom Trägersatz abgehoben. Durch die Positionierung der Parenthese im Rahmen des Trägersatzes wird die Sistierung der Planausführung in einem gewissen Stadium bewirkt. Nach dem Abschluss des parenthetischen Einschubs wird der im Wissen des Sprechers oder Schreibers existierende Plan wiederaufgegriffen und (als die rechte Trägersatzhälfte) zu Ende geführt (vgl. dazu Kügelgen 2003).

Bei der Vielfältigkeit von Erscheinungsformen scheinen für die Charakterisierung dessen, was in der einschlägigen Literatur unter den Begriff 'Parenthese' fällt (zu Kriterien und Problemen der Parenthesendefinition vgl. Prokopczuk 2010), die funktionalen Eigenschaften von ausschlaggebender Bedeutung zu sein. So argumentieren Margareta Brandt (1996) und Karin Pittner (1995) bei der Charakterisierung von Parenthesen in Kategorien von Informationsstruktur dafür, dass der Einschub „eher eine Abwertung des Gewichts der Information gegenüber dem frei vorkommenden, selbständigen Satz“ bewirkt und dass „ein eingeschobener Satz eine Nebeninformation“ enthält (Pittner 1995: 102).

Außerdem finden sich im Text Fragmente (sie können Form eines Satzes, eines Teiltextes oder eines kurzen Textes haben), die den Parenthesen darin entsprechen, dass sie zum Hintergrund des Textes gehören und durch Einklammerung bzw. Gedankenstriche als Nebeninformation gekennzeichnet sind, aber „eingeschoben“ sind sie nicht in einen Trägersatz, sondern in eine Abfolge von Sätzen (s. Beispiele 5, 6). In der Literatur gibt es keine einheitliche Bezeichnung für solche Einschübe auf der Textebene. Wolfgang Fleischer und Georg Michel schlagen vor, „auch eine Bemerkung in Klammern zwischen abgeschlossenen Sätzen“ als „parenthetischen Einschub im satzexternen Kontext“ aufzufassen (Fleischer/Michel 1975: 184; vgl. auch Prokopczuk 1999), bei anderen Linguisten (Bassarak 1987, Pittner 1995, Stoltenburg 2003) fallen solche Einschübe unter den Begriff 'Exkurs'.

Generell versteht man unter einem Exkurs, auch Digression genannt, eine bewusste Abschweifung vom eigentlichen Thema, einen erläuternden Zusatz, ergänzende oder vertiefende Ausführungen in einem Vortrag oder Buch, Behandlung eines Nebenthemas im Rahmen eines Einschubs oder Anhangs (Schulz/Basler/Strauß 1995: 450). In diesem (rhetorischen) Sinne kann auch eine Satzparenthese im Rahmen eines Trägersatzes, wenn sie eine Erweiterung des Hauptthemas durch zusätzliche Information bewirkt, als Exkurs (Digression) betrachtet werden. In seiner engeren Bedeutung bezeichnet der Begriff Exkurs „kürzere Ausarbeitung eines Spezial- oder Randproblems im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit“ (Büntig/Karatas 1996: 347). In diesem Fall wird ein Teil des Textinhalts durch Überschriften wie „Exkurs“, „Theoretischer Exkurs“, „(Kleiner) Ex-

kurs zu ...“ u.ä. als Nebeninformation gekennzeichnet, wobei die explizite Kategorisierung das Erkennen der Textfunktion erleichtert.

In linguistischen Studien, wenn es darum geht, die Parenthese als Träger hintergründiger Information von anderen funktional verwandten Strukturen, darunter auch Exkursen, abzugrenzen, kommen vor allem selbständige Sätze (oder Satzsequenzen), die nicht innerhalb eines Trägersatzes auftreten und durch Einklammerung bzw. Gedankenstriche als Nebeninformation gekennzeichnet sind, in Betracht (größere Textstücke, die mit „Exkurs“ o.Ä. eingeleitet und in der Textgliederung anderen Abschnitten formal gleichgestellt sind, werden eher nicht herangezogen). Die Unterscheidung zwischen Parenthese und Exkurs erfolgt dann aufgrund von formal-syntaktischen Eigenschaften: der Exkurs ist nach dem Abschluss der einen syntaktischen Satzstruktur und vor Beginn der nächsten eingeschoben, die Parenthese stellen dagegen Unterbrechungen einer Satzstruktur dar. In beiden Fällen liegt ein informatorischer Rangunterschied zwischen dem Einschub und der einbettenden Struktur (in Form eines Trägersatzes bzw. eines Matrixtexts) vor.

Betrachtet man die Möglichkeit, eine und dieselbe Nebeninformation entweder als Parenthese oder in einem nachfolgenden Satz auszudrücken, so muss man oft feststellen, dass die parenthetische Konstruktion gewisse ökonomische Vorteile gegenüber aufeinanderfolgenden Sätzen mit sich bringt. In Zusammenhang mit den Beispielen:

- (3) Maria – die kennst du ja – hat Marianne – die hast du übrigens noch nicht getroffen – gestern zum Essen eingeladen. (zit. nach d’Avis 2005: 273)
- (4) Maria hat Marianne gestern zum Essen eingeladen: Übrigens: Die erstere kennst du, die zweite hast du noch nicht getroffen. (zit. nach ebd.)

Bemerkt Franz d’Avis, dass derselbe Inhalt, in einer Abfolge von selbständigen Sätzen ausgedrückt, „eine ungleich komplexere, auch aus informationsstrukturellen Gesichtspunkten aufwendigere Konstruktion“ ergibt (ebd.). Auch Armin Bassarak vertritt die Meinung, dass Exkurse „mehr kommunikationstechnischen Aufwand“ erfordern als Parenthesen, „da hinterher die Referenzstränge der Haupthandlung neu gesetzt bzw. explizit wiederaufgenommen werden müssen“ (Bassararak 1987: 175, s. auch Pittner 1995: 103). Die nachstehenden Beispiele (5, 6) mögen dies veranschaulichen:

- (5) **Die Politik und ganz besonders eine totalitäre Ideologie** versuchen gezielt und massiv auf das Verhältnis zwischen **dem Zeichen-Verwender [Sprecher]** und dem Zeichen einzuwirken, um über eine genormte Wortwahl die Übernahme von bestimmten Wertvorstellungen zu erreichen. – Damit liegt das spezifische Schwergewicht von Untersuchungen zur Sprache im Totalitarismus auf dem Gebiet der Pragmatik. – **Auf diese Weise** wollen **sie ihn** zu einem der Ihren machen und über die Sprache sein Denken in ihre Richtung lenken. (K. Steinke, 362)

In Textfragment (5) erklärt der Autor mit dem durch Gedankenstriche gekennzeichneten Satz, inwiefern die Aussage über die Politik der Sprachregelungen in Diktaturen für die Fragestellung des ganzen Artikels relevant ist. Die Weiterführung der Hauptstruktur des Textes im darauf folgenden Satz schließt mit „*auf diese Weise*“ direkt an die Aussage des Satzes vor dem Exkurs an und führt den Text auf dieser (hierarchisch höheren) Ebene weiter. Mit dem anaphorischen Pronomen „*sie*“ wird wiederaufnehmend auf „*die Politik [...] und eine totalitäre Ideologie*“ referiert, mit „*ihn*“ – auf „*der Zeichen-Verwender [Sprecher]*“. Dieses Textfragment wäre ohne die Gliederung durch Gedan-

kenstriche schwer verständlich, denn sonst hätte der Leser als erstes versucht, die anaphorisch verwendeten Pronomina (*sie, ihn*) auf die Nominalphrasen des Vorgängersatzes zu beziehen. Durch die Wahl der Markierung durch Gedankenstriche gibt der Schreiber an, dass die im Exkurs enthaltene Information nicht zum Gegenstand der weiteren Argumentation wird.

Die Wiederaufnahme kann auch durch partielle Wiederholung des Satzes vor dem Exkurs erfolgen:

- (6) So legte es kurz und bündig Anchises aus, der Vater des Aineias, der mich, die Königstochter, Priesterin, die Geschichte Troias lehrte. **Also hör doch mal zu**, Mädchen. (Des Anchises langer Kopf. Der hohle, vollkommen kahle Schädel. Die Unzahl der Querfalten auf der Stirn. Die dichten Brauen. Der helle listige Blick. Die beweglichen Gesichtszüge. Das starke Kinn. Der heftige, oft zum Lachen, öfter zum Schmunzeln aufgerissene oder verzogene Mund. Die schlanken kraftvollen Hände mit den heruntergearbeiteten Nägeln, des Aineias Hände.) **Also hör zu**. (Ch. Wolf, *Kassandra*, 231, zit. nach: Prokopčuk 1990: 63)

Vergleicht man die oben angeführten Textstücke (5, 6) mit einem Satz wie (1), so kann man der Behauptung, dass Parenthesen weniger kommunikativen Aufwand erfordern als Einschübe auf der Textebene, nur zustimmen. Eine detailliertere Analyse zeigt jedoch, dass es auch Sätze mit Parenthesen anzutreffen sind, bei denen es problematisch wird, „nahtlos“ an die abgebrochene Struktur des Trägersatzes anzuschließen.

Grenzbereiche zwischen Parenthese und Exkurs in der geschriebenen Sprache

Parenthetische Konstruktionen sind Äußerungen bzw. Äußerungssequenzen von unterschiedlicher struktureller Komplexität. Manchmal zeichnen sie sich durch einen übermäßigen Umfang aus, insbesondere wenn die Parenthese die Gestalt eines mehrfach zusammengesetzten Satzes oder gar eines Teiltextes hat und den Umfang des Trägersatzes bei weitem übertrifft. Im Folgenden soll gezeigt werden, dass die Länge und die Komplexität der Parenthese bewirken können, dass diese in der mentalen Verarbeitung des Lesers im gewissen Grade losgelöst von dem Trägersatz erscheint, was zur Folge hat, dass sogar eine syntaktische Beschreibung solcher Konstruktionen über den Rahmen der Satzgrammatik hinausreicht und vielmehr auf der Ebene der Textgrammatik erfolgen muss.

So sind in schriftlichen Texten Sätze anzutreffen, wo die Länge und Komplexität der Parenthese die Wiederaufnahme des linken Teils des Trägersatzes erfordert, was im Endeffekt zu einem Neuanfang führt. Zum Beispiel:

- (7) **In seiner bangen Gereiztheit** (auch er kannte den Angeklagten Gruhl sen. von Kindesbeinen an, hatte immer Sympathie für ihn empfunden, ihn sogar noch wenige Wochen vor der Tat zur Restaurierung einer kostbaren, nach langem Erbstreit mit seiner Kusine Lisbeth, einer Schwester der Agnes Hall, endlich in seinen Besitz gelangten Empire-Kommode herangezogen und sich bei der Entlohnung des Gruhl zwar nicht nachweisbar, aber faktisch schuldig gemacht, weil er, wissend, daß jener unter einem wahren Bombardement von Pfändungsbefehlen stand, ihm seinen Lohn „zugesteckt“ hatte), **in seiner bangen Gereiztheit** vergaß Dr. Stollfuss, die Mittagspause rechtzeitig anzuberaumen [...]. (H. Böll, 37-38)

Die von der Parenthese unterbrochene Trägersatzkonstruktion wird nicht direkt an der Abbruchstelle fortgeführt, sondern es kommt zur Wiederholung des dem Einschub

vorangehenden Äußerungsteils (*In seiner bangen Gereiztheit [...] in seiner bangen Gereiztheit...*). Durch diese Wiederholung wird es dem Leser ermöglicht, nach einer Sequenz hintergründiger Informationen den Anschluss im Trägersatz wieder herzustellen und somit zur übergeordneten narrativen Struktur zurückzukehren. Die Feststellung also, dass Parenthesen bei der Vermittlung von Nebeninformation weniger kommunikationstechnischen Aufwand erfordern als Exkurse (Bassarak 1987: 175, Pittner 1995: 103), ist zwar tendenziell richtig, aber zu pauschal. Die Wiederaufnahme der durch eine umfangreiche Parenthese unterbrochenen Trägersatzstruktur erfordert im Prinzip einen nicht minderen kommunikativen Aufwand als bei der Rückkehr zum Hauptstrang der Textstruktur nach einem Exkurs. Die vollständige oder teilweise Wiederholung eines Teils des Trägersatzes unterstützt beim Leser Verarbeitungs- und Verstehensprozesse und trägt dazu bei, dass dieser den Überblick über die syntaktische und/oder semantische Struktur des Trägersatzes nicht verliert.

Parenthesen, die zur Wiederholung des dem Einschub vorausgehenden Teils des Trägersatzes führen, kommen – wenn auch eher selten, denn dort steht dem Schreiber die Fußnote als ökonomischeres Mittel zur Verfügung – auch in wissenschaftlicher Schriftsprache vor:

- (8) [...] **in keinem der beiden Fälle**, in dem – von mir ausgeschlossenen – letzteren übrigens, wie leicht einzusehen ist, noch weniger als dem ersteren, **in keinem der beiden Fälle** also sind die naturwissenschaftlichen Äquivalente der zitierhaften Zeichen linguistischer Rede sprachliche Zeichen. (R. Harweg, 116)

In (8) ist die Wiederaufnahme des unterbrochenen Trägersatzes zweifach gekennzeichnet: durch die Wiederholung (*in keinem der beiden Fälle*) und durch den textorganisierenden Adverbkonnektor *also*; vgl. auch ein weiteres Beispiel:

- (9) So stieg sie denn die verhältnismäßig enge Spindel der Stiege hinab, immer um den eingebauten Aufzug herum, trug ihre Preziosität durch den hohen hallenden Torweg **an der Portierloge vorbei** (dieses Gebäude stammte, wie so viele in Wien, aus der sogenannten Gründerzeit, und der seinerzeitige Erbauer und Eigner, Herr Doro Stein, ein bedeutender Rennstallbesitzer übrigens, hatte auf die Einfahrt für seine Kutsche und eine gewisse sonore Repräsentation Wert gelegt) – **an dem herausblickenden und grüßenden Hausmeister vorbei** also schritt Mary auf das kleine Pfortchen in dem großen Tore zu, drückte es auf [...] und stand nun überrascht auf dem Trottoir [...] (H. von Doderer, 47)

Wie in der Studie von Eva Breindl (2008) gezeigt wird, übernehmen unflektierbare Wörter wie *also*, *aber*, *freilich*, *hingegen*, *nun*, *schon* u.a.m. neben ihrer propositionsverknüpfenden noch eine informationsstrukturelle Funktion, indem sie in der geschriebenen Sprache einen Topikwechsel markieren und die thematische Einbindung des Satzes, in dem sie auftreten, in einen größeren Textzusammenhang kennzeichnen. Die informationsstrukturelle Funktion von Adverbkonnektoren in der Nacherstposition realisiert sich, so Eva Breindl, erst auf der textuellen Ebene und „nicht auf einer propositionalen Ebene der Ereignisse“ (Breindl 2008: 44). Was den Adverbkonnektor *also* in der Nacherstposition anbetrifft, der auch in Sätzen mit parenthetischen Einschüben von größerer Komplexität regelhaft vorkommt (siehe auch Beispiel 13), kennzeichnet er bei der Textbildung „vorzugsweise eine *Rethematisierung* eines bereits behandelten Topiks, [...] die Rückkehr zu einer durch eine Nebenhandlung oder einen anderen Diskurstyp unterbrochenen Haupthandlungsstruktur, den Beginn eines neuen Abschnitts (häufig auch graphematisch markiert). Die temporal-deiktische Grundbedeutung verursacht eine »Vergegenwärtigung« der Szene für den Leser [...].“ (ebd.)

Vergleicht man Sätze wie (8), (9) und (13) mit dem Textfragment (10), muss man feststellen, dass die formal innersatzliche Relation, welche durch *also* in (8), (9) und (13) markiert wird, von derselben Natur ist wie in Textstrukturen, in denen die von einem Exkurs unterbrochene Handlungsführung wieder aufgenommen wird (siehe Beispiel 10 und Belege in Breindl (ebd.).

- (10) Ich habe mich mit Melzer viel unterhalten, vor fünfundzwanzig Jahren schon zu Wien in der Porzellangasse [...]. Im ersten Kriege vielfach selbständig handelnd – was blieb auch anders übrig – hat Melzer eine selbständige Art zu existieren überhaupt noch nicht besessen, **wie er versicherte**. (Nebenbei, lieber Leser, gedachter und geachteter Leser, was hältst du eigentlich vom Handel – ich meine: gehört es wirklich uns? ist es für uns immer bezeichnend? Aber paß' auf, es steht viel auf dem Spiel bei dieser Doktorfrage, denn, zum Exempel, wird sich deine ganze Einstellung der dramatischen Literatur gegenüber nach ihrer Beantwortung richten müssen! Keine Abschweifungen! Jedes *avis au lecteur* ist verdächtig.) **Melzer also sagte dazu noch**, daß es viele Jahre über 1918 hinaus bei ihm durchaus so geblieben sei (bis zu einem bestimmten Samstag-Nachmittage). (H. von Doderer, 85-86)

Da bei längeren Parenthesen der Überblick über die Konstruktion des ganzen Satzes verloren geht, wird der Trägersatz auch in schriftlichen Texten manchmal in anakoluthischer Form wieder aufgenommen, wie es in (11) zu beobachten ist:

- (11) Und obwohl er ganz anders aussah, **dachte sie jetzt**, freilich unmessbar kurz und gleichsam hauchdünn – der Gedanke war nur so etwas wie eine jener Wolken, die einen sonst blauen Himmel stellenweise ein wenig trüben, ohne dabei als eigne Gebilde recht sichtbar zu werden –, **sie dachte jetzt** also an Carlo und an die anderen Italiener [...]. (H. Eisenreich, 215)

Die Konstruktion des Trägersatzes wird syntaktisch auf eine andere Weise fortgeführt (*dachte sie jetzt – sie dachte jetzt*), dafür erhält der Trägersatz mit dem Anschluss „*sie dachte jetzt also...*“ eine ausgewogenere rhythmische Struktur. Der Umstieg in einen neuen Satzbauplan, bei dem die Realisation eines Kernsatzes (Verbzweitstellung) statt eines in dieser Position zu erwartenden Stirnsatzes (Verberststellung) stattfindet, ist in anakoluthischen Strukturen sehr gebräuchlich (Hoffmann 1991: 113, Gansel/Jürgens 2002: 195); auch in Sätzen mit Parenthesen großen Umfangs ist zu beobachten, dass der Schreiber – mit einer partiellen Wiederholung des dem Einschub vorausgehenden Äußerungsteils – in der rechten Trägersatzhälfte auf eine Verbzweitstellung-Konstruktion umsteigt (vgl. auch Beispiel 13).

Als Übergangsfall zwischen Parenthese und Exkurs sind auch sprachliche Gebilde zu betrachten, wo ein Trägersatz eine aus mehreren Sätzen bestehende Parenthese umfasst:

- (12) Als sich seine Augen an die Dunkelheit des Partykellers gewöhnt hatten (Partykeller? Prowaznik erinnerte sich, daß man in der Jugend seiner Eltern ähnliche Lokalitäten so bezeichnet hatte. Doch was war das hier? Ein *Clubbing*? Ein *After Hours*? Prowaznik kannte, um ehrlich zu sein, nur *After Eights*), sah er, in welche Gesellschaft er heute abend geraten war [...]. (Freizeit (Kurier) Nr. 322. [kursiv im Original])
- (13) Melzer aber schaute an Thea vorbei gegen die vier Obstbäume des Gärtchens. [...] Und **war** jedenfalls und **bedingungslos bereit, das Verfögte** (ihm schien es verfügt, nur ihm und jetzt augenblicklich – aber gleichwohl war er zuinnerst überzeugt davon, daß es doch recht gefügt sei, und das alles wußte unser Major! Wer zweifelt noch an sei-

nem seit dem 22. August entstandenen Zivilverstand?) – **das Verfügte also war er bedingungslos bereit**, als endgültig hinzunehmen (H. von Doderer, 740)

Die angeführten Belege (12, 13) können nur begrenzt auf der gleichen Ebene wie gewöhnliche Satzparenthesen behandelt werden. Solche Strukturen, die in der Fachliteratur nicht bzw. nur am Rande besprochen werden und die dennoch in Texten regelhaft anzutreffen sind, durchbrechen die Grenzen der syntaktischen Basiseinheit „Satz“ und gehören vielmehr auf Ebene der textgrammatischen Beschreibung.

Zusammenfassung

Sowohl der Exkurs als auch die Parenthese dienen der Anordnung der Informationseinheiten in linearen Textfluss und ihrer Kennzeichnung als Nebeninformation. Im vorliegenden Aufsatz wird die These vertreten, dass die strikte Unterscheidung beider Phänomene aufgrund von formal-syntaktischen Eigenschaften, wie sie in den neueren Studien zur Parenthesenproblematik zu beobachten ist, bei den Satzparenthesen großen Umfangs sowie bei den aus mehreren Sätzen bestehenden Parenthesen auf ihre Grenzen stößt. Besondere Aufmerksamkeit verdienen dabei Ähnlichkeiten zwischen der Wiederaufnahme einer unterbrochenen Trägersatzstruktur und der Rückkehr zu einer durch einen Exkurs unterbrochenen Haupthandlungsstruktur in einem Textfragment. Daher erscheint, vor allem für funktional ausgerichtete Studien, eine Erweiterung des Konzepts der Parenthese bis zum Umfang von Teiltexträumen als durchaus sinnvoll. Was aber nicht bedeutet, dass mit der Nivellierung des funktionalen Unterschieds zwischen Parenthesen großen Umfangs und Exkursen die formalen Unterschiede zwischen den beiden Arten von Einschüben negiert werden sollen.

Literatur

- Agricola, Erhard (1979): *Textstruktur – Textanalyse – Informationskern*. Leipzig.
- Bartschat, Brigitte (1987): *Aspekt und „grounding“ in russischen Texten*. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 6, 758-771.
- Bassarak, Armin (1987): *Parenthesen als Illokutive Handlungen*. In: Motsch, Wolfgang (Hg.): *Satz, Text, sprachliche Handlung*. Berlin, 163-178.
- Brandt, Margareta (1996): *Subordination und Parenthese als Mittel der Informationsstrukturierung in Texten*. In: Motsch, Wolfgang (Hg.): *Ebenen der Textstruktur. Sprachliche und kommunikative Prinzipien*. Tübingen, 211-240.
- Breindl, Eva (2008): *„Die Brigitte nun kann der Hans nicht ausstehen“*. *Gebundene Topiks im Deutschen*. In: *Deutsche Sprache* 1/08, 27-49.
- Bünting, Karl-Dieter/Karatas, Ramona (Hg.) (1996): *Deutsches Wörterbuch. Mit der neuen Rechtschreibung*. Chur.
- d’Avis, Franz Josef (2005): *Über Parenthese*. In: d’Avis, Franz Josef (Hg.): *Deutsche Syntax: Empirie und Theorie*. Göteborg, 259-278.
- Dressler, Wolfgang U. (1972): *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen.
- Dressler, Wolfgang U. (1989): *Semiotische Parameter einer textlinguistischer Natürlichkeitstheorie*. Wien.
- Fleischer, Wolfgang/Michel, Georg (1975): *Stilistik der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig.
- Fleischmann, Klaus (1973): *Verbstellung und Relieftheorie: ein Versuch zur Geschichte des deutschen Nebensatzes*. München.
- Gansel, Christina/Jürgens, Frank (2002): *Textlinguistik und Textgrammatik. Eine Einführung*. Wiesbaden.

- Hartmann, Dietrich (1984): *Reliefgebung: Informationsvordergrund und Informationshintergrund in Texten als Problem von Textlinguistik und Stilistik*. In: *Wirkendes Wort* 4/84, 305-323.
- Hoffmann, Ludger (1991): *Anakoluth und sprachliches Wissen*. In: *Deutsche Sprache* 2/91, 97-119.
- Klein, Wolfgang/Stutterheim, Christiane von (1987): *Quaestio und referentielle Bewegung in Erzählungen*. In: *Linguistische Berichte* 109, 163-183.
- Klein, Wolfgang/Stutterheim, Christiane von (1992): *Textstruktur und referentielle Bewegung*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 86, 67-92.
- Kügelgen, Rainer von (2003): *Parenthesen – handlungstheoretisch betrachtet*. In: Hoffmann, Ludger (Hg.): *Funktionale Syntax. Die pragmatische Perspektive*. Berlin/New York, 208-230.
- Lötscher, Andreas (1998): *Die Textlinguistische Interpretation von Relativsätzen*. In: *Deutsche Sprache* 26, 97-120.
- Moskalskaja, Olga I. (1981): *Grammatika teksta*. Moskva.
- Pittner, Karin (1995): *Zur Syntax von Parenthesen*. In: *Linguistische Berichte* 156, 85-108.
- Prokopčuk, Aleksej A. (1990): *Složnopodčinennoe predloženie i tekst*. Charkov.
- Prokopczuk, Klaudia A. (1999): *Teiltext- und Textparenthesen*. In: *Stupskie Prace Humanistyczne* 17a. Stupsk, 109-118.
- Prokopczuk, Klaudia (2000): *Aspekt und Grounding in narrativen Texten mit Parenthesen*. In: Katny, Andrzej (Hg.): *Aspektualität in germanischen und slawischen Sprachen*. Poznań, 161-171.
- Prokopczuk, Klaudia (2010): *Prototypische und nicht prototypische Parenthesen*. In: Smolińska, M./Widawska, B. (Hg.): *Wschód-Zachód. Dialog kultur. Studien zur Sprache und Literatur*. Stupsk, 72-78.
- Reinhart, Tanya (1984): *Principles of gestalt perception in the temporal organization of narrative texts*. In: *Linguistics* 22, 779-809.
- Schulz, Hans/Basler, Otto/Strauß, Gerhard (1995): *Deutsches Fremdwörterbuch*. Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, 2. Auflage, völlig neubearbeitet im Institut für deutsche Sprache unter der Leitung von Gerhard Strauß. Bd. 5. Berlin/New York.
- Stoltenburg, Benjamin (2003): *Parenthesen im gesprochenen Deutsch*. In: *InLiSt – Interaction and Linguistic Structures* 34.
[<http://w3.ub.uni-konstanz.de/v13/volltexte/2003/1140/pdf/Inlist34.pdf>]
- Thompson, Sandra A. (1987): *Subordination and Narrative Event Structure*. In: Tomlin, Russell S. (Hg.): *Coherence and Grounding in Discourse*. Amsterdam/Philadelphia, 435-454.
- Weinrich, Harald (1964): *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*. 6., neu bearb. Aufl. 2001. München.

Quellen

- Böll, Heinrich (1988): *Ende einer Dienstfahrt*. Erzählung. München.
- Doderer, Heimito von (1951): *Die Strudlhofstiege oder Melzer und die Tiefe der Jahre*. Roman. München.
- Eisenreich, Herbert (1994): *Die neuere (glücklichere) Jungfrau von Orléans*. In: Durzak, Manfred (Hg.): *Erzählte Zeit. 50 deutsche Kurzgeschichten der Gegenwart*. Stuttgart, 210-216.
Freizeit (Kurier). Wien, 2.03.1996, Nr. 322.
- Harweg, Roland (1981): *Strukturen und Probleme linguistischer Rede*. In: Bungarten, Theo (Hg.): *Wissenschaftssprache: Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription*. München, 111-139.
- Hesse, Hermann (1989): *Der Steppenwolf*. Roman. Frankfurt a.M.
- Steinke, Klaus (1995): *Anmerkungen eines Linguisten zum Thema „Sprache der Diktaturen und Diktatoren“*. In: Steinke, Klaus (Hg.): *Die Sprache der Diktaturen und Diktatoren*. Heidelberg, 359-367.
- Wolf, Christa (1985): *Kassandra. Vier Vorlesungen*. Eine Erzählung. Berlin/Weimar.

Irina A. Schipowa

Moskau (Russland)

PRAGMATIK DER DIALOGIZITÄT IM MONOLOGISCHEN TEXT (ANHAND DES ROMANTEXTES VON TH. BERNHARD *HOLZFÄLLEN*)

Der narrative literarische Text ist eine besondere Textsorte, der von anderen Textsorten unterscheidende Eigenschaften aufweist und deshalb ein selbstständiges Forschungsobjekt der Sprachwissenschaft darstellt. Im Unterschied zur Literaturwissenschaft, die sich mit der Deutung des Ideengehalts eines literarischen Textes beschäftigt, befasst sich die Linguistik mit den Fragen der sprachlichen Organisation eines konkreten Textes, wobei auf die Gesetzmäßigkeiten von verschiedenen literarischen Texttypen eingegangen wird.

Als eine der Parameter des literarischen Textes betrachtet man die Dialogizität, eine Kategorie, die entsprechend der Konzeption von Michail Bachtin Texten global eigen ist.

Die Konzeption der Dialogizität des literarischen Textes wurde in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts ausgearbeitet und von M. Bachtin als eine Offenheit/Aufgeschlossenheit des Bewusstseins und des Verhaltens eines Menschen der Realität gegenüber aufgefasst (Бахтин 1986: 361). Eine solche Betrachtung der Wirklichkeit hat auch die Wahrnehmung der Sprache beeinflusst, weil die Dialogizität „die Fähigkeit vorsieht, einen Widerhall auf Äußerungen und Handlungen hervorzurufen“ (Хализев 2000: 184).

Bachtins These – „Sein bedeutet Kommunizieren“ – erlaubt es, die zwischenmenschlichen Kontakte als eine Art des Zusammenwirkens von Individuen zu betrachten, wobei in dieses Zusammenwirken auch Texte einzubeziehen sind. Der Forscher meinte, dass im Prozess des Dialogs neue Sinne entstehen, die nie stabil bleiben, sondern sich immer wieder erneuernd verändern (Бахтин 1986: 304). Das soll heißen, dass der Lesende mit dem Verfasser des Textes in einen Dialog tritt und auf diese Weise versucht zum schöpferischen Kern der Persönlichkeit des Letzteren zu gelangen und sich bis dahin zu vertiefen (ebd.: 373). Durch eine solche Form der Kommunikation wird der Leser für eine aktive, fragende, provokative, antwortende, zusagende und erwidernde Tätigkeit „inspiriert“ (ebd.: 310).

Diese Idee war für linguistische Forschungen fruchtbar, obwohl man die klassische Einteilung der Texte in dialogische und monologische, die Dichotomie Monolog – Dialog

auf keinen Fall abschaffen darf. Wie aber K. Adamzik treffend bemerkt: „was sich also zunächst wie eine Dichotomie ausnimmt, erweist sich beim näheren Hinsehen als ein höchst komplexes Ineinander durchaus unterscheidbarer Merkmale“ (Adamzik 2008: 158).

Wohl auch deswegen wurde die jahrhundertealte Klassifikation von Texten in Dialogische und Monologische im 20. Jahrhundert in Frage gestellt und das mit Recht, denn es ist nicht zu bestreiten, dass ein Dialog im Grunde genommen eine Kompilation von Monologen sein kann, und ein Monolog alle Grundzüge des Dialogs besitzen kann.

Die Dialogizität von verschiedenen Textsorten wurde zwar, wenigstens in der Russistik, mehrmals untersucht, das Thema scheint aber trotzdem weiterhin vom Interesse zu sein, weil im Falle eines Einzeltextes seine Dialogizität verschiedene Aufgaben verfolgt und pragmatisch unterschiedlich gedeutet werden kann.

Der Begriff Dialogizität stützt sich auf die Theorie, dass die Realität der Sprache nicht eine isolierte Äußerung darstellt. Sie ist ein sozialer Akt des sprachlichen Zusammenwirkens von mindestens zwei Äußerungen, also ein Dialog (Бахтин 1930: 114-115). Die sprachliche Tätigkeit entsteht im Prozess der Kommunikation und bildet die Bedingungen der sozialen Entwicklung einer Persönlichkeit. Durch diese Tätigkeit und dank ihr kann man die menschliche Geschichte verfolgen. Im Prozess der Kommunikation haben sich Pragmatik und Syntagmatik der Sprache herausgebildet, die sich unter dem Einfluss der extralinguistischen Tätigkeit der Menschen geformt haben (Кожина 1986: 9).

Unter Dialogizität versteht man *im weiten Sinn* die gesprächsorientierte Realisierung des sozialen Wesens der Sprache (ebd.: 13). *Im engeren Sinn* geht es dabei um die Fähigkeit eines Textes bzw. einer Äußerung, die Beziehungen zwischen dem Sprecher/Schreiber und Hörer/Leser, also dem Adressanten und dem Adressaten der Rede widerzuspiegeln, wobei die Sphären des Ich- und Du-Modus zum Vorschein kommen (Чубай 2007: 12).

Die Dialogizität ist sowohl der mündlichen als auch der schriftlichen Textproduktion eigen, was sowohl in ihrer Natur als auch in der Natur des Rede-Denkprozesses gründet. Sie kennzeichnet nicht nur die äußere, sondern auch die innere Rede (ebd.: 35). Die Untersuchungsverfahren der Dialogizität hängen von der Art der Kommunikation ab, denn in Abhängigkeit davon, was für ein Typ der Kommunikation vorhanden ist, realisieren sich auch entsprechende Ausdrucksformen der Dialogizität.

Der literarische Text gehört auch zu den Kommunikationstypen, obwohl das nicht so offensichtlich ist wie im Fall anderer Texte, weil die Funktion eines solchen Textes in erster Linie eine ästhetische ist. Diese Funktion realisiert sich im Prozess der schöpferischen Tätigkeit eines Schriftstellers, dessen Denken in der Regel auch durch innere Dialogizität gekennzeichnet wird, d.h. durch den Zusammenstoß von zwei oder mehreren Positionen/Standpunkten. Inwieweit die Dialogizität im Rahmen eines literarischen Textes explizit wird, hängt von vielen Faktoren ab: z.B. von der Positionierung des Autors; von der Art seiner Erzählperspektive; von der Intention des Werks oder seines Fragments; sogar von der Selbstempfindung des Schöpfers (Autors).

Die Analyse der Ausdrucksmittel der Dialogizität in einem narrativen literarischen Text lässt ihre Innen- und Außenform unterscheiden. *Die Innenform* kommt durch verschiedene Formen der Rededarstellung, und zwar durch die direkte, indirekte und die erlebte Rede sowie den inneren Monolog zum Vorschein. *Die Außenform* aktualisiert die Gerichtetheit der Rede auf den Adressaten, also weist auf seinen Status und auf den Charakter des Zusammenwirkens zwischen dem Adressanten der Rede und seinem Adressaten hin. Für diese Form der Dialogizität sind bestimmte sprachliche Erscheinungen ty-

pisch, wie: *wir*-Form, Frage-Antwort-Komplexe, rhetorische Fragen, Ausrufesätze, Parenthesen aller Art, verschiedene Anreden. Die Form dieser Erscheinungen ist durch bestimmte Aufgaben der Kommunikation bedingt (ebd.: 20).

Die Struktur des Rede-Denkprozesses sowie der kommunikative Bestandteil des Textes schließt in sich drei Komponenten ein: Adressant (Subjekt der Rede) – Gegenstand der Rede – Adressat (ebd.: 11). Bei der schriftlichen Textproduktion ist die Rolle des zweiten Kommunikators, des Adressaten außerordentlich wichtig und aktiv, denn er beeinflusst den Bau der Rede des Adressanten (Дускаева 2004: 11). Das lässt sich daran erkennen, dass auch ein äußerlich monologischer Text die Züge des Dialogs aufweist. Diese Züge nennt man Adressiertheit des Textes. Darunter wird eine Textkategorie verstanden, die bestimmte linguistische Parameter besitzt und die in der Textsemantik und Textstruktur vergegenständlichte Gerichtetheit auf einen voraussichtlichen/vorausgesetzten Adressaten widerspiegelt. Sie gibt auch ein gewisses Modell der Textinterpretation an, das als semantische Basis der Textrezeption dient (Воробьёва 1993: 5).

Gleichzeitig sieht die Dialogizität die Beantwortbarkeit des Texts vor, die die Verwendung von bestimmten Sprachmitteln voraussetzt, welche ihrerseits die Position des Adressanten berücksichtigen und auf diese Weise den Adressaten indirekt beeinflussen.

Die äußere Dialogizität ist mit dem interaktionellen Charakter der monologischen Rede verbunden, deswegen ist für ihre Interpretation nicht nur die Adressiertheit, sondern auch die Beantwortbarkeit des Textes in Betracht zu ziehen. Es geht also um die sprachlichen Mittel in der Schriftsprache, die die Position des Adressaten berücksichtigen und auf die die Rede des Adressanten indirekt einen Einfluss ausüben kann. Die Signale der Dialogizität im literarischen Text kann man mit Hilfe von entsprechenden Markern aufdecken. Es sind Zeichen, die ihre Gerichtetheit auf den Rezipienten explizit machen.

Um sie in einem Text zu finden und zu analysieren, wurde der Text des Romans *Holzfällen* von dem österreichischen Schriftsteller Thomas Bernhard gewählt, der 1984 in Wien veröffentlicht wurde. Aus folgenden Überlegungen wurde dieser Text ausgewählt: Der Text des Werks ist in Form des inneren Monologs verfasst und daher von der formalen Seite aus eine Art Überlegung, wobei der Hauptheld über sein Leben sowie über die Ereignisse der Vergangenheit und des Erzählmoments nachdenkt. So eine Textorganisation der Narration ist äußerlich auf keine Reaktion eines Kommunikationspartners orientiert und sollte als rein monologisch betrachtet werden. Doch erlaubt die Textanalyse zu behaupten, dass viele Merkmale der Dialogizität sowohl in ihrer Innen- als auch der Außenform vorhanden sind und dabei bestimmte pragmatische Aufgaben erfüllen.

Da die Innendialogizität deutlicher zum Vorschein kommt, beginnt die Analyse mit ihren Markern. Direkte Rede wird im Text des Romans gewöhnlicherweise nicht markiert: es gibt keinen Doppelpunkt, keine Anführungsstriche. In den Texten der modernen Literatur ist das beinahe die Norm, doch die Erzählperspektive – fast ausschließlich Autorenrede – erlaubt dem Autor fremde Worte so zu markieren, wie er es für nötig hält, und zwar nicht nur mit *verbi dicendi*, sondern auch mit der Kursivschrift.

(1) *Natürlich eine nackte Prinzessin*, hatte ich zu der auf ihrem Bett liegenden Joana gesagt. *Du als nackter König*, hatte sie geantwortet und hatte lachen wollen, es gelang ihr nicht. (Bernhard, 72)

Die Kursivschrift trifft man fast auf jeder Seite des Romans, was in gewissem Sinne die Adressiertheit dieses Textes erkennbar werden lässt: der Autor braucht zusätzliche Ausdruckskraft auf der visuellen Ebene, um den Leser auf bestimmte Details aufmerksam zu machen.

Die Innendialogizität wird im Roman mit dem präsentischen Konjunktiv der indirekten Rede markiert. Auf diese Weise geschieht die Verschiebung der Illokution wegen der Rekonstruktion der „Originaläußerung“, was eine Distanz des Autors bezüglich der Rede der handelnden Personen im Werk zeigt und ihm erlaubt, sich der Kommentare zu enthalten.

(2) Der Auersberger sagte einmal kurz, das er das Theater hasse, immer wenn er mehr, als ihm die Frau zugestanden, getrunken hatte, kehrte er auf einmal, ... sein Innerstes blitzartig nach außen, [...] war aber sofort von seiner Frau, der Auersberger, zurechtgewiesen worden; er solle sich an den Flügel setzen, wo sein Platz sei und Ruhe geben, sagte sie [...]. (ebd., 48)

Die Innendialogizität kommt auch in Form der berichteten Rede zum Ausdruck, so wird u.a. die Kommunikation der Figuren wiedergeben.

(3) Das künstlerische Abendessen war schon, bevor sich Joana umgebracht hat, ausgemacht und also vor allem mit dem Schauspieler, dem Burgschauspieler, abgesprochen gewesen, [...] der Tod der Joana kam ihnen, den Auersbergerischen, dazwischen. [...] sie sagten den Eingeladenen, für den Schauspieler, für den Burgschauspieler, und fügten dann, ohne das tatsächlich auszusprechen, hinzu: für die Joana. Der Schauspieler ist sich sicher, dass dieses *künstlerische Abendessen* für ihn gegeben wird, das genügt den Eheleuten Auersberger, die ihr *künstlerisches Abendessen* allerdings, weil es an Joanas Begräbnistag stattfindet, mehr noch für die Joana veranstalten, dachte ich auf dem Ohrensessel. (ebd., 66)

Im Fragment (3) verfolgt der Leser mehrere Positionen zugleich: die Meinung der Auersbergischen, des eingeladenen Schauspielers und des Protagonisten. Die sprachlichen Merkmale der Dialogizität und ihre Marker sind die Verben *absprechen*, *sagen*, *aussprechen*, *hinzufügen*. Die Meinung des Schauspielers und des Haupthelden wird mit Hilfe der Verbalfügung *ist sicher* und des leitmotivischen Einschubs: *dachte ich auf dem Ohrensessel* zum Ausdruck gebracht. Dieser Einschub kommt im Verlauf des ganzen Textes vor und stellt den Prozess der inneren Reflexion der zentralen Figur der Narration dar.

Die Begrenzung der Erzählperspektive auf den inneren Monolog verneint das Vorhandensein der Außendialogizität im Text des Romans auf keinen Fall. In bestimmten Abschnitten wird sie durch die Marker Adressiertheit explizit, zu welchen der Gebrauch des Pronomens *du* gezählt werden kann. So findet man solche Fragmente wie (4):

(4) Da **dir** die Auersbergischen, wie **du** ja gleich wieder auf dem Kilber Begräbnis gesehen hast, nach wie vor widerlich sind, hatte **ich** noch ein paar Minuten, bevor **ich** mich dann doch entschlossen hatte, hinzugehen, gedacht, **du** gehst natürlich nicht hin, [...]. (ebd., 77, 78)

Durch die Konfrontation der Pronomen *du* – *ich* findet der Protagonist mit sich selbst seinen Ausdruck und ist – pragmatisch gesehen – die Widerspiegelung seines inneren Zustandes und seines Verhältnisses zur Umgebung.

Die Außendialogizität wird im Roman auch mit der selten vorkommenden *Wir*-Form markiert, die in bestimmtem Maße mit dem den Bewusstseinstrom imitierenden inneren Monolog kontrastiert. In so einem egozentrischen Text wirkt das Pronomen *wir* wie ein Fremdkörper, ein fremdartiges Element.

(5) Wir glauben, wir sind zwanzig und handeln danach und sind in Wirklichkeit über fünfzig und sind total erschöpft, dachte ich, gehen mit uns wie mit zwanzig um und ruinieren uns und gehen mit allen anderen auch so um, als wären wir zwanzig und sind fünfzig und halten in Wirklichkeit gar nichts mehr aus, vergessen auch, dass wir ein Leiden haben, mehrere, viele Leiden zusammen, sogenannte Todeskrankheiten [...]. (ebd., 85, 86)

Vom pragmatischen Standpunkt aus signalisiert es, dass der Autor sich doch als Teil der Menschheit identifiziert. Die Formen *wir* und *uns* sind Marker der Außendialogizität, d.h. sie zeugen davon, dass man an die Menschen appelliert, statt sich von ihnen zu distanzieren, wie aus der Form des monologischen Textes zu schlussfolgern wäre. Gleichzeitig ist das ein Marker der Adressiertheit des Textes, d.h. seiner Gerichtetheit auf den Adressaten.

Die weiteren Marker der äußeren Dialogizität sind in diesem monologischen Text mit verschiedenen sprachlichen Mitteln reichlich vertreten. Eines ihrer Merkmale ist die Tatsache, dass durch den Textraum eine Äußerung in den Bereich der gesamt menschlichen Kommunikation einbezogen wird, was ihre Semantik erweitert und mit Weltwissen bereichert (Кожина 1986: 40). Deswegen ist die Einführung von berühmten Namen und bekannten Fakten der menschlichen Geschichte und Kultur in die Texte eines der Zeugnisse seiner Dialogizität, weil der Autor mit der adäquaten Reaktion des Lesers rechnet und von ihm erwartet, dass er versteht, worum es sich in dem Text handelt. Ein Beleg dafür ist in (6) zu sehen:

(6) Wie Bruckner unerträglich monumental, so ist Webern unerträglich dürftig und noch hundertmal dürftiger als der dürftige Anton Webern ist der Auersberger, den ich, wie die sumpfsinnigen Literaten den Paul Celan sozusagen als *beinahe wortlosen* Dichter, als *beinahe tonlosen* Komponisten bezeichnen muss. (Bernhard, 97)

Dass die Namen von Komponisten A. Bruckner, A. Webern und vom Dichter P. Celan im Text erwähnt werden, machen die Beantwortbarkeit als eines der Merkmale der Dialogizität explizit. Somit wird der Faktor des Adressaten (eines realen oder imaginären) und seiner Sinnposition berücksichtigt, was die obligatorische Bedingung der adäquaten Wahrnehmung des Geschriebenen ist.

Noch ein Zeichen der Beantwortbarkeit als eines Bestandteils der Dialogizität ist das Vorhandensein der Bewertung, also des Verhältnisses des Autors zum Gegenstand seiner Erzählung. Der Autor setzt die Anwesenheit eines Rezipienten im Material voraus, indem er im Text des Romans mit sich selbst oder mit einer der handelnden Figuren polemisiert. Die darin vorhandene Bewertung soll von dem Rezipienten entsprechend verstanden und interpretiert werden.

(7) Aber es war natürlich völlig sinnlos zu glauben, sie könne den Burgschauspielern, die nicht gehen können, das Gehen beibringen, denn den Burgschauspielern kann von niemandem Gehen beigebracht werden, genauso wenig wie Sprechen. (ebd., 50)

Das Fragment (7) demonstriert eine zurückhaltende, aber auch scharfe Ironie in der Bewertung der Schauspieler des Burgtheaters, die von einem intelligenten Leser adäquat wahrzunehmen wäre. Pragmatisch gesehen veranschaulichen solche Einschätzungen von Tatsachen, Personen und Ereignissen meist die tiefe Unzufriedenheit des Protagonisten mit seiner Umgebung und mit sich selbst. Der Ausdruck der Bewertung ist mit Spontaneität und Emotionalität des sprachlichen Ausdrucks verbunden. Im Allgemeinen ist der Wunsch, eigene Reaktionen emotiv auszudrücken und sie mit jemandem zu teilen, natürlich bedingt. Auch deswegen sollten unter anderem die expressiven sprachlichen Ele-

mente bzw. diejenigen der expressiven Syntax als Marker der Außendialogizität betrachtet werden, denn der monologische Text ist prototypisch durch konzeptionelle Schriftlichkeit gekennzeichnet, also für sorgfältig geplante (= nicht spontan formulierte) Distanzkommunikation (Adamzik 2008: 158) geeignet.

Der Text des Romans zeigt eine Ähnlichkeit mit der Umgangssprache, was das Vorhandensein von Abtönungspartikeln, Parenthesen verschiedener Art und anderen typischen Erscheinungen der Alltagsrede manifestiert. Diese Ähnlichkeit kann auch durch die emphatische Wortfolge im Satz zum Ausdruck kommen oder wenn der Autor bestimmte Teile ausklammert, wodurch er bedeutsame Elemente der Äußerung hervorhebt.

(8) Tatsächlich ist es mir **ja** gelungen, mich den auersbergischen Eheleuten über zwei Jahrzehnte zu entlaufen, [...], denn es war schon eine ganz genau von mir ausgedachte und ausgearbeitete Strategie gewesen, nicht mehr *mit diesen Unmenschen*, **wie ich sie für mich bezeichnen musste**, zusammenzukommen, also kein Zufall, ihnen über zwanzig Jahre entkommen zu sein, **dache ich auf dem Ohrensessel**; allein der Selbstmord der Joana ist schuld, dass ich auf einmal **und zwar** urplötzlich die auersbergischen Eheleute dann **doch** getroffen habe auf dem Graben. (Bernhard, 77)

Im Fragment (8) findet man Parenthesen, Abtönungspartikeln mit akzentuierender Funktion, eine Ausklammerung. Es ist zu sehen, dass die Bewertung hier expressiv ausgedrückt wird und stark emotiv gefärbt ist. Einerseits ist das dadurch erklärbar, dass der Schriftsteller seinen Text in Form eines Bewusstseinstroms produziert, wo die Emotivität oft vorherrschend bleibt. Andererseits ist es auch ein Zeichen, dass die Dialogizität in diesem Werk nicht wegzudenken ist. Im Hintergrund der syntaktisch erschwerten langen Satzperioden und Schachtelsätzen heben sich kurze Sätze mit emphatischer Inversion hervor, die expressiv wirken.

(9) Nicht *wie sie ausschaute*, hatte mich gereizt, sondern wie sie *gesprochen* hat. (ebd., 64)

Die für den Stil von Th. Bernhard typische expressive syntaktische Erscheinung ist der grammatische Parallelismus, der die Empfindungen und Gefühle des Haupthelden nicht nur auf semantischer, sondern auch auf formaler Ebene explizit macht.

(10) [...] alle Augenblicke **wird** von ihm etwas **gesungen, geblasen, gezupft** (da für sorgt er schon!), /alle Augenblicke etwas von ihm **geschlagen oder gestrichen**, einmal in Basel, /einmal in Zürich, /einmal in London, /einmal in Klagenfurt (da für sorgt er schon!), /da ein Duett, /dort ein Terzett, /da ein Vierminutenchor, /da eine Zwölfminutenoper, /dort [...]. (ebd., 96)

Das Fragment (10) zeigt nicht in erster Linie, dass der Komponist Auersberger erfolgreich ist, sondern vielmehr das Verhältnis des Protagonisten zu seinem Erfolg. Die Expressivität des Ausdrucks produzieren parallel gebaute Wortfügungen, mit Klammern abgesonderte exklamative Parenthesen, das eigenartige Spiel mit dem unpersönlichen Passiv, das eine ausdrucksvolle Gestalt in der Darstellung darbietet.

Ein weiterer Marker der Außendialogizität sind die rhetorischen Fragen, die eines der Elemente der expressiven Syntax darstellen (Михайлов 1994: 70). Formal gesehen sind es gewöhnliche Interrogativsätze, mit denen sich der Hauptheld an sich selbst wendet. Er kann keine Antwort auf seine Fragen bekommen, aber das Bedürfnis sie zu stellen, spiegelt auch die Gerichtetheit des Textes auf den potentiellen Adressaten wider.

(11) Was also suche ich in der Genzgasse? fragte ich mich, und ich sagte mir, dass ich einer augenblicklichen Sentimentalität nachgegeben habe [...]. (Bernhard, 140)

Der Text, der der angeführten Frage folgt, enthält keine direkte Antwort, was nur die Adressiertheit im Gespräch mit sich selbst explizit macht. Auch unter diesen Umständen ist die Tatsache der Dialogizität also nicht zu bestreiten.

Nicht zuletzt dienen die performativen Verben zum Ausdruck der emotiven Semantik, deren pragmatische Aufgabe es ist, durch ihre Verwendung in explizit performativen Äußerungen genau die Handlung zu nennen, die vollzogen wird (Bußmann 1990: 569). Im Beispiel (12) werden Verben gebraucht, die als emotive performative Verben betrachtet werden (Михайлов 1994: 232) und somit die Dialogizität explizieren, denn sie sind auf einen Adressaten gerichtet:

(12) Aber ich verachte sie und hasse sie, obwohl sie mich damals vor dreißig Jahren gesund gemacht haben, dachte ich jetzt auf dem Ohrensessel. (Bernhard, 170)

Der durch den Gebrauch von verschiedenen Zeitformen entstehende Effekt der temporalen Mehrschichtigkeit beeinflusst den Eindruck der Adressiertheit nicht, weil die Form der 1. Pers. Sg. der Verben *verachten* und *hassen* die pragmatischen Charakteristiken einer performativen Äußerung nach der Sprechakttheorie veranschaulichen.

Der zu analysierende Stoff schöpft nicht alle Ausdrucksmöglichkeiten der Dialogizität im literarischen Text aus, aber im vorliegenden Beitrag wurde ein Versuch unternommen, zu zeigen, dass auch einem Text, der als monologisch zu definieren ist, die Dialogizität eigen ist. Die im Text aufgefundenen und oben dargestellten Sprachmarker können als Zeichen der Adressiertheit des Textes an den Leser betrachtet werden, der, während er den Roman liest, ungewollt in den Dialog mit dem Autor eintritt. Das schafft die Voraussetzungen, um zum schöpferischen Kern der Persönlichkeit des Schriftstellers zu gelangen und sich darin zu vertiefen (Бахтин 1986: 373). Das Resultat kann eine tiefere Interpretation des vorliegenden literarischen Textes sein.

Literatur

Adamzik, Kirsten (2008): *Textsorten und ihre Beschreibung* In: Janich, Nina (Hg.): *Textlinguistik. 15 Einführungen*. Tübingen, 145-176.

Бахтин, Михаил М. (1930): *Проблемы творчества Достоевского*. Ленинград.

Бахтин, Михаил М. (1986): *Эстетика словесного творчества*. Москва.

Воробьева, Ольга П. (1993): *Текстовые категории и фактор адресата*. Киев.

Bußmann, Hadumod (1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Tübingen.

Чубай, Светлана А. (2007): *Диалогичность современной политической рекламы*. Волгоград.

Дускаева, Лилия Р. (2004): *Диалогическая природа газетных речевых жанров*. Санкт-Петербург.

Хализев, Валентин Е. (2000): *Тория литературы*. Москва.

Кожина, Маргарита Н. (1986): *О диалогичности письменной научной речи*. Пермь.

Михайлов, Леонид М. (1994): *Коммуникативная грамматика немецкого языка*. Москва.

Quellen

Bernhard, Thomas (1988): *Holzfällen. Eine Erregung*. Frankfurt a.M.

Mariola Smolińska

Ślupsk (Polen)

KONTAKTERÖFFNENDE FORMELN EINER E-MAIL UNTER DEM HÖFLICHKEITSKRITERIUM UND IHRE ÄQUIVALENTE IM DEUTSCHEN

Die E-Mail als Kommunikationsform erfreut sich in unserem kommunikativen Alltag nach wie vor großer Beliebtheit. Sie ist einfach, sicher und vor allem schnell. Ein E-Mail-Text wird per Computer erstellt, in Sekundenschnelle abgesendet und am Bildschirm des Adressaten abgerufen. Die E-Mail-Korrespondenz umfasst ein breites Spektrum an Textsorten, von gewöhnlichen Werbemails, Geschäfts- oder Privatbriefen, über Einladungsschreiben bis Jubiläumsglückwünsche. An E-Mails können weitere elektronische Dateien angehängt werden, die der Empfänger weiter verwenden bzw. verarbeiten kann, was auch zur asynchronen Kommunikation führt. Durch den zeitversetzten Austausch von Informationen ähnelt die E-Mail dem traditionellen Brief. Die Informationen werden in beiden Kommunikationsformen zuerst geplant, sprachlich ausgearbeitet und anschließend (eventuell) revidiert. Gemeinsam für beide Kommunikationsformen ist auch, dass keine unmittelbare oder synchrone Rückkopplung der Informationen zustande kommt, wie bei den anderen Kommunikationsformen (Chaten, Skypen oder die neuere Kommunikationsform Instant Messaging). Die E-Mail-Korrespondenz richtet sich ebenso nach den gleichen Prinzipien, die für den Papierbrief gelten – auch wenn die E-Mail-Kommunikation als weniger offiziell empfunden wird. Es handelt sich vor allem um drei wesentliche Komponenten des Briefinhalts, d.h. den Briefanfang (kontakteröffnende Formel), den Mitteilungstext und den Briefabschluss (kontaktschließende Formel). Die Grußformel und die Schlussformel bilden in der Korrespondenz eine Klammer, die sich auf den Mitteilungsinhalt auswirkt und ihn entsprechend beeinflusst. Diese umklammernden Formeln einer E-Mail als Kommunikationsmedium, vor allem ihre spezifischen sprachlichen Realisierungen stehen im Blick meiner Überlegungen, unter partieller Berücksichtigung entsprechender Realisierungsformen im Deutschen. Dabei versuche ich zu überprüfen, ob die in der E-Mail verbreiteten kontakteröffnenden und –schließenden Formeln mit denen der verbalen Kommunikation der gesprochenen Sprache unter dem Kriterium „Höflichkeit“ übereinstimmen und, wo es – eventuell – zu Diskrepanzen kommen kann. Es wird versucht auch auf den lexikalischen Wandel der Anrede- und Schlussformeln in der elektronischen Kommunikation hinzuweisen.

Von zahlreichen Definitionen der „Höflichkeit“ (vgl. vor allem das Konzept der Wahrung des Gesichts von Goffmann 1967, 2002 und die Höflichkeitsprinzipien von Leech 1983, Brown/Levinson 1987) interessiert mich das Merkmal „gegenseitiger Achtung und Rücksichtnahme“ (Brockhaus... 1989: 159), denn eine der deutlichsten Funktionen der Höflichkeit liegt darin, den Partner zu achten und zu würdigen. In einem Gespräch und auch in dem Schriftverkehr ist es wichtig, auf den Partner durch Sprache und/oder durch ihre sprachlichen Realisierungsformen positiv einzuwirken, sein Interesse an der Kommunikation zu wecken und eine kooperative Beziehung aufzubauen. Man achtet auch auf das entsprechende „Feedback“, das die Interaktanten voneinander in einer höflich formulierten Anrede gewinnen werden.

In Bezug auf das Kriterium „Höflichkeit“ in einer E-Mail klammere ich soziale Parameter der Grußverwendung und ihre Typologie aus (mehr dazu u.a. Pisarkowa 1979, Tomiczek 1983, Miodek 1994, Engel/Tomiczek 2010) und konzentriere mich auf die sprachlichen Mittel zum Ausdruck der Höflichkeit, also auf die explizite Höflichkeit (vgl. Rathmayr 1996: 181).

Die Sprache der E-Mail-Korrespondenz ist durch „zeitversetzte“ Dialogizität und asynchrone Interaktion der Beteiligten gekennzeichnet (vgl. Dürscheid 2006: 105; Grzenia 2008: 98). Meistens wird auf eine E-Mail sofort geantwortet und es entwickelt sich auf dem Bildschirm ein schriftlicher Dialog. Die empfangenen E-Mail-Texte lassen sich weiter verarbeiten und können in die eigene Mitteilung aufgenommen werden. Ein Merkmal, dass die E-Mails vorwiegend spontan geschrieben werden, findet sich in der Kontinuität der Aussagen, d.h. sie werden am Bildschirm konzipiert, empfangen, gelesen und beantwortet. Die einzige Distanz (asynchrone Interaktion), die beide dialogischen Nachrichten gegebenenfalls voneinander trennt, ist die der zeitlichen Dimension, in der ein E-Mail-Antwortschreiben auf dem Bildschirm verfasst und abgeschickt wird.

Im Polnischen lassen sich nachstehende Anredeformeln ausgliedern, die auch auf die E-Mail zutreffen. Die meisten von ihnen sind dem traditionellen Brief eigen und manche ähneln dem Telefongespräch (Mündlichkeitspol). Es gehören dazu u.a.:

1. Nominale Anrede mit den spezifischen Titeln oder Dienstgraden: *Pani doktor/ Paniie mecenasie/ Pani redaktor*; deutsche Entsprechung: **Frau Doktor/ Herr Anwalt/ Frau Redakteur*.

Charakteristisch für die polnische Anrede ist es, dass der Familienname – auch nach dem Titel bzw. Dienstgrad – ausgelassen wird, während in der deutschen Sprache die Namensführung obligatorisch ist. Im Polnischen werden die Titel oder Dienstgrade häufig groß geschrieben, was als Zeichen von Respekt und Höflichkeit erachtet wird. Auch die Lexeme *Pan/Pani* seien groß zu schreiben, wenn man bei dem Kommunikationspartner einen „höflichen“ Eindruck hinterlassen möchte.

2. Attributive Formen (*Szanowna/Droga Pani Profesor/ Drogi Panie Doktorze*; deutsche Entsprechung: *Sehr geehrte/Liebe Frau Professor (Fischer)/ Lieber Herr Doktor (Jeschke)*).

Adjektive sind in der Regel positive und markante Träger der Höflichkeit sowohl in der polnischen als auch in der deutschen Sprache. Ihre positive und höfliche Aussagekraft kann im Polnischen durch Komparativkonstruktionen verstärkt werden. Die vertrauten Anredeformeln werden am deutlichsten durch den Superlativ hervorgebracht, z.B. (*Najukochańsza córeczko/ Najdroższy Wujku*). Dasselbe gilt für das Deutsche.

In der deutschen Sprache wird bei der Anrede meistens der Familienname geführt. Der Titel *Professor/Professorin* kann zusammen mit dem Namen auftreten (*Sehr geehrter Herr Professor Hammer*), er kann aber auch alleine stehen (*Sehr geehrter Herr Pro-*

fessor/ *Sehr geehrte Frau Professor/Professorin*). Es ist nicht üblich andere akademische Titel in der Anrede anzuführen wie z.B. *Dipl. Ing.* oder *M.A.* Im Polnischen trifft man hin und wieder in der Anredeformel diese Titulierung (*Szanowny Panie inżynierze/Panie magistrze*), jedoch gelten diese Formeln vor allem bei der Anrede der wissenschaftlichen Mitarbeiter oder – im Falle von *Magister* – auch in der Pharmazie. Diese Anrede hört man hin und wieder in den polnischen Apotheken und sie gilt als höfliche – wenngleich ein wenig überholte – Anredeformel, auch im Schriftverkehr. In der polnischen Sprache werden viele spezifische Titel, etwa die Anrede von Anwälten mit *mecenas*, von Journalisten *redaktor*, von Leitern *kierownik*, *naczelnik* usw. sowohl im mündlichen Sprachgebrauch als auch im Schriftverkehr, darunter in der E-Mail-Korrespondenz praktiziert, was im Deutschen befremdlich ist (z.B. *Szanowny Panie kierowniku* – **Sehr geehrter Herr Leiter/Panie Redaktorze* – *Herr Journalist*) usw. So eine Anrede, mit dem Dienstgrad oder Rang ist im Polnischen jedoch ein Zeichen für Respekterweisung und Höflichkeit den höhergestellten Personen gegenüber (Huszczka 2006: 113). Es sei angemerkt, dass die Höflichkeit auch in der typographischen Form der polnischen Grußformeln zur Geltung kommt, indem akademische Titel oder Dienstgrade groß geschrieben werden (vgl. *Panie profesorze* vs. *Panie Profesorze*; *Pani mecenas* vs. *Pani Mecenas*).

3. Pronominale Anrede

a) Personalpronomina

Höfliche Formeln manifestieren sich meistens in der pronominalen Anrede (*du, ihr, Sie*). Das Personalpronomen im Dativ, in 2. Person Plural, wird in der Anrede dann hinzugefügt, um alle in der Gruppe zu nennen und sie somit zu achten. Mit so einer Anrede werden die Anwesenden nicht einzeln sondern als Gruppe kameradschaftlich und freundlich angesprochen (*Cześć wam/ Witajcie*) – deutsche Entsprechung: *Hallo Ihr (Lieben)*.

b) Possessivpronomina als kontakteröffnende Formel (*Nasz drogi synku*) und kontaktschließende Worte (*Twoja Krysia/ Wasza Monika*) gehören ebenso zu höflichen und vor allem vertrauten Anredeformeln. Dasselbe gilt für die deutsche Sprache, z.B. die Anredeformel: *Unser lieber Paul* und die Schlussformel: *Deine Christa/ Eure Monika/ Ihre Katja Schmidt*.

4. Diminutiva der Vornamen (*Droga Pani Marysiu/ Panie Stasiu*)

Ihre Rolle besteht v.a. darin, die persönliche Nähe und Zuwendung zu betonen und somit auch die Distanz abzuschaffen. Den polnischen Diminutiva ist die Höflichkeit bereits in der Form und auch im Klang inhärent. Wierzbicka (1999: 215) weist auf die durch Diminutiva ausgedrückte „Warmherzigkeit“ in polnischer Kultur hin, die sich vor allem in der expressiven Derivation der polnischen Vornamen niederschlägt. Diese Formeln können jedoch auch als Anbiederung oder übertriebene Höflichkeit bewertet werden, haben sich jedoch in der polnischen mündlichen und schriftlichen Kommunikation tief eingewurzelt.

Diminutiva der Vornamen sind in der deutschen Sprache in Bezug auf Erwachsene eher verpönt. Keiner, auch unter den symmetrischen Beziehungen der Interaktanten, würde einen Brief oder eine E-Mail mit dem vertrauten „*Liebes Klauschen/liebes Margotchen*“ eröffnen und ihn ebenso in diesem Ton schließen.

Wierzbicka (1999: 216) weist am Beispiel der polnischen und englischen Diminutivformen der Vornamen eher auf abweichende kulturelle Unterschiede als auf Höflichkeitsaspekte hin. Dem sei auch zuzustimmen, denn in der polnischen Sprache sind Verkleinerungsformen der Vornamen sowohl im schriftlichen als auch im mündlichen Gebrauch eher Ausdruck der persönlichen Beziehung (der Warmherzigkeit). Sie können

aber durch ihren „angenehmen“ Klang die höfliche Beziehung zwischen den vertrauten Interaktanten steigern und somit die Distanz abschaffen.

5. Diminutiva der Anrede- und Schlussformeln

Diminutive Formeln sind ausschließlich unter vertrauten Bekannten zu gebrauchen. Sie wurden den üblichen polnischen Anrede- und Schlussformeln im gesprochenen Polnisch entnommen wie *Dzień dobry* oder *Witaj* (*Dzieńdoberek*; *Witanko*; zum Abschied: *Buziaczki/ Caluski/ Papaški*) und lassen fröhliche Begrüßung oder einen humorvollen Abschluss der schriftlichen E-Mail-Kommunikation unter den Freunden erkennen.

6. Reduplikationen einer Begrüßungs- oder Schlussformel (*Cześć-Cześć/ Dzień dobry-Dzień dobry/ Witaj-Witaj/ Hej-Hej/ Pa-pa*)

Sie knüpfen im E-Mail-Schriftverkehr an die Formeln der gesprochenen Sprache an. Miodek (1994: 28) nennt sie Echoformel. Sie betonen häufig das schnelle Sprechtempo des Interaktanten und/oder die „Flüchtigkeit“ der Gesprächssituation.

7. Iteration

Die Iteration von Vokalen und somit die Ausdehnung der Aussprache um den jeweiligen Vokal (*Witaaaj! Heej!*) deutet auf expressive Anteilnahme am kommunikativen Geschehen hin und ersetzt in schriftlicher Korrespondenz die Ausrufe, die bei der Begrüßung *face-to-face* die Stimmenmodulation zur Geltung bringen würden. Es werden insbesondere Vokale ausgedehnt und nicht die Konsonanten.

8. Gereimte Ausdrücke

Sie gelten heutzutage als obsolet oder witzig (*Witam i o zdrowie pytam*).

9. Steigerung der Adjektive

In der polnischen Anredeformel sind vor allem der Superlativ (mit dem Präfix *naj-*) und der Elativ (mit dem Präfix *prze-*) vom Adjektiv *mily/miła* (nett) und *sympatyczny/sympatyczna* (sympathisch) anzutreffen, also *Najmilszy Tomku/ Przemila Pani Krysiu*.

10. Großschreibung (*Droga Pani Doktor*).

Groß geschriebene Formeln können als doppeldeutig erachtet werden, bald als höflich, denn es wird dadurch dem Partner Respekt erwiesen, bald als zu sehr direkt, denn die Großschreibung kann auf eine Lässigkeit oder allzu große Empathie bei der sprachlichen Gestaltung der Anrede hindeuten.

11. Intensifikatoren

Im Polnischen werden zum Ausdruck der Nähe oder Distanz zwischen den Kommunikatoren vor allem die Partikeln gebraucht. Bei den Anredeformeln einer E-Mail hebt sich die Partikel *-że* hervor (*Witajże!*);

12. Vor- und Familiennamen als Vokativergänzung

Die üblichsten Anredeformeln in der E-Mail sind die kurzen Anreden mit dem Vornamen, falls sich die Partner bekannt sind (*Panie Bogdanie/ Pani Zosiu*) oder die Anrede mit dem Vornamen und (selten) Familiennamen.

Im Deutschen werden die höflichen Merkmale einer E-Mail-Grußformel durch folgende sprachliche Mittel hervorgebracht:

1. Adjektive (*Liebe Frau Krone/ Verehrter Kollege Möhnke*);

2. Possessivpronomina (*Meine liebe Christa/ Unser werter Kollege Grawe*);

3. Intensifikatoren (Modalwörter/Modalpartikeln) (*Sehr geehrte Frau Schmidt*);

4. Komparation des Adjektivs, insbesondere durch den Superlativ und Elativ und oft mit den Possessivpronomina kombiniert (*Ehrwürdige Frau Doktor Buschke/ Unser allerliebster Opa Markus*);

5. Vor- und Familiennamen (*Herr Professor Schulze*);

6. Iteration von Konsonanten (*Halli-hallo/ Tschüßßi*) – diese Formeln wurden aus dem mündlichen Sprachgebrauch in die Schriftsprache übernommen.

Das performative polnische Verb *witać* – höflich oder unhöflich?

In dem gegenwärtigen polnischen E-Mail-Verkehr ist die Grußformel *Witam* (wörtliche nicht korrekte Übersetzung ins Deutsche: **Ich grüße/ Ich begrüße/ Ich heiße willkommen/ Willkommen*) sehr präsent.¹ Ihre Bedeutung oder Wirkung auf den Kommunikationspartner wird ganz anders in der Schriftsprache und anders im mündlichen Sprachgebrauch empfunden. Im mündlichen Gebrauch kommt sie selten zum Ausdruck und wird eher als Anzeichen der Ironie oder Überheblichkeit des Gegenübers erachtet. Mit dem Gruß *Witam* spricht man in Polen niemanden an, stattdessen sagt man *Dzień dobry/ Dobry wieczór/ Cześć/ Witaj* (*Guten Tag/ Guten Abend/ Hallo/ Grüß dich*), je nach der Tageszeit. Es wird auf so eine Begrüßung auch dementsprechend reagiert, also mit *Dzień dobry/ Dobry wieczór/ Cześć*. Keiner würde auf die Begrüßung *Witam* (**ich grüße/ ich begrüße/ Willkommen*) ebenso mit *Witam* erwidern, es sei denn die Beziehungen zwischen den Kommunikatoren sind nicht besonders freundlich. Im Schriftverkehr ist es schwieriger eindeutig abzugrenzen, ob die Grußformel *Witam* höflich oder unhöflich konnotiert ist. Auf jeden Fall wird der Gruß neutral und sehr distanziert, also ohne persönliche Anteilnahme des Senders empfunden. Er kann daher in gewissen Situationen und von manchen Interaktanten als unhöflich bewertet werden. Die polnische Grußformel *Witam* klingt unpersönlich, denn der konkrete Adressat wird per Namen, Geschlecht, Titel oder auf eine andere Weise gar nicht markiert. Mit dieser Formel können alle Personen begrüßt werden, ungeachtet dessen, ob man sie duzt oder siezt. Diese Formel lässt auch auf keine Weise das Genus, die Person und den Numerus des Absenders erkennen. Manchmal ist diese Form konvenabel, wenn man Hemmungen hat, jemanden zu duzen oder zu siezen, wenn es sich um eine kurze Bekanntschaft handelt oder ein neuer Kontakt aufgenommen werden sollte. Sie kann den Distanzformen und Impersonalien zugeordnet werden und wird fast ausschließlich im Schriftverkehr verwendet, vor allem in der polnischen E-Mail-Korrespondenz. Man könnte sie als eine verfestigte Grußformel der polnischen E-Mail bezeichnen. Sie wäre auch der „negativen Höflichkeit“ (vgl. Brown/Levinsons 1987) zuzuordnen. „Negative Höflichkeit dient der Wahrung des Gesichts einer Person“, weil der Sprecher/Schreiber sich vom Gegebenen distanziert und dadurch „das negative“ Gesicht zum Vorschein kommt, das dem Interaktanten Distanz und zugleich die Autonomie verschaffen soll (ebd.: 54). Mit dieser Formel werden grundsätzlich vom Sender keine Emotionen zum Ausdruck gebracht und diese werden ebenso sprachlich nicht markiert (es fehlen z.B. Adverbien, finite Formen, nominale Ergänzungen u.ä.). Ich würde diese sprachliche, in letzter Zeit sehr populäre Anredeformel der polnischen E-Mail (*Witam*) „die Schwellenhöflichkeit“ nennen. Marcjanik (2007: 47) nennt die Kommunikation der Interaktanten, die zwischen Duzen und Siezen oszilliert, ein Gespräch über die Türschwelle.² So eine Art von Distanz, also über die Türschwelle hinweg, ist in der Grußformel *Witam* sehr spürbar. Diese kontakteröffnende Formel könnte eventuell zur Eröffnung einer neuen E-Mail-Bekanntschaft ver-

¹ Die polnische Formel *Witam* ist – allem Anschein nach – der englischen Begrüßungsformel *welcome* entnommen worden.

² Unter den Polen gibt es einen Aberglauben, dass man über die Schwelle nicht die Hand geben oder sich umarmen sollte. Es solle Unglück herbeiführen.

wendet werden, denn sie behindert zum Teil die unmittelbare Artikulation, die für den Schreibenden als Verlegenheit empfunden werden mag, besonders bei asymmetrischen Relationen z.B., wenn man den Interaktanten mit all seinen Verdiensten oder erlangten Titeln bzw. Dienstgraden nicht gut kennt. Sie beschützt also – in gewissem Sinne – das Gesicht des Senders.

Die Anredeformel *Witam* wird jedoch von vielen Personen für unhöflich gehalten, da sie zu sehr unpersönlich, distanziert und offiziell bzw. förmlich klingt. Marcjanik (ebd.; 2009: 98f.) weist darauf hin, dass diese Formel der gegenwärtigen Mediensprache entnommen wurde, die starke Tendenz zur sprachlichen Kürzung aufweist. Sie konstatiert ferner, diese Formel setze einen höheren Rang des Senders voraus und daher signalisiere sie asymmetrische Relationen zwischen den Interaktanten (Marcjanik 2009: 98), wessen sich nicht alle polnischen Nutzer der kontakteröffnenden Formel bewusst sind. Nun stellt sich die Frage, wann die eine Grußformel höflich und die andere als unhöflich empfunden wird? Das entscheidende Kriterium ist m.E. der persönliche „Einsatz“, eine Art von Bemühung des Senders, ein angenehmes „Feeling“ beim Lesen der Korrespondenz zu schaffen. Sich höflich auszudrücken bedeutet, dem Gesprächspartner und der Sprech-/Schreibsituation entsprechend/passend zu handeln sowie diese „strategisch“ zu bearbeiten. „Entsprechend“ bedeutet also adäquat, diplomatisch, zu den Begebenheiten und Verhältnissen passend und das Gegenüber nicht verletzend.

Um als „höfliche“ Anredeformel bezeichnet zu werden, müsste eine Formel den Kommunikationspartner direkt ansprechen. Die behandelte Formel *witam* ließe sich sprachlich ein bisschen umgestalten, damit sie höflicher, freundlicher und somit direkter klingt. Das erreicht man, indem man den (persönlich bekannten) Kommunikationspartner in der 2. Person anspricht, z.B. bei *Witaj* fügt man noch den Vornamen hinzu (bei vertrauten Beziehungen). Die Formel *Witaj* hat die Form einer exklamativen Äußerung, wird aber immer mit der 2. Person verknüpft und klingt daher direkter, vertrauter und höflicher.

Eine andere Möglichkeit, auf den Kommunikationspartner einen positiven Eindruck bereits am Anfang der Korrespondenz zu machen, wäre die Verstärkung der behandelten Grußformel (ggf. nominalen Anrede) mit Adverbien, die eine „positive“ Ladung mit sich tragen wie z.B. *witam serdecznie/ciepło/gorąco/wiosennie* u.ä. oder, wenn unser Partner unmittelbar genannt wird (*Witam Panią/ Witam Pana serdecznie*), bzw. der Titel oder der Dienstgrad hinzugefügt werden (*Witam Pana Profesora/ Witam serdecznie Pana Prezesa*). Durch diese Akkusativ-Ergänzung gewinnt der lakonische Gruß *Witam* an Direktheit und Höflichkeit. Im mündlichen Gebrauch wird die Grußformel *witam* selten verwendet, denn sie gilt als allzu distanziert und somit wird sie häufig als Ausdruck der Überheblichkeit des Senders empfunden. Marcjanik (2007: 73) schreibt, dass der Sender mit dieser Formel seine eigene Individualität zum Ausdruck bringen will. Selbstverständlich sind hier zur Untermauerung dieser These weitere Untersuchungen, vor allem Umfragen von Sprachnutzern notwendig. Man kann auch die Reduplikation dieser Formel hin und wieder hören, was die mündliche Anrede höflicher wirken lässt bzw. lassen sollte. Die reduplizierte Formel *Witam-Witam* (in der gesprochenen Sprache), die im Vergleich zur steifen Form *witam* m.E. freundlicher klingt, wird oft mit Interjektionen (*O! Witam! A! Witam!*) und entsprechender Prosodie verstärkt, was die Höflichkeit und Zuwendung dem Gegenüber zu betonen hat. Die Interjektionen werden meistens länger ausgesprochen: *A (aaa), witam* oder als Kombination mit der Reduplikation *A (aaa), witam-witam/ O (ooo), witam Pana Profesora* verwendet. Auch der Vokal *i* in dem Lexem *witam* wird prosodisch ausgedehnt, zum Ausdruck der Bewunderung, Überraschung, Würdigung und/oder der (über)höflichen Begrüßung, u.ä.

Als weniger höflich bzw. unhöflich erachtete Grußformeln gelten im Polnischen solche, die mit dem Adjektiv (*droga/-i,-e*) und der jeweiligen maskulinen oder femininen Anrede (*Pan/Pani*) geführt werden, z.B. *Droga Pani/ Drogi Panie/ Drogie dziecko/ Drogi chłopcze*. In so einer Form bringen sie meistens belehrende oder ironische Motive zum Ausdruck. Diese Formel wird vor allem im mündlichen Gebrauch des Polnischen verwendet und ist eher als Ausdruck der Überheblichkeit erachtet. Fügt man jedoch nach dem Adjektiv *droga(i)* den Titel (unbedingt groß geschrieben) oder den Vor- bzw. Familiennamen hinzu, bewertet man so eine Anrede als höflich (*Droga Pani Doktor/ Drogi Panie Mecenasie*).

Wie eine Grußformel auf den Adressaten wirkt, hängt auch von dem Briefinhalt ab, der auf die Anrede folgt. Wird etwas Unangenehmes in der E-Mail mitgeteilt, so kann auch eine höflich behaftete Grußformel wenig helfen. Darüber hinaus kann vom Empfänger eines Schreibens als unhöfliches Verhalten empfunden werden, wenn ohne jegliche Grußformel sofort zur Übermittlung der eigentlichen Information übergegangen wird.

In dem polnischen Schriftverkehr, sowohl in der öffentlichen als auch in der privaten Korrespondenz, werden häufig die Anredeformeln mit dem Ausrufezeichen geführt, z.B. *Szanowni Państwo!/ Drodzy Przyjaciele!/ Witam!* usw. Auch in der E-Mail-Korrespondenz kommen solche Anredeformeln häufig zum Vorschein, nach denen ein Ausrufezeichen steht, manchmal sogar jeweils mehrere. Das Ausrufezeichen – wenngleich in den polnischen Grußformeln im Vokativ sehr präsent – halte ich für allzu expressiv. Es können zwar mit einer solchen Exklamationsform Freude bzw. spontane Gefühle des Senders ausgedrückt werden, besonders wenn auf die Anredeformel eine freudige Nachricht folgt, aber für manche Leser kann das als eine Form des Anschreiens empfunden werden. Gerechtfertigt wäre so eine Adressatenformel, wenn man sich an eine Gruppe mit einem Appell wendet, z.B. *Liebe Hotelgäste! Bitte werfen Sie die schmutzigen Badetücher auf den Fußboden*.

Als ganz neutral sind in der polnischen E-Mail-Korrespondenz die Grußformeln des traditionellen Briefes erachtet wie *Szanowni Państwo/ Szanowna Pani/ Szanowny Panie* oder die aus dem mündlichen Gebrauch übernommene Formel *Dzień dobry*. Viel höflicher lauten und wirken auf den Adressaten solche Begrüßungsformeln, die den Partner per Vornamen oder den Titel bzw. den Dienstgrad nennen (*Dzień dobry Pani Zofio/ Dzień dobry Panie Profesorze*). Als Unhöflichkeit gilt das Weglassen eines akademischen Titels, vor allem an den Hochschulen sowie die Anrede der weiblichen Personen mit ihrer Funktion oder Berufsbezeichnung in weiblicher Form,³ z.B. *Szanowna Pani Redaktorko/ Pani Kierowniczo/ Pani Dyrektorko* etc., was in der polnischen Sprache abwertend und ironisch eingestuft wird.

Als wenig höflich oder sogar unhöflich gelten im privaten E-Mail-Wechsel, unter einander nicht persönlich bekannten Personen die Reduktionsformen oder Abkürzungen, z.B. *Cze* statt *cześć*; *pzd* statt *pozdrawiam*, *wit* statt *witaj* und Initialwörter, z.B. *dz.d.* = *dzień dobry*. Im Deutschen gibt es ähnliche Kurzwörter, wie z.B. die Anredeformel *sgduh* (*Sehr geehrte Damen und Herren*) oder die Schlussformel *mfg* (*Mit freundlichen Grüßen*), *VLG* (*Viele liebe Grüße*) u.a. Die Kurzwörter und Akronyme sollten in der offiziellen E-Mail-Korrespondenz vermieden werden, da sie häufig schwer zu entschlüsseln sind und zu viele Interpretationsmöglichkeiten zulassen.

Auch die „uneinheitliche“ typographische Form kann – je nach Dafürhalten des Adressaten – für unhöfliche Wahrnehmung einer Korrespondenz angesehen werden,

³ Das Suffix *-ka* hat nicht bei jeder femininen Berufsbezeichnung pejorative Schattierung (vgl. *pisarka/Schriftstellerin; poetka/Dichterin; animatorka/Animateurin; fryzjerka/Friseurin* u.ä.).

z.B. Majuskelschrift verflochten mit der Minuskelschrift (z.B. DzIeN dObRy), zu viele Hervorhebungen (Fettdruck, Unterstreichungen, Ausrufezeichen, unterschiedliche Schriftgröße, Sonderzeichen etc.).

Abschließend lässt sich festhalten, dass höfliche Grußformeln in der E-Mail Korrespondenz den gleichen Höflichkeits-Regularitäten unterliegen wie die der traditionellen Briefe. Darauf deutet die Häufigkeit und Präferenz bestimmter Ausdrücke und Strukturen in beiden Sprachen hin. Als höfliche Formeln gelten insbesondere diejenigen, die den Partner unmittelbar ansprechen und durch Pronomina, höflich behaftete Adjektive, Adverbien und syntaktische Strukturen ausgedrückt werden. Wichtig ist, die entsprechende Höflichkeitsform dem konkreten, individuellen Empfänger und der konkreten Situation anzupassen. Es sollten ebenso objektive und pragmatische Faktoren berücksichtigt werden wie der Anlass einer E-Mail, die Vertrautheit der Interaktanten, der Kommunikationszweck u.ä. Auch interkulturelle und/oder stilistische Gepflogenheiten der Kommunikationspartner, also z.B. ihr Duktus sind von Belang und führen u.U. zu Dissonanzen (vgl. Reynolds/Valentine 2009: 78ff., 87f.), denn eine nicht konvenabel gebrauchte Variante von Begrüßungs- und Abschiedformeln kann den Empfänger schlecht einstimmen und weitere Interaktion verhindern oder unterbrechen.

Literatur

- Brockhaus Enzyklopädie in 24. Bänden (1989). Mannheim, 159.
- Brown, Penelope/Levinson, Stephen C. (1987): *Politeness: Some Universals in Language Usage*. Cambridge.
- Dürscheidt, Christa (2006): *Merkmale der E-Mail-Kommunikation*. In: Schlobinski, P. (Hg.): *Von »hdl« bis »cul8r«*. Sprache und Kommunikation in den neuen Medien. In: *Thema Deutsch*. Bd. 7. Mannheim et al., 104-117.
- Engel, Ulrich/Tomiczek Eugeniusz (2010): *Wie wir reden. Sprechen im deutsch-polnischen Kontrast*. Wrocław/Dresden.
- Goffman, Erving (1967): *Interaction Ritual*. New York.
- Goffman, Erving (2002): *Interaktionsrituale: über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt a.M.
- Grzenia, Jan (2008): *Komunikacja językowa w internecie*. Warszawa.
- Huszcza, Romuald (2006): *Honoryfikatywność. Gramatyka, pragmatyka, typologia*. Warszawa.
- Leech, Geoffrey (1983): *Principles of Pragmatics*. London.
- Marcjanik, Małgorzata (2007): *Grzeczność w komunikacji językowej*. Warszawa.
- Marcjanik, Małgorzata (2009): *Mówimy uprzejmie. Poradnik językowego savoir-vivre'u*. Warszawa.
- Miodek, Waclaw (1994): *Die Begrüßungs- und Abschiedsformeln im Deutschen und im Polnischen* (= Deutsch im Kontrast, Bd. 14.). Heidelberg.
- Pisarkowa, Krystyna (1979): *Jak się tytułujemy i zwracamy do drugich*. In: *Język Polski* 1, 5-17.
- Rathmayr, Renate (1996): *Höflichkeit als kulturspezifisches Konzept: Russisch im Vergleich*. In: *Wechselbeziehungen zwischen slawischen Sprachen, Literaturen und Kulturen in Vergangenheit und Gegenwart*. Hrsg. von I. Ohnheiser. Innsbruck, 174-185.
- Reynolds, Sana/Valentine, Deborah (2009): *Komunikacja międzykulturowa*, przeł. Katarzyna Bogusz. Warszawa.
- Tomiczek, Eugeniusz (1983): *System adresatywny współczesnego języka polskiego i niemieckiego*. Wrocław.
- Wierzbicka, Anna (1999): *Język – Umysł – Kultura*. Warszawa.

Piotr Sulikowski

Szczecin (Polen)

ZUM PROBLEM DES TEXTBEGRIFFS

Das Ziel des vorliegenden Beitrags ist die Andeutung ausgewählter Textauffassungen mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Tendenzen in der Sprachwissenschaft.

Der grundlegende Forschungsgegenstand der Linguistik unterliegt zurzeit erheblichen Änderungen, die mit dem erneuten Paradigmenwechsel der Disziplin zusammenhängt.

Die bisherigen sog. „Wenden“ in der Sprachwissenschaft resultieren aus Fortschritten in den Erkenntnissen der Wissenschaft, verstanden nach Franciszek Grucza als „Ergebnisse der Wissenschaft“ (1983: 29ff.). Im Bereich der Methoden beobachtet man ebenfalls Veränderungen: einen wachsenden Einsatz von Computern und EDV-gestützten Methoden der Datenerhebung, –verarbeitung, und –verwendung, Entwicklung von *high tech*, Medizin, Psychologie. Parallel dazu verläuft auch die ununterbrochene Entwicklung des Internets – meiner Ansicht – nach eines funktionsfähigen und einzigen Modells der kognitiven Basis des Menschen.

Die bisherigen Wenden in der Sprachwissenschaft (um einige Phänomene und Kriterien von uns ergänzt), die hier angeführt werden sollten, seien:

1. **strukturalistische Wende** – Abkehr von Sprache als Substanz in Richtung der Sprache als aus Sprachzeichen bestehender Form mit Inhalt und Bedeutung,
2. mit der strukturalistischen Wende verbundene **synchronische Wende** – Zuwendung in Richtung der synchronischen Sprachforschung, im Gegensatz zu einstigen historisch-vergleichenden Sprachstudien,
3. **nativistische Wende** – im unmittelbaren Zusammenhang mit der Tätigkeit von Noam Chomsky in Tradition von Wilhelm von Humboldt. Die nativistische Wende resultiert aus der Annahme über eine angeborene Sprachfähigkeit des Menschen, den natürlichen Besitz von *language acquisition device* (LAD), was für die weiteren wissenschaftlichen Schlussfolgerungen von erstrangiger Bedeutung ist, da anderweitige Forschungsansätze als z.B. Behaviorismus erlaubt.
4. **generativistische Wende** – als Reaktion auf die in mehreren Publikationen von Chomsky entwickelte Konzeption der Generativen Transformationsgrammatik, die die Entstehung der generativen Semantik von George Lakoff (1968, 1971), Charles Fillmore und James McCawley, zahlreicher Versionen der TG bis hin zum Minimalistenprogramm und Computerlinguistik förderte. An dieser Stelle sei auch auf das „Text-Sinn-Modell“ von Jurij Apresjan (1971) und Igor Mel’cuk (1974)

verwiesen, welches sich vielleicht nicht direkt auf die TG beruft, jedoch ähnliche generierende Sprachmechanismen des Menschen ans Tageslicht bringt.

5. **pragmatische Wende** – anfangs im Zusammenhang mit der Tätigkeit der Oxforder Analytischer Schule (Ludwig Wittgenstein, John L. Austin, John Searle), die den Begriff des Sprechaktes, seiner Komponenten und Verwendungsweisen erschuf, woraus eine dynamische und reiche Forschungsdisziplin Pragmatik und später Textlinguistik und Soziolinguistik entstanden (vgl. Heinemann 2009: 28). Immer mehr Anwendung finden auch die pragmatischen Ansätze in der Kommunikationswissenschaft, Übersetzungswissenschaft und Didaktik.
6. **kognitive Wende** – mit Publikationen von Ulric Neisser (1967), Lachmann/Lachmann/Butterfield (1979), Kintsch/van Dijk (1978), u.a. Die möglichen Entstehungsgründe seien Interesse für den Spracherwerb, Sprachproduktion, Erforschung der psychologischen Grundlagen der Sprache, Sprachstörungen, im engen Zusammenhang mit den Errungenschaften der Psychologie, Medizin, Gehirnforschung und ebenfalls Untersuchungen des Lehr- und Lernprozesses *sensu largo* im Rahmen der Glottodidaktik (Glottokodematik von Szczodrowski vgl. 2000). Durch die Erweiterung der Interessen außerhalb der einzelnen Laute, Buchstaben, Wörter und Sätze, was in der früheren Forschung dominierte und durch Einflüsse des Generativismus erwuchs das Interesse für die kognitiven Grundlagen des Sprechens und der Textschöpfung.
7. **kognitivistische Wende** – eine von der kognitiven Wende unabhängige, unterschiedlich verlaufende Umkehr in der Sprachwissenschaft im Zusammenhang mit den ersten Publikationen u.a. von Langacker (1983 u.a.), in der die Rolle der menschlichen Erfahrung, Kategorisierung, Metapher, Strukturen der menschlichen Kognition, Funktionsweise der Erkenntnis betont werden, woraus sich eine separate kognitivistische Forschungsperspektive entwickelte.
8. **elektronische Wende** – Dominanz des WWW, elektronisch geprägte Forschung (Instrumente, Methoden, Ergebnisse), was F. Gruzca schon recht früh erkannte und prognostizierte (Gruzca 2007: 25ff.).

Die genannten Wendungen seien nach Heinemann (2009: 26) als „grundlegende Veränderungen im Herangehen an die Kennzeichnung von linguistischen Phänomenen [...] zu subsumieren“, ungeachtet der raschen Entwicklung unabhängiger Wissenschaftszweige innerhalb und im Umkreis der Linguistik. Sie sind als Paradigmenwechsel anzusehen, die gewisse Aspekte von z.B. Definitionen der Termini entfernen bzw. als obligatorisch gelten lassen, weswegen beispielsweise sog. strukturalistische Satzsemantik im Sinne von Sgall/Hajičova (1970) und Sgall/Panevova (1975) (Thema-Rhema, funktionale Satzperspektive) oder die grammatisch und kohärenzbetonten Textauffassungen wie Horst Isenbergs (1970) nicht unbedingt ihre vollkommene Aktualität bewahren, zumal der Satz als Spracheinheit nach den neueren Forschungsergebnissen dem Plan der *langue* angehöre (Grzegorzczkova 1990, ebd.) und ausschließlich der Untersuchungsgegenstand der klassischen Logik, Grammatik und eventuell Didaktik sei. Der Text, so Ernst (2004: 173) sei nämlich ein Element der *parole*, daher kann auch logischerweise nicht nur aus Elementen der *langue* bestehen, auch wenn seine Elemente dem allgemeinen Inventar (Lexikon) der *langue* entstammen. Der Text ist aber mit der außersprachlichen Bedeutung und Sinn ausgestattet. Erst die Konsituation und Kontext erlauben eine richtige Entzifferung der eigentlichen Sprecherabsicht, des Hauptgrundes für die Produktion einer Äußerung.

Mit der Entwicklung der elektronischen Medien verändern sich allmählich die Lese- und Sprachverhalten sowie allgemeine Kommunikationsmuster der Gesellschaft. An

Stelle des ehemaligen direkten Kontakts zwischen den Partnern der Interaktion schaltet sich inzwischen das elektronische Interface ein – die Partner bleiben in physikalischer Distanz zueinander, in manchen Fällen kommuniziert der Mensch sogar mit intelligenten EDV-Erzeugnissen, ohne dessen bewusst zu werden. Der Zugriff auf Information und Wissenstransfer wurde erheblich beschleunigt – anders wurde die Reichweite der Konzepte und Publikationen einzelner Forscher. Es veränderte sich auch diametral das Wesen des Textes, worauf wir noch zurückgreifen möchten.

Der frühere Begriff des Textes samt seinen Kriterien gerät wegen der Wissenschaftsentwicklung allmählich außer Gebrauch. Polański (2003: 595) führt die klassische strukturalistische Textdefinition an. Der Text sei demnach ein konkretes Objekt, welches der Informationsübermittlung auf der Basis der abstrakten Sprache diene, sowohl in gesprochener Sprache als auch in Schrift, daher bestehe die Sprache auch im Text, der diese realisiert. Diese Definition ist aber in der heutigen Perspektive eher nicht zutreffend, zumal die kognitive und relativistische Sprachauffassung die Sprache ausschließlich im Gehirn des Menschen platziert und die Texte als Wissens- und Sprachrepräsentationen gelten lässt.

Die standardsprachliche Auffassung des *Textes* bleibt, was viele Termini betrifft, verschwommen, der *etische* Sprachnutzer braucht anscheinend keine strikte Begriffsbestimmung. Der Text wird standardsprachlich als „geschriebene Einheit“ aufgefasst, was jedoch nicht zutreffen mag. Zdzisław Wawrzyniak (2008: 475) führt die Definition nach Duden 5 (2002) an, die den Text als „Wortlaut eines Schriftstücks“ oder „Folge von Aussagen“ erfasst. Die weiteren Bedeutungen seien „Bibelstelle als Predigtgrundlage“, „Beschriftung z.B. von Abbildungen“ und „zu einer Musik gehörende Worte“.

An dieser Stelle sei noch angemerkt, dass in zahlreichen linguistischen Arbeiten der Begriff des Textes als eine implizite Auffassung ohne konkrete Explikation verwendet wird, was vielleicht aus der Absicht resultiert, dass die Autoren sich nicht in den langjährigen Streit um die Textdefinition einschalten möchten. Ihr Textverständnis gleiche dann wahrscheinlich der standardsprachigen Auffassung des Begriffs (so war es auch im letzten Buch des Autors des vorliegenden Beitrags).

Im Jahre 1973 entsteht sog. *Text-Thema-Modell* von Klaus Brinker und Erhard Agricola. Den Ausgangspunkt für die Analyse des Textphänomens ist hier das Textthema in der Alltagsbedeutung, d.h. der Hauptgedanke, Hauptanliegen (Agricola 1983: 221), welches auch die Art und Weise der Darstellung von Orten, Personen und Begebenheiten enthält. Dieses findet seine Entfaltung in der klassischen Thema-Rhemagliederung. Eine der wichtigen Texteigenschaften *Kohärenz* wird durch das Phänomen der Rekurrenz (Wiederholung, Bezugnahme), Topik (Isenberg 1970) und Ableitungsprinzipien aufrecht erhalten. Die Grundinformation wird übergreifendes Baumuster genannt.

Jerzy Lukszyn (2003) teilt die bisherigen theoretischen Textdefinitionen in drei Klassen ein:

1. *linguistische Textauffassung* (vgl. Kintsch/van Dijk 1978, de Beaugrande/Dressler 1990) – die den Text als eine thematische aufgebaute und zeitlich/räumlich geordnete Satzmenge betrachtet, wobei folgende Basisbegriffe in Verwendung kommen: Satz, aktuelle Satzstruktur, Textkonnektoren, thematische Progression. Diese Auffassung wird in der bereits erwähnten funktionalen Satzperspektive verwendet. Schlüsselbegriff stellt die Kohärenz dar, verstanden als semantischer Zusammenhang der Textgeschehen.
2. *semiotische Textauffassung* (vgl. Barthes 1968, Łotman 1984, Mayenowa 1971, 2004) – der Text wird in dieser Situation zu einem Makrozeichen, im Rahmen

dessen die jeweiligen Elemente ihren absoluten Charakter verlieren und zu einem funktionalen Glied werden, welches in Strukturen und Abhängigkeiten mit anderen Sprachzeichen eintritt. Die Basisbegriffe seien semantische Textdominante, semantisches Textfeld, Makrostruktur, Bedeutungstypen der Texteinheiten.

3. die *prozedurale Textauffassung* beruht auf der kognitiven Psychologie sowie Psycholinguistik und versteht den Text als ein Kommunikationsphänomen, nach gewissen Textualitätskriterien gebaut (de Beaugrande/Dressler 1990: 19ff., zit. nach Lukszyn 2003: 121). Der Schlüsselbegriff dabei sei die Textwelt, die wichtigsten Begriffe: kommunikativer Kontext, Intentionalität, Szene und Rahmen (Fillmore), Intentionalität.

Die fundamentale Texteigenschaft sei nach Lukszyn seine strukturell-semantische Kohärenz. Zwischen dem Text und dem Satz befinde sich eine suprasegmentale, supra- und hypersyntaktische Einheit, die eine Struktur mit kompliziertem Aufbau bildet. Der Text sei linear durch die syntagmatische Verbindung der Aussagen geordnet und gewissen semantischen Dominanten zugeordnet. Die Struktur des Textes habe universelle Eigenschaften wie Kohärenz, Teilbarkeit und Kompaktheit. Als Kohärenz versteht Lukszyn die Zugehörigkeit aller Texteinheiten zu einem gemeinsamen semantischen und syntaktischen Dependenznetz. Die Teilbarkeit kommt als potentielle Fähigkeit des Textes zu seiner Segmentierung zu Stande, da dieser aus verschiedenartigen, thematisch kohärenten Teile besteht. Die Kompaktheit des Textes wird durch die Präsenz der Anfangs- und Endsignale sichtbar. Diese letzte Eigenschaft wird von vielen Forschern als eine Grundeigenschaft des Textbegriffes verstanden.

Jerzy Bartmiński (Bartmiński/Niebrzegowska-Bartmińska 2009: 24f.) analysiert die Textdefinition in ausgewählten polnischen Enzyklopädien und Lexika. Er kommt zum Schluss, dass die Definitionen gewisse

Gemeinsamkeiten aufweisen. Sie seien:

1. eine Abkehr von der Auffassung des Textes als einer Sammlung von Wörtern zu Gunsten einer Sammlung von Sätzen,
2. Zulassung der nichtverbalen Texte (ohne Sprachkode),
3. betont wird die strukturelle Abgeschlossenheit des Textes, seine Integralität und Kohärenz,
4. man betont die Bindung des Textes an den Sprecher und den Kommunikationsprozess.

Bartmiński/Niebrzegowska-Bartmińska stellen die These auf (ebd.), dass die Entwicklung der Textauffassung vom Graphismus in Richtung der oralen Texte, vom Verbalismus (Betrachtung der Texte als nur der sprachlichen Kommunikate) in Richtung der Multimedialität und Nonverbalität (im Sinne der „Kulturtexte“), von der statischen Strukturalität in Richtung der veränderlichen Kommunikationssituation zwischen dem Sprecher (Sender) und dem Hörer (Empfänger) verläuft.

In der von Bartmiński/Niebrzegowska-Bartmińska analysierten ethnolinguistischen Perspektive des Textes (ebd.) wird zwischen den in der Kultur präsenten Texten und ihren Realisierungen unterschieden, die jeweils vom kognitiv präsenten Original abzuweichen vermögen, z.B. als Erzählungen, *urban legends*, Witze. In diesem Moment kommt es zu einer Dichotomie des Textbegriffes, die der klassischen strukturalistischen Zeichenauffassung ähnelt. Auf eine ähnliche Weise spricht Sambor Grucza über das *prototypische Text-Konzept* (2007, zit. nach Wawrzyniak 2008: 476), das auf die kognitive Phase des Textaufbaus sowie auf seine Konstruktion aus mentalen Einheiten bezogen ist.

Eine interessante Textauffassung, sog. *relativistische Textauffassung*, ist bei Sambor

Grucza zu finden (2007). Er stützt sich auf Franciszek Grucza (1983), der zwei Arten der menschlichen Sprache unterscheidet: einerseits als Idiolekt (individuelle Sprache eines Individuums), andererseits als Polylekt (Schnittmenge der Idiolekte). Der Textbegriff zerfällt bei S. Grucza daher auch in zwei Gestalten – einerseits ist es „Text“, andererseits *Text*. Im ersten Fall ist der „Text“ mit einem Sprechakt zu ersetzen, im zweiten Fall handelt es sich um die außersprachliche Realität, eigentlich um den Bezug des „Textes“, die Bedeutung sei in diesem Fall referentiell zu verstehen (vgl. ähnlich Wawrzyniak 2008: 478). Zdzisław Wawrzyniak bespricht ausführlich diese Auffassung und stellt fest, dass „Text“ ein realer Gegenstand und *Text* ein intentionaler Gegenstand sind (ebd.). Das Verstehen der jeweiligen Äußerung, also des „Textes“ ist immer relativ, da im Falle seiner Rezeption die individuellen Faktoren des Empfängers interagieren.

Ein separates Forschungsproblem ist der Begriff des durch die elektronischen Medien immer mehr populären *Hypertextes*, der von Bartmiński/Niebrzegowska-Bartmińska (2009: 63) als „Mehrtext, ein funktionales Netz über dem eigentlichen Text“ definiert wird. Der Autor verweist auf den Gründer des Begriffs – Thomas Nelson (1965). Der Hypertext stellt einer der Grundlagen des HTML-Protocolls und eine der koordinierenden und subordinierenden Strukturen der EDV-Welt. An sich ist er eine Versinnbildlichung des de Saussureschen Zeichens – *signifiant* erscheint am Bildschirm und *signifié* ist die verlinkte Adresse, die übrigens ein weiterer Hypertext sein kann. Dieses Phänomen erweckt heutzutage großes Forschungsinteresse, welches während des letzten IVG-Kongresses in Warszawa (2010) zu bemerken war.

Die einschlägige pragmatische Forschung (vgl. Prokop 2009) stellt eindeutig fest, dass seit der pragmatischen Wende die Tatsache betont wird, dass der Text allein nicht alle Informationen enthält. Der Sprachcode ist nämlich nur ein geringfügiger Teil seiner Bedeutung. In den 70er und 80er Jahren entstehen wegen dieser Tatsache zahlreiche Textansätze als *text-in-situation* formuliert, wo die Frage des Kontexts, der Sprecherabsicht/Sprecherillokution mitbeachtet werden, wo das Spiel der inneren und äußeren Faktoren am Text im pragmatischen Sinne definiert wird.

Gerade in den 80er Jahren werden von de Beaugrande/Dressler (1981: 3ff.) grundlegende Textualitätsmerkmale zusammengestellt, die gewisse Basis für weitere Textauffassungen liefern. In der allgemein bekannten Konzeption werden sieben Kriterien genannt, die für das Wesen eines kommunikativen Textes von Bedeutung sind. Es sind Kohäsion, Kohärenz, Intentionalität, Akzeptabilität, Informativität, Situationalität und Intertextualität. Maximilian Scherner (2000: 189) betrachtet diese Auflistung als einen Meilenstein für die spätere kognitive Wende in der Linguistik.

Die pragmatischen Textmodelle verändern die statische strukturalistische Sicht des Textes, betrachten den Text als einen Sprechakt – in einer Situation eingebettete Äußerung des Sprechers zu einem bestimmten Zweck. Diese Sichtweise ist John L. Austin (1962, mit dem prägnanten Titel *How to Do Things with Words*) und John Searle (1969) zu verdanken, die diese Textauffassung vertreten. Durch die Analyse der Illokutionstypen (vgl. Prokop 2009) erreicht man auf eine induktive Weise einen Katalog der möglichen Texttypen/Sprechakte (vgl. Wagner 2001).

In jeder Textäußerung ist eine der Illokutionen dominant, die anderen Illokutionen erschaffen eine Struktur der Illokutionen. Roman Kalisz (vgl. 1993: 112) untersucht in seiner Publikation die höheren Ordnungen der Sprechakte in der menschlichen Kommunikation. Er kommt zum Schluss, dass die Sprechakte sich zu *Sequenzen* zusammensetzen um auf einer höheren Ebene zum *Sprechplan* zu werden, der jedoch einem Durchschnittssprecher in der Alltagsrede eher nicht bewusst ist. Erst eine wissenschaftliche

und durchdachte Diskussionsführung/ein Argumentenaustausch bedingen einen strikten Aufbau der Sprechplans.

Hartung (2000: 89) verweist auf die Kritik des illokutiven Modells des Textes u.a. von Motsch/Viehweger 1981, wo die Tatsache betont wird, dass das Modell auf den Sprecher konzentriert ist, folglich werden einzelne Dialogteile zu separaten Texten. Man konzentrierte sich auf die einzelnen Redeteile, Illokutionen der einzelnen Sätze und vernachlässige die Rolle der Kontextualität, da die Sprecher fast ausschließlich als Handlungspartner angesehen werden, die einen gemeinsamen Zweck zu befolgen suchen. Man beschränke sich nur auf einige streng voneinander abgegrenzte Illokutionen/Handlungsweisen, auf eine spekulative Weise wird die Illokution einem Satz zugeschrieben. Zu wenig Aufmerksamkeit schenke man den pragmatischen Verbindungen. *Last but not least* sei in vielen komplizierten Texten mit Hilfe des illokutiven Modells die dominierende Illokution nicht feststellbar. Daraus lässt sich schließen, dass das Modell noch gewisser Ergänzungen bedarf.

Die neueste Textauffassung erweitert den bisherigen Sinn des Textbegriffes. Zdzisław Wawrzyniak stellt treffend fest: „Deshalb können auch Gebilde, die nicht nur aus sprachlichen Zeichen bestehen, sondern z.B. aus sprachlichen Zeichen in Verbindung mit Farbe, Form, Typographie wie STOP-Schilder usw. als Texte gelten. Auch Kombinationen aus Sprache und Bild, wenn sie als ein funktionales Ganzes interpretiert werden, gelten als Texte“ (Wawrzyniak 2008: 476). Die Veränderung des Textbegriffes verschiebt ihn in Richtung eines semiotischen Makrozeichens, welches eine globale Bedeutung besitzt, die sich aus Bedeutungen, Konnotationen, der intertextuellen und interkulturellen Bezüge und Zitate zusammensetzt. Durch den Bedeutungsausgleich der optischen Signale, analoger Zeichen mit digitalen Sprachzeichen im Sinne von Roman Kalisz (1993) geht die Relevanz des Sprachlichen rasch zurück. Die sich jetzt *in statu nascendi* befindende Informationsgesellschaft benötigt anscheinend keine Sprache im klassischen Sinne. Vielmehr bedient man sich der graphischen und parasprachlichen Zeichen, Bilder, beweglicher Elemente, weswegen das eigentliche Lesen auf einen natürliche Weise eine rückläufige Tendenz zeigen muss.

Wir würden vielleicht einen Schritt weiter machen, indem wir feststellen, dass Texte auch solche kommunikativen Einheiten sind, die aus nicht-sprachlichen Elementen bestehen, soweit sie eine Bedeutung und Sinn für die Kommunikationspartner besitzen. Da die Welt des Menschen aus bedeutsamen und irrelevanten Elementen gebaut ist (was gewissermaßen die relativistische Sprachauffassung bestätigen würde), verfügen die bedeutsamen Elemente über eine Bedeutung *ergo* können in einem Kontext Sinn erschaffen und zu eigentlichen Texten werden. Das Verstehen setzt voraus, dass die zu verstehenden Einheiten über eine konventionelle und arbiträre Bedeutung verfügen, welche ihnen im Prozess der Kommunikation verliehen wird. Es sollte noch festgestellt werden, dass der Paradigmenwechsel der Sprachwissenschaft unmittelbar mit dem Textbegriff zusammenhängt, der immer stärker variiert und eigentlich den sprachwissenschaftlichen Boden verlässt.

Literatur

- Agricola, Erhard (1973): *Semantische Relationen im Text und im System*. Mouton.
Apresjan, Juri Derenick (1971): *Koncepcje i metody współczesnej lingwistyki strukturalnej*. Warszawa.
Austin, John Langshaw (1962): *How to do Things with Words*. Oxford.

- Barthes, Roland (1968): *Wstęp do analizy strukturalnej opowiadań*. In: *Pamiętnik Literacki* 4, 327-359.
- Bartmiński, Jerzy/Niebrzegowska-Bartmińska Stanisława (2009): *Tekstologia*. Warszawa.
- Beaugrande, Robert de A./Dressler, Wolfgang U. (1981/1990): *Wstęp do lingwistyki tekstu*. Warszawa.
- Duden 5 (2002): *Fremdwörterbuch*. Mannheim.
- Ernst, Peter (2004): *Germanistische Sprachwissenschaft*. Wien.
- Grucza, Franciszek (1983): *Zagadnienia metalingwistyki. Lingwistyka – jej przedmiot, lingwistyka stosowana*. Warszawa.
- Grucza, Franciszek (2007): *Lingwistyka stosowana – Historia, zadania, osiągnięcia*. Warszawa.
- Grucza, Sambor (2007): „Text” und Text – zu ihrer Stratifikation. In: Grzywka, Katarzyna/Godlewicz-Adamiec, Joanna/Grabowska, Małgorzata/Kosacka, Małgorzata/Małecki, Robert (Hg.) (2007): *Kultur – Literatur – Sprache. Festschrift für Herrn Professor Lech Kolago zum 65. Geburtstag*. Warszawa, 904-918.
- Grzegorzczkowska, Renata (1990): *Wprowadzenie do semantyki językoznawczej*. Warszawa.
- Heinemann, Wolfgang (2009): *Anmerkungen zum Paradigmenwechsel in der Sprachwissenschaft*. In: Czachur, Waldemar/Czyżewska, Marta (Hg.) (2008): *Vom Wort zum Text. Studien zur deutschen Sprache und Kultur. Festschrift für Professor Józef Wiktorowicz*. Warszawa.
- Hartung, Wolfdietrich (2000): *Kommunikationsorientierte und handlungstheoretisch ausgerichtete Ansätze*. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven (Hg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Erster Halbband. Berlin/New York, 83-96.
- Isenberg, Horst (1970): *Der Begriff „Text“ in der Sprachtheorie*. Arbeitsstelle für strukturelle Grammatik, 1-21.
- Kalisz, Roman (1993): *Pragmatyka językowa*. Gdańsk.
- Kintsch, Walter/ Dijk, Teun A. van (1978): *Toward a Model of Text Comprehension and Production*. In: *Psychological Review* 85/5, 363-394.
- Lachmann, Roy/Lachmann, Janet/Butterfield, Earl C. (1979): *Cognitive Psychology and Information Processing: An Introduction*. Hillsdale.
- Lakoff, George (1968): *Instrumental Adverbs and the Concept of Deep Structure*. *Foundations of Language*.
- Lakoff, George (1971): *On Generative Semantics*. In: Steinberg, D.D./Jakobovits, L.A. *Semantics*. Cambridge.
- Langacker, Ronald (1983): *Foundations of Cognitive Grammar*. Band I, II. Trier.
- Lukszyn, Jerzy (2003): *Parametry analizy tekstów specjalistycznych*. In: Kiełar, B./Grucza, S.: *Lingwistyczna identyfikacja tekstów specjalistycznych*. Warszawa.
- Łotman, Jurij (1984): *Struktura tekstu artystycznego*. Warszawa.
- Mayenowa, Maria Renata (2004): *Spójność tekstu a postawa odbiorcy*. In: Mayenowa, M.R. (1971): *O spójności tekstu*. Wrocław, 189-205.
- McCawley, James D. (1968): *The Role of Semantics in Grammar*. In: *Universals in Linguistic Theory*. New York.
- Mel'cuk, Igor (1974): *Opyt teorii lingwistycznych modelej. 'Smysl <==> Tekst'*. Moskwa.
- Motsch, Wolfgang/Viehweger, Dieter (1981): *Sprachhandlung, Satz und Text*. *Linguistische Studien, Reihe A*, 80. Berlin.
- Neisser, Ulric (1967): *Cognitive Psychology*. New York.
- Polański, Kazimierz (Hg.) (2003): *Encyklopedia językoznawstwa ogólnego*. 3. Auflage. Wrocław/Warszawa/Kraków.
- Prokop, Izabella (2009): *Aspekty analizy pragmalingwistycznej*. Poznań.
- Scherner, Maximilian (2000): *Kognitionswissenschaftliche Methoden in der Textanalyse*. In: Brinker Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven (Hg.) (2000): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Erster Halbband. Berlin/New York, S. 186-195.
- Searle, John (1969): *Speech Acts. An Essay of the Philosophy of Language*. Cambridge.

- Sgall, Petr/Hajičova, E. (1970): *A 'Functional' Generative Description*. Prague Bulletin of Mathematical Linguistics. Prag.
- Sgall, Petr/Panevova, J. (1975): *Semantic Tensein a Complex Sentence*. In: *Charakterystyka temporalna wypowiedzenia*. Wrocław.
- Szczodrowski, Marian (2000): *Glottokodematyka i jej zakresy badawcze*. In: Mizerska, Beata M. (Hg.): *Problemy komunikacji międzykulturowej. Lingwistyka, translatoryka, glottodydaktyka*. Warszawa, 428-450.
- Wagner, Klaus (2001): *Pragmatik der deutschen Sprache*. Mannheim.
- Wawrzyniak, Zdzisław (2008): *Zu Textdefinitionen und zu Seinsweisen von Texten*. In: Czachur, W./Czyżewska, Marta (Hg.) (2008): *Vom Wort zum Text. Studien zur deutschen Sprache und Kultur. Festschrift für Professor Józef Wiktorowicz*. Warszawa, 475-481.

József Tóth/Balázs Fodor

Veszprém (Ungarn)

UNGARISCHE KULTURSPECIFISCHE AUSDRÜCKE IM ROMAN *A PÁL UTCAI FIÚK* VON FERENC MOLNÁR UND DEREN DEUTSCHE UND ENGLISCHE ÜBERSETZUNGEN

1. Einleitung

In der vorliegenden Studie werden ungarische kulturspezifische Ausdrücke und deren deutsche und englische Übersetzungen miteinander verglichen. Es handelt sich um eine empirische Analyse, d.h. das ursprüngliche ungarische Werk *A Pál utcai fiúk* und die deutsche (*Die Jungen der Paulstraße*) bzw. die englische Übersetzung (*The Paul Street Boys*) des ungarischen Romans werden einander gegenüber gestellt. Der Originaltext ist der Roman von Ferenc Molnár (*A Pál utcai fiúk*) (1968), die englische Übersetzung stammt von Louis Rittenberg (*The Paul Street Boys*) (2005), der deutsche Übersetzer ist Edmund Alkalay (*Die Jungen der Paulstraße*) (2006).

1.1. Forschungsstand

In der Fachliteratur zur Problematik kulturspezifischer Ausdrücke werden folgende vier Schwerpunkte thematisiert:

- a) die Bezeichnung von kulturspezifischen Ausdrücken,
- b) die Definition kulturspezifischer Ausdrücke,
- c) die Übersetzungsprozeduren für kulturspezifische Ausdrücke,
- d) die Beziehung von Übersetzung und Kultur.

Baker (1992) macht keine Vorschläge in Bezug auf die Benennung von kulturspezifischen Ausdrücken, sie erwähnt aber die Problematik ihrer Übersetzung und nennt diese Ausdrücke *Culture-specific Concepts*. Katan (1999) geht nicht der Frage nach, wie kulturspezifische Ausdrücke benannt werden können, sondern er verwendet für sie die Bezeichnung *Culture-bound Lexis*. Valló (2000) schlägt die Bezeichnung *Realien* vor. Horváth (2004) untersucht ein spezielles Problemfeld, die Übersetzung von Realien in der Verwaltung und erwähnt zahlreiche Autoren, die sich bisher mit der Benennung von kulturspezifischen Ausdrücken auseinandergesetzt haben. Paluszkiwicz-Misiaczek (2005) benutzt mehrere Benennungen wie *Culture Specific Expressions*, *Culture-Specific Concepts*, *Culture-Specific Items*. Pedersen (2005) benutzt den Terminus *Extralinguistic Culture-Bound Reference*. Bei Bergenholtz (2007) kommt die Benennung *Culture-bound Terms* vor. Simigné (2006) findet die Bezeichnung *Realien* adäquat. Auch Mujzer-Varga (2007) verwendet die Bezeichnung *Realien*, sie

erwähnt jedoch einige Synonyme wie *Culture-bound Phenomena* und *Culture-bound Expressions*. Sie präzisiert diese Bezeichnung noch weiter und führt den Begriff *Realienlexem* ein. Lendvai (2007) macht keinen Vorschlag für eine neue Bezeichnung, sondern er erwähnt die Uneinheitlichkeit der Bezeichnungen, indem er die folgenden Bezeichnungen angibt: *Realia*, *Cultural Realia*, *Linguistic Realia*, *Cultural Words*, *Culture-Specific Words*, *Non-Equivalent Words*. Mártonyi (2007) untersucht eine spezielle Klasse von Realien, die *intra-lingualen Realien* und verwendet diese Bezeichnung.

Was die Definition kulturspezifischer Ausdrücke anbelangt, vertritt Valló (2000) die Auffassung, kulturelle Realien seien Ausdrücke, die all die Erfahrungen und das Wissen, die Themen, Ideen, und die mentalen und emotiven Muster einer gegebenen kulturellen Gemeinschaft ausdrücken und eine spezielle Bedeutung im gegebenen kulturellen Kontext haben. Papp (2004) beschreibt Realien als Ereignisse, Erscheinungen und Organisationen des wirtschaftlichen, politischen, sozialen und kulturellen Lebens, Namen und Abkürzungen internationaler Organisationen, Institutionen, Begriffe, Terminologien, da diese Produkte einer gegebenen Subkultur sind und deshalb ihre denotative und assoziative Bedeutung mehr zeigen als das Wort, worauf sie hinweisen. Forgács (2004: 40) gibt die folgende Definition von Realien an:

Ich betrachte als Realia jedes sprachliche Zeichen oder jede Zeichenbeziehung, die in einem gegebenen Umfeld mit dem Leben einer (kleineren oder größeren) Gruppe von Zeichenbenutzern, also mit dem alltäglichen privaten und/oder öffentlichen Leben, mit dem gesellschaftlichen und politischen Umfeld, mit Kunst, Kultur, Denken, Sitten, Moralsystem, kurz: mit ihrem Leben und mit dem System ihrer Sprache in solchem Maße im Zusammenhang steht, dass sie für die gegebene Gruppe inhaltlich mehr bedeutet, also entsprechend ihrer konnotativen Bedeutung und ihrem emotionalem Inhalt relevante und in der gegebenen Gruppe weitgehend gleiche oder wenigstens eine ähnliche Assoziationsreihe auslösen kann. (übersetzt von den Autoren)

In einer früheren Publikation dehnt Forgács (2002) die Definition von Realien auch auf Phraseologismen aus. Die Definition von Jan Pedersen (2005: 2) lautet wie folgt:

Extralinguistic Culture-bound Reference (ECR) is defined as reference that is attempted by means of any culture-bound linguistic expression, which refers to an extralinguistic entity or process, and which is assumed to have a discourse referent that is identifiable to a relevant audience as this referent is within the encyclopedic knowledge of this audience.

Mujzer-Varga (2007) betrachtet jeden Ausdruck, der spezifisch für eine Sprachgemeinschaft ist, konnotative, emotionale Bedeutung hat und in den Mitgliedern dieser Gemeinschaft wegen des gemeinsamen Weltwissens fast die gleichen Assoziationen auslösen kann, als Realienlexem. Heltai (2007: 4) definiert kulturspezifische Ausdrücke folgendermaßen:

[...] the concept culture-specific word will be regarded as a prototype concept. The prototype is a word which has no referential equivalent in the TL ('realia' in the narrow sense), has a considerable amount of associative meaning, and is related to considerable amounts of encyclopedic knowledge. From this it follows that in addition to explicitly communicated information (explicatures) it can communicate vast amounts of information through implicatures.

Klaudy (1999, 2003) diskutiert ausführlich die Problematik der Übersetzungsprozeduren. Sie gruppiert die Übersetzungsprozeduren in zwei Hauptgruppen: 1. lexikalische und 2. gram-

matische Übersetzungsprozeduren. Nach Tellingner (2003) gibt es folgende Prozeduren für die Übersetzung von kulturspezifischen Ausdrücken: *Transliteration, Entlehnung, analoge Übersetzung und Kommentar*. Paluszkiwicz-Misiaczek (2005) erwähnt folgende Übersetzungsprozeduren, die dem Übersetzen kulturspezifischer Ausdrücke dienen: *translation by generalisation, translation by a more specific term, translation by cultural substitution, strategy of using a loan word, translation by paraphrase* und *translation by omission*. Pedersen (2005) unterscheidet grundsätzlich zwei Gruppen von Übersetzungsprozeduren, oder, wie er sie nennt, *Strategien*. Diese Gruppen sind: die verfremdenden und die domestizierenden Strategien. Eine ausführlichere Beschreibung dieser Strategien würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen. Lendvai (2007) entwickelt ein anderes System von Übersetzungsprozeduren. Er benutzt nicht die Bezeichnung Übersetzungsprozedur, sondern *Techniken*, die er in *lexikalische, syntaktische und komplexe Techniken* einteilt.

Katan (1999) widmet den ersten Teil seines Buches der Frage nach der Beziehung von Kultur und Übersetzung. Er thematisiert die folgenden Schwerpunkte: *Defining, Modelling and Teaching Culture* (Kapitel 2), *Logical Levels and Culture* (Kapitel 4), *Language and Culture* (Kapitel 5). Valló (2000) hebt hervor, was für eine große Rolle Kultur in der Übersetzung spielt: es ist heute schon klar, dass Sprache (und dadurch auch Übersetzung) ohne ihren kulturellen Kontext nicht thematisiert werden kann. Simigné (2006) postuliert, dass Übersetzung Kommunikation zwischen zwei Kulturen sei.

2. Hypothesen

Unsere erste Hypothese besagt, dass es wegen der jahrhundertlangen engen historischen bzw. kulturellen Beziehungen zwischen den zwei Kulturen bzw. Sprachen weniger kompliziert ist, kulturspezifische Ausdrücke aus dem Ungarischen ins Deutsche zu Übersetzen als ins Englische.

Die zweite Hypothese ist, dass mehr ungarische kulturspezifische Ausdrücke im Deutschen ein *offizielles Äquivalent*¹ haben als im Englischen.

3. Methodik der Untersuchung

Um unsere erste Aufgabe zu lösen, ungarische kulturspezifische Ausdrücke im Originaltext zu finden, brauchten wir eine Definition, was ein kulturspezifischer Ausdruck ist. Wir bevorzugen die adäquate Definition von Heltai (2007: 4):

The concept culture-specific word will be regarded as a prototype concept. The prototype is a word which has no referential equivalent in the TL ('realia' in the narrow sense), has a considerable amount of associative meaning, and is related to considerable amounts of encyclopedic knowledge. From this it follows that in addition to explicitly communicated information (explicatures) it can communicate vast amounts of information through implicatures.

Da diese Definition auf drei Hauptbegriffen (referentielle Bedeutung, assoziative Bedeutung und enzyklopädisches Wissen) basiert, haben wir mit Tabelle 1 eine Übersicht

¹ Der Begriff *offizielles Äquivalent* (engl. *official equivalent*) stammt von Pedersen (2005). *Offizielles Äquivalent* bedeutet, dass ein AS-Ausdruck schon eine existierende Übersetzung in der ZS hat.

erstellt, die wir zur Klassifikation der im ungarischen Originaltext gefundenen kulturspezifischen Ausdrücke verwenden.

Tabelle 1

Definition kulturspezifischer Ausdrücke am Beispiel *tót*

Referentielle Bedeutung	ungarisch
	tót
gleiche Realität + / nicht gleiche Realität -	-
hat ein offizielles Äquivalent in der ZS + / hat kein offizielles Äquivalent in der ZS -	-
Assoziative Bedeutung hat eine assoziative Bedeutung für den AS-Leser + / hat keine assoziative Bedeutung für den AS-Leser -	+
Enzyklopädisches Wissen der Leser braucht enzyklopädisches Wissen, um die ganze Bedeutung des Ausdrucks zu verstehen + / der Leser braucht kein enzyklopädisches Wissen, um die ganze Bedeutung des Ausdrucks zu verstehen -	+

Nachdem wir die ungarischen kulturspezifischen Ausdrücke ermittelt haben, wollen wir nun feststellen, welche Übersetzungsprozeduren beim Übersetzen angewendet wurden.

Wir benutzen das System der Übersetzungsprozeduren von Pedersen (2005) (Abb. 1). Dieses ist ursprünglich ein englischsprachiges System, jedoch führen wir bei der Analyse die deutschen Entsprechungen der jeweiligen Übersetzungsprozedur an.

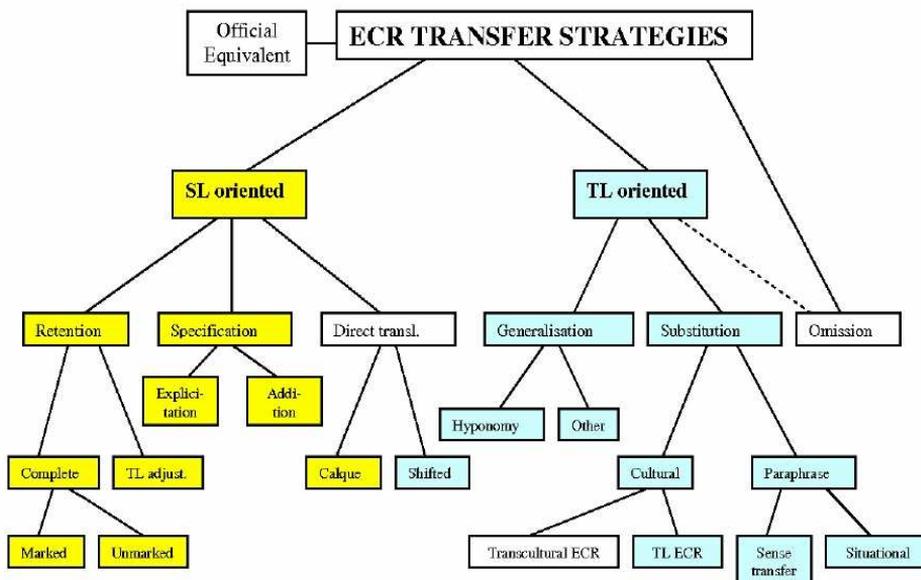


Abb. 1. Das System der Übersetzungsprozeduren für das Übersetzen kulturspezifischer Ausdrücke von Pedersen (2005: 4)

4. Kulturspezifische Ausdrücke. Tabellarische Zusammenfassung der Ergebnisse der vergleichenden Analyse

Im Originaltext sind 32 ungarische kulturspezifische Ausdrücke (zongoraverkli, magyar nóta, zsebtintatartó, törökméz, önképzökör, gittegylet etc.) zu finden. Da eine ausführliche Diskussion aller kulturspezifischen Ausdrücke den Rahmen dieser Studie sprengen würde, folgt hier nur eine tabellarische Übersicht (Tabelle 2), die die jeweiligen ungarischen kulturspezifischen Ausdrücke, ihre deutschen und englischen Übersetzungen und die entsprechenden Übersetzungsprozeduren enthält. Die Reihenfolge der ungarischen kulturspezifischen Ausdrücke entspricht der Reihenfolge der Ausdrücke im Originaltext.

Tabelle 2

Tabellarische Zusammenfassung der Ergebnisse der vergleichenden Analyse

ungarischer kulturspezifischer Ausdruck	deutsche Übersetzung	Übersetzungsprozedur	englische Übersetzung	Übersetzungsprozedur
1	2	3	4	5
zongoraverkli	Leierkasten	offizielles Äquivalent	hurdy-gurdy	offizielles Äquivalent
magyar nóta	ungarische Melodie	direkte Übersetzung, wortwörtliche Übersetzung	magyar melody	direkte Übersetzung verändert
bécsiesen	übermütig	Generalisierung, andere	viennese	offizielles Äquivalent
zsebtintatartó	Taschentintenfäß	direkte Übersetzung, wortwörtliche Übersetzung	pocket inkwell	direkte Übersetzung, wortwörtliche Übersetzung
grundon	auf dem Grund	Erhaltung, komplett unbemerkt	grund	Erhaltung komplett unbemerkt
törökméz	türkischer Honig	offizielles Äquivalent	halvah	Substitution kulturell, ZS-EKR
krajcár	Kreuzer	offizielles Äquivalent	penny	offizielles Äquivalent
forint	Gulden	offizielles Äquivalent	pound	Substitution kulturell, ZS-EKR
önképzökör	„Selbstbildungsverein“	offizielles Äquivalent	reading club	Substitution kulturell, ZS-EKR
einstand	„Einstand“	Erhaltung, komplett unbemerkt	einstand	Erhaltung komplett unbemerkt
szentjánoskeny érmag	Johannisbrot	Generalisierung, andere	Weglassung	Weglassung
boxenli	Weglassung	Weglassung	Weglassung	Weglassung
múzeum	Museum	offizielles Äquivalent	museum	offizielles Äquivalent

1	2	3	4	5
métát	Schlagball	offizielles Äquivalent	baseball	Substitution kulturell, ZS-EKR
alföldi	Flachland	Generalisierung, andere	wide open spaces	Substitution, Umschreibung, erhaltene Bedeutung
tót	ein Slowake	Generalisierung, Hyponomie	Slovenian	Generalisation, Hyponomie
citadellában	Festung	Generalisierung Hyponomie	citadel	offizielles Äquivalent
gittegylet	Kitt-Verein	direkte Übersetzung, wort- wörtliche Übersetzung	Putty Club	Substitution kulturell, ZS-EKR
egy koronás	eine Krone	offizielles Äquivalent	revenue stamps	Substitution kulturell, ZS-EKR
abcutg	Abzug	Erhaltung, anpassend der ZS	down with Kolnay	Substitution, Umschreibung, erhaltene Bedeutung
Hunyadi János	Johann Hunyadi	Erhaltung, anpassend der ZS	János Hunyadi	Erhaltung, anpassend der ZS
Mohácsi vész	die Niederlage bei Mohács	offizielles Äquivalent	the Disaster at Mohács	offizielles Äquivalent
Tomori érsek	Erzbischof Tomori	Erhaltung, anpassend der ZS	Abbot Tomori	Erhaltung, anpassend der ZS
korzón	Donaukorso	Spezifikation Explizitation	Danube Drive	Spezifikation, Explizitation
Pipa utca	Seitengasse	Generalisierung, andere	Pipa Street	Erhaltung, anpassend der ZS
Soroksári utca	Soroksarer- -Gasse	Erhaltung, anpassend der ZS	Soroksár Street	Erhaltung, anpassend der ZS
Köztelek utca	Köztelek Gasse	Erhaltung, anpassend der ZS	Köztelek Street	Erhaltung, anpassend der ZS
Eszterházy utca	Eszterhazygasse	Erhaltung, anpassend der ZS	Eszterházy Street	Erhaltung, anpassend der ZS
Józsefváros	Josefstadt	direkte Übersetzung, wortwörtliche Übersetzung	Joseph District	Erhaltung, anpassend der ZS
Üllői út	Üllöer Straße	Erhaltung, anpassend der ZS	Üllői Avenue	Erhaltung, anpassend der ZS
Pál utca	Paulstraße	Erhaltung, anpassend der ZS	Paul Street	Erhaltung, anpassend der ZS
Ferencváros	Franzenstadt	Erhaltung, anpassend der ZS	Francistown	Erhaltung, anpassend der ZS

Nach dem Erstellen der Tabelle 2 können unsere Hypothesen verifiziert oder falsifiziert bzw. entsprechende Konsequenzen gezogen werden.

5. Kulturspezifische Ausdrücke. Ergebnisse der vergleichenden Analyse

Nach der Analyse der 32 kulturspezifischen Ausdrücke wurde offenbar, dass nur 8 von diesen Ausdrücken bezüglich unserer ersten Hypothese relevant sind. Es gibt zum Beispiel zahlreiche Straßennamen und Namen von Stadtteilen von Budapest, die für die erste Hypothese irrelevant sind, obwohl sie als kulturspezifische Ausdrücke gelten. In Tabelle 3 wird die Analyse dieser acht relevanten kulturspezifischen Ausdrücke zusammengefasst.

Tabelle 3

ungarischer kulturspezifischer Ausdruck	deutsche Übersetzung	Übersetzungsprozedur	Englische Übersetzung	Übersetzungsprozedur
krajcár	Kreuzer	offizielles Äquivalent	penny	offizielles Äquivalent
forint	Gulden	offizielles Äquivalent	pound	Substitution kulturell, ZS-EKR
önképzökör	„Selbstbildungsverein“	offizielles Äquivalent	reading club	Substitution kulturell, ZS-EKR
szentjánoskenyér	Johannisbrot	Generalisierung, andere	Weglassung	Weglassung
alföldi	Flachland	Generalisierung, andere	wide open spaces	Substitution, Umschreibung, erhaltene Bedeutung
tót	ein Slowake	Generalisierung, Hyponomie	Slovenian	Generalisation, andere
egy koronás	eine Krone	offizielles Äquivalent	revenue stamps	Substitution kulturell, ZS-EKR
abcug	Abzug	Erhaltung, anpassend der ZS	down with Kolnay	Substitution, Umschreibung, erhaltene Bedeutung

An dieser Stelle müssen auch die Wörter, die aus dem Deutschen übernommen wurden, erwähnt werden: *grund*, *einstand* und *abcug*. Sie stammen aus dem Deutschen und wurden von den Jungen in Budapest oft benutzt. Der Grund dafür ist, dass damals viele Bürger mit deutschen Sprachkenntnissen in Budapest lebten und das Deutsche deshalb einen bedeutenden Einfluss auf das Ungarische ausübte. Für die Ungarn haben diese Wörter gerade deshalb eine assoziative Konnotation, weil sie aus dem Deutschen über-

nommen wurden. So lassen sie sich leicht ins Deutsche übersetzen, aber in der deutschen Sprache verlieren sie ihre assoziative Konnotation.

Das erste Beispiel, *krajcár*, hat im Deutschen ein Äquivalent (*Kreuzer*), aber das englische Äquivalent ist *penny*. Problematisch ist, dass beide Wörter *krajcár* und *Kreuzer* veraltete Ausdrücke sind, während *penny* in England nach wie vor verwendet wird. Somit ist der kontextuelle Effekt nicht derselbe. Dies kann kulturelle Gründe haben, denn Ungarn und Deutschland hatten früher lebhaftere Handelsbeziehungen und deshalb wurden in beiden Sprachen veraltete Ausdrücke verwendet. Dieses Beispiel verifiziert also die erste Hypothese.

Der zweite Ausdruck *forint* ist interessant, denn der englische Übersetzer hat ihn als *pound* übersetzt, was sicherlich nicht optimal ist. Der deutsche Übersetzer benutzte das offizielle Äquivalent *Gulden*. Für beide Übersetzungen gibt es eine bessere Lösung, nämlich das Wort *Forint*. Auch in den zweisprachigen Wörterbüchern sind die offiziellen Äquivalente des ungarischen 'forint' *Gulden* und *Forint*. Die Entsprechung *Forint* wäre adäquater gewesen, aber natürlich ist auch *Gulden* eine passende Lösung. Der Grund dafür, warum der englische Übersetzer *pound* genutzt hat, ist unbekannt, aber es kann vielleicht kulturelle Gründe haben und auch in diesem Fall ist die erste Hypothese verifiziert.

Önképzökör ist ein Musterbeispiel für die kulturellen Unterschiede, denn es gibt dafür im Deutschen ein offizielles Äquivalent. Im Englischen gibt es dagegen keines; deshalb musste der englische Übersetzer eine ZS-EKR finden.

Der Fall von *szentjánoskenyér* ist nicht ganz klar, weil es für *szentjánoskenyér* in beiden Sprachen offizielle Äquivalente gibt. *Szentjánoskenyér* ist wahrscheinlich ein sehr spezieller ungarischer Ausdruck, aber *szentjánoskenyér* kann sowohl ins Deutsche als auch ins Englische übersetzt werden. Der deutsche Übersetzer hat das Wort übersetzt, der englische Übersetzer dagegen nicht. Vielleicht gibt es im Englischen für diesen Ausdruck ein offizielles Äquivalent, aber diese Süßigkeit ist im Englischen eher unbekannt, so dass es der Übersetzer lieber weggelassen hat. Das würde auch die erste Hypothese verifizieren, aber den Grund, warum der englische Übersetzer das Wort nicht übersetzt hat, kennen wir nicht.

Alföldi ist ein interessanter Ausdruck, denn er existiert sowohl als Eigennamen als auch als Apellativ, aber im Roman steht er als Eigennamen. Im Englischen gibt es kein offizielles Äquivalent für den Eigennamen, doch im Deutschen schon (*die Tiefebene*). Aber der deutsche Übersetzer hat ihn als Apellativ (*Flachland*) übersetzt. Eine viel bessere Lösung wäre vielleicht *die Tiefebene* gewesen. So hätte man die Bedeutung besser getroffen. Der Fakt also, dass auch der Eigennamen *Alföld* im Deutschen ein offizielles Äquivalent hat, verifiziert die erste Hypothese. Doch dies kommt in diesem Fall in der Übersetzung nicht zum Vorschein.

Tót ist in den Zielsprachen nicht lexikalisiert, deshalb mussten die Übersetzer Generalformen benutzen. Dies hat der deutsche Übersetzer getan (*ein Slowake*). Vermutlich wollte der englische Übersetzer auch so verfahren, aber er hat wahrscheinlich einen Fehler gemacht, denn seine Übersetzung ist *Slovenian*. Das Wort ist nicht richtig, denn *die Slowaken* werden *tót* genannt und nicht die *Slowenen*. Die Frage ist, ob der Übersetzer hier zufällig einen Fehler begangen hat, oder ob er den Unterschied zwar kennt, aber ihn für das englische Lesepublikum als nicht relevant erachtet. Wir kennen die Antwort nicht, aber dieses Problem hat bestimmt kulturelle Gründe, so ist die erste Hypothese auch in diesem Fall verifiziert.

Der Fall von *egy koronás* ist ganz ähnlich wie der Fall von *forint*, weil der deutsche Übersetzer das offizielle Äquivalent (*eine Krone*), der englische Übersetzer dagegen eine ZS-EKR (*revenue stamps*) benutzt hat. Es gibt zwei Probleme mit der englischen

Übersetzung. Zum Einen ist *revenue stamps* keine Währung, sondern nur ein Zahlungsmittel, zum Anderen hat *korona* im Englischen ein offizielles Äquivalent (*kroner*). So kann man mit Recht fragen, warum der englische Übersetzer nicht das offizielle Äquivalent benutzt hat. Vielleicht liegen dem ebenso kulturelle Faktoren zugrunde. Vielleicht empfindet er den Ausdruck *kroner* für das englische Publikum als zu fremdartig und dachte deshalb, dass eine *ZS-EKR* eine bessere Lösung sei. Das sind aber nur Vermutungen; wir kennen die Gedankenwelt der Übersetzer nicht. Sollten sie aber richtig sein, kann unsere erste Hypothese verifiziert werden.

Abcug ist auch ein gutes Beispiel, um die erste Hypothese zu verifizieren. Wie bereits hervorgehoben, ist *abcug* ein Wort, das aus dem Deutschen übernommen wurde. Dies ist ein Beispiel für die kulturellen und sprachlichen Verbindungen zwischen dem ungarischen und dem deutschen Sprachraum. Das Originalwort *Abzug* ist das entsprechende deutsche Äquivalent. Im Englischen hat jedoch weder *abcug* noch *Abzug* eine Bedeutung für das Lesepublikum, deshalb sollte der Übersetzer den Ausdruck umschreiben (*down with Kolnay*).

6. Schlussfolgerungen

Aufgrund der Analyse dieser 8 Ausdrücke können wir sagen, dass die erste Hypothese verifiziert werden konnte, denn der deutsche Übersetzer konnte all diese acht Ausdrücke ins Deutsche übersetzen, während der englische Übersetzer einen Ausdruck, nämlich *szentjánoskenyérmag*, weglassen musste (Tabelle 3). Von den 32 ungarischen kulturspezifischen Ausdrücken finden 9 offizielle Äquivalente im Deutschen und nur 7 in der Englischen Anwendung (Tabelle 2). So ist auch die zweite Hypothese eindeutig verifiziert.

In dieser Arbeit handelte es sich nur um eine kurze Analyse eines einzigen Romans. 32 ungarische kulturspezifische Ausdrücke wurden hier berücksichtigt. Aus dem Forschungsstand und aus den Ergebnissen der vorliegenden Analyse ergibt sich die Schlussfolgerung, dass dieses Thema noch weiterer Untersuchungen bedarf.

Literatur

- Baker, Mona (1992): *In other words. A coursebook on translation*. New York.
- Bergenholtz, Henning: (2007): *Concrete treatment of culture-bound terms and collocations in translational dictionaries*. In: Ráfols-Sagués, Elisabet (Hg.): *6th Symposium on Translation, Terminology and Interpretation in Cuba and Canada*. Ottawa, 1-7.
- Forgács, Erzsébet (2002): *A reáliák fordítási nehézségeiről szépirodalmi szövegekben*. In: *Fordítástudomány* 4 (2002/2), 63-82.
- Forgács, Erzsébet (2004): *Reáliák és fordításuk Garaczi László műveiben*. In: *Fordítástudomány* 6 (2004/2), 38-56.
- Heltai, Pál (2007): *Culture-specific words*. [Manuskript von Heltai, Pál: *Ekvivalencia és kulturálisan kötött kifejezések a fordításban*. In: Heltai, Pál (szerk.): *Nyelvi modernizáció. Szaknyelv, fordítás, terminológia. A XVI. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus előadásai. Gödöllő, 2006. április 10-12. MANYE, Szent István Egyetem, 3/2. kötet. Pécs/Gödöllő, 643-653.*]
- Horváth, Péter Iván (2004): *Közigazgatási reáliák a hiteles fordításban*. In: *Fordítástudomány* 6 (2004/2), 31-37.
- Katan, David (1999): *Translating Cultures. An Introduction for Translators, Interpreters and Mediators*. Manchester.

- Klaudy, Kinga (1999): *Bevezetés a fordítás gyakorlatába*. Budapest.
- Klaudy, Kinga (2003): *Languages in Translation. Lectures on the theory, teaching and practice of translation. With illustrations in English, French, German, Russian and Hungarian*. Budapest.
- Lendvai, Endre (2007): *Translating Culture-bound Units: Strategy, Tactics & Techniques*. In: Muráth, Judit/Oláh-Hubai, Ágnes (Hg.): *Interdisziplinäre Aspekte des Übersetzens und Dolmetschens/Interdisciplinary Aspects of Translation and Interpreting*. Wien, 125-136.
- Mártonyi, Éva (2007): *Intralingvális reáliák*. Manuskript: *Fordítástudományi Doktori Program II. évf. 2. félév 2007*. Budapest.
- Mujzer-Varga, Krisztina (2007): *A reáliafogalom változásai és változatai*. In: *Fordítástudomány* 9 (2007/2), 55-84.
- Paluszkiewicz-Misiaczek, Magdalena: (2005): *Strategies and Methods in Dealing with Culture Specific Expressions on the Basis of Polish-English Translations of Certain Administrative and Institutional Terms*. In: Drábek, Pavel/Kolinska, Klára/Vanderziel, Jeffrey Aalan (Hg.): *Proceedings of The Eighth Brno Conference in English, American and Canadian Studies*. Brno, 243-248.
- Papp, Nándor (2004): *Terminológia és reáliák*. In: Dróth, Júlia (eds.): *Szaknyelv és műfordítás*. Gödöllő, 79-91.
- Pedersen, Jan (2005): *How is Culture Rendered in Subtitles?* In: Gerzymisch-Arbogast, Heidrun/Nauert, Sandra (Hg.): *Challenges of Multidimensional Translation: Conference Proceedings*. Saarbrücken, 1-18.
- Simigné, Sarolta Fenyő (2006): *A fordítás mint közvetítés*. Miskolc.
- Tellingier, Dusan (2003): *A reáliák fordítása a fordító kulturális kompetenciája szemszögéből*. In: *Fordítástudomány* 5 (2003/2), 58-70.
- Valló, Zsuzsa (2000): *A fordítás pragmatikai dimenziói és a kulturális reáliák*. In: *Fordítástudomány* 2 (2000/1), 34-49.

Quellen

- Molnár, Ferenc (1968): *A Pál utcai fiúk*. Budapest.
- Molnár, Ferenc (2005): *The Paul Street Boys* (übersetzt von Louis Rittenberg). Budapest.
- Molnár, Ferenc (2006): *Die Jungen der Paulstraße* (übersetzt von Edmund Alkalay). Budapest.

Internetquellen

- http://www.euroconferences.info/proceedings/2005_Proceedings/2005_Pedersen_Jan.pdf (gesehen am 10.12.2009)

Werner Westphal

Szczecin (Polen)

TEXTKRITIK UND LINGUISTISCHE HERMENEUTIK IM ÜBERSETZUNGSKONZEPT VON FRIEDRICH DANIEL SCHLEIERMACHER

1. Übersetzen als Kulturtransfer

Wer „kulturelle Brücken“ bauen will, wer zwischen dem Fremden und dem Eigenen vermitteln will, kann das am Besten, wenn er die fremde Sprache und Kultur vortrefflich kennt. Diese Erkenntnis erscheint zu trivial, um sie zu erwähnen. Jedoch wie alle geschichtliche Erfahrung zeigt, muss sie als Teil der geistesgeschichtlichen Bildung immer wieder in das Bewusstsein der Zeitgenossen gerückt werden.

Der Biograph Schleiermachers, Wilhelm Dilthey, stellt dazu treffend fest:

Unser Handeln setzt das Verstehen anderer Personen überall voraus; ein großer Teil des menschlichen Glücks entspringt aus dem Nachfühlen fremder Seelenzustände; die ganze philologische und geschichtliche Wissenschaft ist auf die Voraussetzung gegründet, dass dies Nachverständnis des Singulären zur Objektivität erhoben werden könne. Das hierauf gebaute historische Bewusstsein ermöglicht dem modernen Menschen, die ganze Vergangenheit der Menschheit in sich gegenwärtig zu haben: Über alle Schranken der eigenen Zeit blickt er hinaus in die vergangenen Kulturen; deren Kraft nimmt er in sich auf und genießt ihren Zauber nach: ein großer Zuwachs von Glück entspringt ihm hieraus. (Dilthey 1924: 317-338)

Und ferner schreibt er:

Wir nennen den Vorgang, in welchem wir aus Zeichen, die von außen sinnlich gegeben sind, ein Inneres erkennen: Verstehen. (ebd.)

Das Verstehen vergangener Kulturen ist nach Dilthey Basis für das geschichtliche Bewusstsein des modernen Menschen und Zeichen (als Medium) vermitteln dieses Bewusstsein. Nach diesem Verständnis wird der Übersetzer zum Kulturmittler.

„Die Übersetzung begibt sich damit ihrer untergeordneten Funktion eines möglichst bruchlosen linguistischen Transfers kultureller Inhalte und avanciert zum Modus einer Kulturproduktion, die zu Auflösung der Kategorien des Fremden und des Eigenen ten-

diert“, so die Herausgeber von *Übersetzung als transkultureller Prozess*, Claus-Dieter Krohn und Wulf Koepke (2007, Vorwort).

Dabei bleibt die Arbeit mit und an der Sprache (als Mittel der Codierung von Inhalten) das wichtigste Instrument des Übersetzers. Diese subtile Arbeit an Sprache und Text war auch für den Übersetzer Schleiermacher unerlässlich, um eine Übersetzung zu erzielen, die sich in Sinngehalt und kommunikativer Funktion möglichst nahe am Ausgangstext orientierte. Unentwegt setzte er sich deshalb mit den Bedeutungen der Wörter in einem gegebenen Kontext auseinander:

„Einige nennen das, was man sich bei dem Wort an und für sich denkt die Bedeutung, das aber, was man sich dabei denkt, in einem gegebenen Zusammenhang den Sinn!“ (Schleiermacher 1959: 90). Und an anderer Stelle geht er auf die Motive für den Bedeutungswandel ein:

Anfänglich waren alle Fremden Feinde. Hernach sah man die Möglichkeit mit Ausländern Freund zu sein und der Instinkt entschied dafür, daß man bei dem Worte mehr an Gesinnungstrennung gedacht hatte, als an die Rauntrennung und so konnten zuletzt auch einheimische Feinde hostes heißen [...]. (Schleiermacher 1959: 92)

Nachfolgend soll der Versuch unternommen werden, nachzuweisen, dass wesentliche Wurzeln für die konzeptionelle Ausgestaltung der Schleiermacherschen „Hermeneutik“ in der eigenen übersetzerischen Tätigkeit und der von ihm angewendeten „textkritischen Methode“ zu suchen sind. Dafür werden Belege aus der „kompendienartigen Darstellung von 1819“, von Heinz Kimmerle verwendet (Kimmerle 1959). Die von Schleiermacher benutzte „textkritische Methode“, die vom Sinn des Ausgangstextes ausging, inspirierte ihn ganz wesentlich zur Entwicklung einer systematischen Hermeneutik des Textes (vgl. dazu unten).

Deshalb kann man mit gewisser Berechtigung auch von der Anwendung einer „linguistischen Hermeneutik“ sprechen, um einen zeitgemäßen Begriff zu benutzen (vgl. dazu Biere 2007: 8). Schleiermacher wusste sehr genau, dass das Übersetzen eine „sprachliche und kulturelle Leistung“ ist, die zudem das Ausdeuten des Sinns des Ausgangstextes erforderte.

Geht es doch darum, einen Ausgangstext „zu verstehen und zu interpretieren, um dann mit und aus ihm in der Zielsprache einen ‘neuen’ Text zu verfassen, der in einer gegebenen Situation dasselbe ausdrücken, also dem Ursprungstext gleichwertig oder ihm äquivalent sein soll. Diese Forderung nach Äquivalenz bedeutet u.a., daß die in Übersetzungen verwendeten sprachlichen Zeichen die gleiche Gebräuchlichkeit in der gegebenen Situation besitzen sollten, so daß, wann immer dies nicht der Fall ist, man auf bestimmte gewollte Effekte schließen kann“, so die Übersetzungswissenschaftlerin Juliane House (House 1997: 22).

2. Die Übersetzung des Platon nach der textkritischen Methode

Von 1802-1804 lebte der Theologe, Publizist und Übersetzer Friedrich Daniel Schleiermacher (21.11.1768-12.02.1884) in Stolp (heute Slupsk), dem damaligen preußischen Hinterpommern. Freiwillig ist er nicht von Berlin in die Kleinstadt mit damals 4000 Einwohnern nahe der Ostsee gezogen. Die Gründe für den unfreiwilligen Umzug an die Ostsee sind vielschichtiger Natur. Ganz offensichtlich hatte sich der junge Prediger an der Berliner Charite mit seiner offenen Art der Kritik an aktuellen Zeitfragen nicht nur Freunde gemacht (vgl. u.a. dazu Dilthey 1870: 370). Die Gespräche mit seinen Berliner Freunden fehlten ihm sehr. An seinen Vertrauten von Willich schreibt er: „Von allem Literarischen bin ich bis jetzt hier noch rein abgeschnitten gewesen, habe auch noch nichts gelesen als Schellings ‘Bruno’. [...] Unter den Geistlichen hier ist sicherlich kein literari-

scher Mensch, ich werde also anfangen müssen, Journale zu lesen [...]“ (Schmitz 1984: 56). Gleichwohl ging er wieder ans Werk und stellte sich zwei neuen Projekten: Den „Grundlinien der Kritik der bisherigen Sittenlehre“ und der Platonübersetzung.

Die Anregung für die Neuübersetzung der Werke des antiken Philosophen war 1799 von Friedrich Schlegel gekommen, der sich allerdings alsbald aus dem Projekt verabschiedete. So musste Schleiermacher dieses Projekt allein vollenden. Für die Entwicklung seines übersetzungstheoretischen und auch hermeneutischen Konzeptes spielte die Arbeit an der Platonübersetzung eine ausschlaggebende Rolle. Am 29. Juli 1803 kündigte Schleiermacher der „gelehrten Welt“ an, dass er gedenke „die Werke Platons mehr als bisher geschehen in ihrem Zusammenhang verständlich zu machen [...] und ins Licht zu setzen zwischen dem Zweck und dem Geist eines jeden und der Methode der Ausführung“ (zit. bei Nowak 2001: 134). Die bestehende Platonübersetzung von Johann Friedrich Kleukers (sechs Bände) betrachtete Schleiermacher deshalb nicht als Konkurrenz. Er war von seinem neuen Ansatz zutiefst überzeugt. „Ich gehe nun mit allen Kräften, die ich habe ... an den Platon“, schreibt er am 19. Oktober 1803 seinem Freund Ehrenfried von Willich nach Rügen (Schmitz 1984: 90).

Sein Freund und Verleger, der aus Greifswald stammende Reimer, versorgte Schleiermacher in Stolp mit der notwendigen Fachliteratur, u.a. mit dem Werk von F.A. Wolf: *Homeri et Homeridarum Opera et Reliquiae* von 1795.

Wolf hatte zwei Arten der philologischen Arbeit am Text unterschieden:

1. Die Verbesserung sog. „korrupter Stellen“.
2. Die Herstellung einer authentischen Version durch die Ausschöpfung und kritischen Vergleich aller zur Verfügung stehenden Texte (vgl. Nowak 2001: 135).

Die Verbesserung sog. „korrupter Stellen“ gab dem Text erst einen Sinn. Schon als junger Mann empfand Schleiermacher großen Respekt vor Platon und seinem Werk. „Es giebt gar keinen Schriftsteller der so auf mich gewürkt und mich in das Allerheiligste nicht nur der Philosophie sondern der Menschen überhaupt so eingeweiht hätte, als dieser göttliche Mann“, bekennt er in einem Brief an Carl Gustav von Brinckmann vom 09.06.1800 (zitiert bei Arndt 1996: VII).

Die entscheidende Anregung für die erneute Übersetzung von Platon kam jedoch, wie schon erwähnt, von Friedrich Schlegel, der den Plan unterbreitete, mit der Übersetzung ein „ganzheitliches Verständnis des Platonischen Geistes“ zu vermitteln (ebd.: XII). Danach sollte die Übersetzung als „systematische und genetische Nachkonstruktion eines Ganzen“ verstanden werden (ebd.). Arndt sieht in diesen Fragestellungen und Konzeptansätzen das Programm einer „hermeneutischen Wende“ um 1800 (ebd.). Zugleich waren hiermit die Grundlagen für ein modernes Übersetzungskonzept gelegt.

In der „Vorerinnerung“ zum ersten Teil des ersten Bandes, der Ostern 1804 erschien, begründete Schleiermacher seine Methode des Übersetzens:

Die Grundsätze, nach denen diese Übersetzung gearbeitet ist, wird jeder gleich erkennen; sie zu verteidigen, würde teils überflüssig sein, teils vergeblich. In Absicht aber auf die Art, wie ihnen überhaupt oder im Einzelnen genügt worden ist, erwartet der Übersetzer mit Freuden die Belehrung sachverständiger Kunstrichter, und wird, was ihn überzeugt, nach Möglichkeit benutzen. (Jantzen 1996: 21-22)

Weiter schreibt er in der „Vorerinnerung“ zum ersten Band:

In Absicht auf die Lesart wird er da, wo er nur aus dem bekannten Vorrat, den Varianten der alten Ausgaben, den Mutmaßungen des Stephanus, der Übersetzung des Ficin, und den

„Eklogen des Cornar“ wählen durfte, nur in dem Fall besondere Anzeige machen, wenn er nötig findet, die Gründe seiner Wahl auseinander zu setzen, bei wirklich kritischen Bearbeitungen aber, deren sich einzelne Gespräche erfreuen, sich auf diese beziehen. Über seine eigenen Versuche zur Verbesserung des Textes bittet er zu bemerken, dass er nur diejenigen anzeigen wird, welche einen wirklichen Einfluss auf die Übersetzung haben... Auf der andern Seite aber wird er als Übersetzer, der schlechthin für sein Bedürfnis Rat schaffen muß, mancher Vermutung folgen, die er als Herausgeber nicht nur in den Text aufnehmen, sondern gar nicht oder nur mit großer Schüchternheit erwähnen würde. (ebd.: 22)

Abschließend bedankt sich Schleiermacher bei seinen Freunden, L. Spalding und L.F. Heindorf „durch Auffindung des Richtigen und durch Warnung vor Missgriffen“ (ebd.: 23). (Bei dem von Schleiermacher angegebenen Platonübersetzer handelt es sich um Stephanus, Paris 1578, Ficini, 1482 Florenz, Eklogen des Cornar, Basel 1561.) Gezeichnet ist die „Vorerinnerung mit „Stolpe im April 1804. F. Schleiermacher“. Ohne Zweifel gewann Schleiermacher an der Platonübersetzung jene Einsichten, die sich später in der „kompendienartigen Darstellung“ von 1819 und in der *Hermeneutik* selbst wiederfinden.

Ein Indiz dafür ist der Begriff „Lesart“, der in seinem künftigen System eine zentrale Rolle spielen sollte. Ebenso das Prinzip „Teil und Ganzes“. Diese „Teil- und Ganzes-Relation“ wird von ihm nicht nur als logische Kategorie verstanden, vielmehr ist sie bei Schleiermacher Teil der textkritischen Methode. „Man kann ein Gesprochenes nicht verstehen ohne das allgemeinste aber auch nicht ohne das persönlichste und besonderste“ schreibt er in den *Aphorismen* (Kimmerle 1959: 37).

Schleiermachers Übersetzung war nicht die erste Übersetzung der Platonischen Dialoge, aber jene, die die „Urschrift“ in „deutsch“ wiedergab. „Wiedergabe heißt den Text bzw. genauer: Platons Gedanken verstehen, so dass die Übersetzungsarbeit beständige philologische Textkritik einschließt und ebenso die beständige Reflexion darauf, ob der deutsche Ausdruck den philosophischen Gedanken trifft“ (Jantzen 1996: LI).

Es ist anzunehmen, dass Schleiermacher die übersetzungswissenschaftlichen Überlegungen von Gregor dem Großen (540-604, Pontifikat ab 590) bekannt gewesen sind. Dieser befasste sich intensiv mit Fragen der Auslegung der Heiligen Schrift und entwickelte eine Reihe methodischer Ansätze, die sich später bei Luther und auch Schleiermacher wiederfinden. So schreibt Gregor u.a.:

Aliquando uero exponere aperta historiae uerba neglegimus, ne tardius ad obscura ueniamus; aliquando autem intelligi iuxta litteram nequeunt; quia superficie tenus accepta nequaquam instructionem legentibus, sed errorem gignunt. (Manchmal begegnen wir freilich beim Auslegen Stellen, wo der historische Sinn offen zutage liegt, damit wir nicht zu spät zu den dunklen Stellen kommen; manchmal können wir den Text dagegen überhaupt nicht wörtlich verstehen, weil er bloß oberflächlich verstanden dem Leser keine Information gibt, sondern einen Irrtum erzeugt. (zit. bei Michel 1999: 78)

Martin Luther schrieb in seinen *Summarien über die Psalmen und Ursachen des Dolmetschens* (1533): „Da haben wir vns nicht lassen zwingen durch die Rabinen gemachte Grammatica [...] wie den alle schulmeister leren/ das nicht der sinn den worten/ sondern die wort/ dem sinn dienen vnd folgen sollen“ (Luther 1913, Bd. 38: 11). Diese von seinen berühmten Vorgängern verfolgten Maxime haben auch bei Schleiermacher Pate gestanden.

3. Übersetzung versus linguistische Hermeneutik

Jung weist darauf hin, dass Schleiermacher lange vor de Saussure die Unterscheidung von gesprochener **Sprache** und **Sprachsystem** vorgenommen habe. Die **langue-parole Unterscheidung** war für Schleiermacher deshalb so wichtig, weil nach seiner Meinung Gegenstand der Hermeneutik die gesprochene Sprache (parole) sei (vgl. dazu Jung 2001: 61-63). Mit dieser Auffassung stand Schleiermacher in der Tradition der christlichen Kirchen. Über Jahrhunderte besaß das „gesprochene“ Wort einen höheren Stellenwert als das „unausgesprochene“. Das „stille Lesen“ von Bibeltexten galt deshalb als ausgesprochene Ausnahme. Augustinus, einer der Kirchenväter, bewunderte an seinem Lehrmeister, dem Bischof Ambrosius von Mailand, diese Fähigkeit zum stillen Lesen:

„Wenn er aber las, so glitten die Augen über die Blätter, und das Herz spürte nach dem Sinn, Stimme und Zunge aber ruhten“ (zit. nach Herkommer 1999: 90).

Es ist auch anzunehmen, dass Schleiermacher durch die Übersetzung des sprachphilosophischen *Kratylos-Dialogs* die eigenen Übersetzungsmethoden weiterentwickeln konnte.

In seiner Einleitung zum zweiten Band der Platonübersetzung kann man dazu lesen: „Betrachten wir nun abesondert von jenem den ernsthaften Inhalt des Werkes, so erscheint schon die Untersuchung über die Natur der Sprache nicht mehr als das einzige, wiewohl sie allerdings am meisten und wunderbar genug ins Auge fällt“ (Jantzen 1996: 233). Jung stellt die Leistungen von Schleiermacher für die Herausbildung der Hermeneutik als Bestandteil einer neuen Übersetzungsmethode in die Reihe mit Ast (1778-1841) und Hermann Francke (1663-1727) (Jung 2001: 55).

Mit seinen Bemühungen, ein eigenes hermeneutisches System zu entwickeln, stand Schleiermacher, wie schon oben angemerkt, in seiner Zeit keineswegs allein. So legte z.B. der Berliner Rechtsgelehrte Friedrich Karl von Savigny (1779-1861) eine historisch, grammatisch und logisch orientierte antipsychologistische Hermeneutik vor, die insbesondere als Basis für die Auslegung von Gesetzen dienen konnte. Er unterschied die Auslegung nach dem Wortsinn (grammatische Auslegung), die Auslegung des Gesetzes aus dem Rahmen des Gesetzeszusammenhangs (systematische Auslegung), die Auslegung aus dem historischen Gewordensein (historische Auslegung) und die Auslegung aus dem Sinn und Zweck des Gesetzes (teleologische Auslegung) (Schreiter 1988: 59). Im Unterschied zu Savigny ging Schleiermacher von der These aus, dass Texte nur zu verstehen seien, wenn es gelingt, sich in den „Geist“ der Zeit des „Textproduzenten“ hineinzuversetzen.

„Indem Schleiermacher eine dialektische Beschreibung des Verstehens als Prozess versucht und jegliche kanonische Fundierung, sowie Endgültigkeit der Interpretation in Abrede stellt, trägt er auf seine Weise durchaus der Vorläufigkeit und Unbegrenztheit des Verstehens Rechnung“ (ebd.: 90).

Schleiermacher modellierte in zeitgemäßer Weise den Verstehensprozess, indem er dem Textproduzenten unterstellte, dass er sich in die Lage des Lesers versetzt habe.

Das Gebiet des Verfassers selbst ist das seiner Zeit seiner Bildung und seines Geschäfts- auch seiner Mundart [...]. Wie erfahren wir aber was für Leser sich der Verfasser gedacht? Nur durch den allgemeinen Überblick über die ganze Schrift. Aber diese Bestimmung des gemeinsamen Gebiets ist nur der Anfang, und sie muß während der Auslegung fortgesetzt werden und ist erst mit ihr zugleich vollendet. (Kimmerle 1968: 91)

Diese „ganzheitliche Sicht“ auf den Ausgangstext dürfte nicht nur für die Auslegung desselben, sondern erst recht für eine möglichst „sinnwahrende“ Übersetzung von grundsätzlicher Bedeutung sein. Der von Schleiermacher gewählte Ansatz korrespondiert mit dem von Biere verwendeten Begriff der „linguistischen Hermeneutik“ (Biere 2007: 8). Biere verweist in diesem Zusammenhang auf die „permanente kognitiv-aktive Weiterbildung von Zeichen in Diskursen“. Und stellt dann fest: „Verstehen ist dann keine Sinnentnahme mehr, sondern Sinn-Konstitution, Sinn-Konstruktion, aber auch kommunikative Vermittlung von Sinn“ (ebd.: 13-14).

Wie Kimmerle in der Einleitung zur Ausgabe der Hermeneutik von 1959 feststellt, hat Schleiermacher das Phänomen des Verstehens selbst problematisiert (Schleiermacher 1959: 15). Wesentlich sei, dass er die Hermeneutik von ihren „theologischen Fesseln“ befreit habe, indem er die Auffassung vertrat, die Hermeneutik sei immer „allgemein“ zu fassen. Hingegen sei eine Anwendung auf „verschiedene Gegenstände“ – und nicht nur auf die Heilige Schrift – möglich (ebenda). Basis für das Verstehen war für Schleiermacher die Sprache. „Alles vorauszusetzende in der Hermeneutik ist nur Sprache und alles zu finden, wohin auch die anderen objectiven und subjectiven Voraussetzungen gehören, muß aus der Sprache gefunden werden“ (ebd.: 17).

Und an anderer Stelle schreibt er: „Zu jedem Wort gehört eine allgemeine Sphäre der Bedeutung, die aber niemals an sich vorkommt, sondern nur aus der Fülle der Bedeutungsanwendungen dieses betreffenden Wortes zu erschließen ist (ebenda).

Richtiges Verstehen ist nach Schleiermacher erst durch lebendiges „Rekonstruieren“ möglich. „Ich verstehe nichts, was ich nicht als nothwendig einsehe und construieren kann“ (ebenda).

In diesem Zusammenhang unterschied Schleiermacher zwei methodische Zugänge zum Text: Die sog. „grammatische Interpretation“ und die sog. „technische Interpretation“.

3.1. Die grammatische Interpretation

Die „grammatische Interpretation“ ist auf die bestehende Sprache als „vorgegebenes Faktum“ bezogen, sie bewegt sich in den Grenzen der Gesetzmäßigkeiten der Sprache. Die „technische Interpretation“ versucht die individuelle Prägung eines Wortgebrauchs „positiv“ zu erfassen und den Gedankengang zu begreifen (ebd.: 16-19).

Schleiermacher nennt dies später „Von Auffindung der Einheit Styl“: „Diese sind: Eigenthümlichkeit der Composition, der großen Gliederung als das erste und Eigenthümlichkeiten der Sprachbehandlung zum »Auffinden der Individualität als das letzte« (ebd.: 116-118). Weiter schreibt er: „Erste Aufgabe. Die innere Einheit oder das Thema eines Werkes zu finden“ (ebd.). Schleiermacher sieht also eine enge Beziehung von Sprache und Denken, wenn nicht sogar eine Identität (ebd.: 19). Später geht er von der gegenseitigen Bedingtheit von Sprache und Denken aus. Und sieht eine Aufgabe der hermeneutischen Methode darin, „wie ein bestimmtes Denken bei diesem oder jenem Autor sich in der Sprache verändert darstellt“ (ebd.: 21). Dafür, so die Schlussfolgerung Schleiermachers, muss man über das Leben des Autors Bescheid wissen. Für den eigenen Lehrprozess zieht Schleiermacher daraus die Konsequenz, dass er die Einleitung in das „Neue Testament“ in sein Vorlesungsprogramm mit dem Ziel aufnimmt, seinen Hörer „in die Stelle der ursprünglichen Leser zu setzen, für welche die neutestamentlichen Verfasser geschrieben haben“ (Kimmerle 1968: 22).

Ein Verfahren, das für die Textrezeptionsforschung auch heute größte Aktualität besitzt. Das Verstehen, so Schleiermacher, ist ein bewusst gestalteter Prozess, hingegen Missverstehen ergeben sich von allein (Schleiermacher 1959: 22).

3.2. Die technische Interpretation

Die technische Interpretation konzentriert sich, wie Schleiermacher ausführte, auf den „Styl des Autors“. Recht modern sieht er im „Styl“ allgemeine „Combinationsgesetze“ einer Sprache. Später entwickelt er den Begriff der „Composition“, überträgt ihn auf den Text und kommt damit in die Nähe moderner Stil- und Textanalyse. „Composition“ in diesem Sinne sieht er in enger Verbindung mit der Entäußerung und Versprachlichung eines Gedankenganges (ebd.: 22-23). Über den Standort seiner neu gewonnenen Ansichten war sich Schleiermacher Zeit seines Lebens unsicher. In der „kompendienartigen Fassung“ von 1819 sieht er die Hermeneutik als philosophische Disziplin an. Ebenso sieht er in hermeneutischer Arbeit eine „Kunstleistung“, was offensichtlich den schöpferischen und heuristischen Charakter der Hermeneutik zum Ausdruck bringen soll. Ausdeutbar sind aber nicht nur Sprache, sondern auch „Thaten“. Mit anderen Worten, auch Handlungen gehören zum Gegenstand seiner Hermeneutikauffassung. Ein Ansatz, der vor allem für die moderne Handlungstheorie von Bedeutung ist (ebd.: 23). Er geht damit sogar über das ganz wesentlich von Dilthey geprägte Verständnis der Hermeneutik hinaus, der den Gegenstand der Hermeneutik auf den Text beschränkt sieht. Die Ausweitung des Gegenstandsbereiches der Hermeneutik auf „Thaten“ lässt zugleich den Schluss zu, dass zumindest Schleiermacher seinen Hermeneutikbegriff keineswegs nur, wie für das „romantische Erbe“ mitunter pauschal behauptet wird, lediglich auf den Text bezog (vgl. dazu Gartz/Kraimer 1994: 7). Und auch die sog. „objektive Hermeneutik“ basiert letztendlich auf „durch Texte hergestellte Sinnstrukturen“ (ebenda), die man als Resultate kommunikativer Handlungen auffassen kann. Unbestritten dürfte die Tatsache sein, dass Schleiermachers Konzept einer Hermeneutik des Textes ganz wesentlich durch seine Platonübersetzung inspiriert worden ist.

An dieser Übersetzungsarbeit in den Jahren in Stolp gewann er jene Einsichten, die es ihm ermöglichten, sein hermeneutisches Konzept weiter zu entwickeln.

In seiner Inauguralvorlesung am Collège de France zum Thema „Die Ordnung des Diskurses“ führt Michel Foucault an einer Stelle zu zukünftigen Projekten folgendes aus:

Man könnte auch untersuchen, wie die Literaturkritik und die Literaturgeschichte im 18. und 19. Jahrhundert die Persönlichkeit des Autors und die Gestalt des Werks konstituiert haben, indem sie die Verfahren der religiösen Exegese, der Bibelkritik, der Hagiographie, der historischen oder legendären Lebensbeschreibungen, der Autobiographien und der Nachrufe verändert und verschoben haben. (Foucault 1997: 41)

Ganz in diesem Sinne hat Schleiermacher dem Diskurs um die Auslegung von Texten eine neue Richtung gegeben und von den engen Grenzen der traditionellen Bibelexegese befreit. Seine Auffassungen zur Textauslegung und sein neu gewonnener wissenschaftlicher Begriff von Hermeneutik waren in der damaligen Zeit, um es modern auszudrücken, Innovationen mit weitreichenden Wirkungen. Sie gaben dem Diskurs um das Verstehen und die Ausdeutung von Texten und Handlungen (Thaten) eine qualitativ neue Dimension.

4. Zusammenfassung

1. Schleiermachers Jahre von 1802-1804 in Stolp (heute Słupsk in Polen) waren überaus fruchtbar. Die Platonübersetzung nahm er nach der textkritischen Methode vor. Mit dieser Methode stand er in der Tradition großer Theologen, wie z.B. Pabst Gregors und des Reformators, Martin Luther.

2. Diese von ihm bei der Platonübersetzung angewendete textkritische Methode, die nach dem „(Text) Sinn“ der verwendeten sprachlichen Mittel fragt, stellte eine wesentliche Grundlage für sein später weiter entwickeltes hermeneutische System dar, in dem das Textverstehen einen zentralen Platz einnimmt.
3. Die übersetzungstheoretische Konzeption Schleiermachers sprengte die relativ geschlossene theologische Theorie des Auslegens und legte die Grundlagen für die allgemeingültigen Prinzipien des Textverstehens. In diesem Zusammenhang werden von Schleiermacher noch heute gültige Regeln für die Textanalyse begründet, z.B. das Beachten der „Teil-Ganze-Relation“, der Komposition und des Stils, der Unterschied zwischen der wörtlichen und einer übertragenen Bedeutung usw. Besonders fortschrittlich war die von ihm eingeführte Trennung von „grammatischer Interpretation“ (Bezug auf die bestehende Sprache, System) und „technischer Interpretation“ („Auffinden der Einheit Styl“). Weit vor Ferdinand de Saussure unterschied Schleiermacher zwischen dem System der Sprache (*langue*) und ihrem Gebrauch (*parole*).

Literatur

- Arndt, Andreas (1996): *Schleiermacher und Platon*. In: Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, *Über die Philosophie Platons*, Peter M. Steiner (Hg.). Hamburg, VII-XXII.
- Biere, Bernd-Ulrich (2007): *Linguistische Hermeneutik und hermeneutische Linguistik*. In: Dilthey, W. (1870): *Leben Schleiermachers*, Bd. 1. Berlin.
- Dilthey, Wilhelm (1924): *Die Entstehung der Hermeneutik. Zusätze aus den Handschriften*. In: Dilthey, W.: *Gesammelte Schriften*. Bd. V. Leipzig/Berlin, 317-338.
- Foucault, Michel (1997): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a.M.
- Gartz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hg.) (1994): *Die Welt als Text. Zum Projekt einer hermeneutisch-rekonstruktiven Sozialwissenschaft*. In: *Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik*. Berlin, 7-21.
- Herkommer, Hubert (1999): *Das Buch als Arznei. Von den therapeutischen Wirkungen der Literatur*. In: *Lese-Zeichen, Festschrift für Peter Rusterholz zum 65. Geburtstag*, Hg. Henriette Herwig/Irmgard Wirtz/Stefan Bodo Würffel. Tübingen/Basel, 87-111.
- House, Juliane (1997): *Interkulturelle Pragmatik und Übersetzen*. In: Wotjak, G./Schmidt, H. (Hg.): *Modelle der Translation, Models of Translation, Festschrift für Albrecht Neubert, Leipziger Schriften zur Kultur-, Literatur-, Sprach- und Übersetzungswissenschaft*, Bd. 2. Frankfurt a.M., 22-39.
- Jantzen, Jörg (1996): *Schleiermachers Platon-Übersetzung und seine Anmerkungen dazu*. In: Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst: *Über die Philosophie Platons*, Peter M. Steiner (Hg.). Hamburg, XLIV-LXXI.
- Jung, Mathias (2001): *Hermeneutik. Zur Einführung*. Hamburg.
- Kimmerle, Heinz (1968): *Nachbericht zur Ausgabe FR.D.E. Schleiermacher mit einem Anhang zur Datierung, Textberichtigungen, Nachweise*. Heidelberg.
- Krohn, Claus Dieter/Rotermund, Erwin/Winckler Lutz/Koepke, Wulf/Enderle-Ristori, Michaela (2007): *Übersetzung als transkultureller Prozess*. In: *Exilforschung – Ein Internationales Jahrbuch* Nr. 25/2007, edition text+kritik. München.
- Luther, Martin (1913): *Summarien über die Psalmen und Ursachen des Dolmetschens*. In: *Luthers Werke: Kritische Gesamtausgabe*, Bd. 38. Weimar, 11-36.
- Michel, Paul (1999): *Wo das Lamm wadet und der Elefant schwimmt. Eine Darstellung von Gregors des Großen Epistola dedicatoria zu den Moralia in Lob*. In: *Lese-Zeichen. Semiotik und Hermeneutik in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Rusterholz zum 65. Geburtstag*. Tübingen/Basel, 71-86.
- Nowak, Kurt (2001): *Schleiermacher. Leben, Werk und Wirkung*. Göttingen.

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst (1959): *Hermeneutik*. Nach den Handschriften neu herausgegeben und eingeleitet von Heinz Kimmerle. Heidelberg.
Schmitz, Rainer (Hg.) (1984): *Bis nächstes Jahr auf Rügen*. Berlin.
Schreier, Jörg (1988): *Hermeneutik – Wahrheit und Verstehen*. Berlin.

Gerd Wotjak

Leipzig (Deutschland)

IST DAS SPRECHEN VON VALENZ NOCH IMMER ZEITGEMÄß?

1. Betrachtet man die eindeutig reduzierte Fülle an einschlägigen Untersuchungen, die im zurückliegenden Jahrzehnt seit der Veröffentlichung von Ágels *Valenztheorie* (2000) und beinahe 20 Jahre nach Helbigs *Probleme der Valenz- und Kasustheorie* (1992), auf Deutsch und/oder zum Deutschen erschienen sind, so drängt sich die Frage auf, ob das insbesondere in germanistischen Studien mit Begeisterung aufgegriffene Valenzkonzept inzwischen weitestgehend ausgedient hat. Immerhin konnten noch 1988 durch Schumacher deutlich über 2000 Studien zur Valenzbeschreibung bibliographisch erfasst werden und dürfte sich diese Anzahl insbesondere in den 90er Jahren noch erheblich ausgeweitet haben. Außerdem lässt sich festhalten, dass es seitdem zunehmend auch für bislang weniger stark valenztheoretisch beschriebene Sprachen, wie das Französische oder Spanische, entsprechende Analysen zu verzeichnen gibt.¹

2. Selbst wenn eine bibliographische Recherche heute eine deutlich geringer gehäufte Trefferquote ergeben sollte, so kann doch nicht automatisch daraus geschlussfolgert werden, dass die der Valenz in ihren Ausprägungen als syntaktische Valenz, semantische und pragmatische Valenz (dazu Welke 1988; Helbig 1992; Wotjak 1990, 1997) zugrunde liegende Annahme eines vom Verb als heteroinzidentem Valenzträger² ausgehenden syntagmatisch-kombinatorischen Potenzials in Gestalt von geforderten bzw. zugelassenen Mitspielern in Vergessenheit geraten wäre. Ohne hier ins Detail gehen zu können, sei immerhin darauf verwiesen, dass bereits durch Chomsky (1981) mit seinen Untersuchungen zu Government and Binding eine auf durchaus ähnliche Phänomene fokussierte und auch gegenwärtig mit entsprechenden Änderungen noch verfolgte Forschungslinie begründet wurde.³ Mehr oder weniger deutliche Verbindungen lassen sich aber auch herstellen so-

¹ Vgl. u.a. Eggermont 1992 als Wörterbuch zum Französischen, Domínguez Vázquez 2005; Albi sowie Bernà Sicilia 2010 mit entsprechenden bibliographischen Angaben sowie mehrere öffentlich zugängliche Internetplattformen, darunter ARTHUS aus Santiago de Compostela; für das Deutsche immerhin Schumacher et al. 1986.

² Aber eben auch von Adjektiven und sogar von eine relationale Bedeutung aufweisenden Substantiven – dazu etwa vor allem Ágel 2000, Bassola 1995, aber auch schon Sommerfeldt/Schreiber 1974, 1977.

³ Vgl. dazu insbesondere auch die spezifische Ausprägung der Zweiebenensemantik im Gefolge von Bierwisch 1983, Bierwisch/Schreuder 1992, Bierwisch 1997; Lang 1994; dazu auch Maienborn 1996; Wiese 2003.

wohl zu den Argumentstrukturen (Grimshaw 1990; Levin 1993), aber auch zu den Untersuchungen des Pronominal Approach (Blanche-Benveniste et al. 1984), zur Ereignissemantik (Parsons 1990), insbesondere im Gefolge von Pustejowskys generativer Semantik (1995), zur Functional Grammar von S.C. Dik 1989⁴ und sogar zur Construction Grammar von Goldberg 1995 sowie in spezifischer Ausweitung von Fillmores Rollensemantik (Fillmoree 1976) etwa zur Role and Reference Grammar von van Valin/La Polla 1997.

Der begrenzte Raum für diesen Beitrag zur Festschrift eines Kollegen, der in seinem breit gefächerten wissenschaftlichen Opus u.a. auch dem Konzept des Ereignisses Aufmerksamkeit geschenkt hat (Prokopczuk 2001, 2006), erlaubt es nicht, näher auf die hier angedeuteten Konvergenzen verschiedener und unabhängig voneinander operierender Herangehensweisen an die Verbkombinatorik einzugehen, noch bspw. noch weitgehend kontrovers diskutierten Fragen nachzuspüren, wie etwa der nach einer Unterscheidung von Aktanten/Argumenten/Komplementen und Zirkumstanten/Modifikatoren/Adjunkten als zulässigen Verbmitspielern bzw. Leerstellenbesetzungen von in der Semantik des Verbs vorgegebenen Argumentenslots und Modifikatorenslots (dazu u.a. schon Bondzio 1971, 1976/77/78; Wotjak 1991a; Wotjak/Wotjak 1995; Albi 2010).⁵

2.1 Wie die unvollständige Auflistung unterschiedlicher Herangehensweisen mit zu meist unabhängig voneinander betriebener Forschung, insbesondere zur Verbsemantik, einschließlich von zunehmend kognitiv ausgerichteten Analysen (vgl. bspw. in ersten Ansätzen Faber/Mairal Usón 1999; Talmy 1985; Slobin 1996), dabei aber auffällig konvergierenden, allerdings von abweichender Terminologie sehr weitgehend verstellten Ergebnissen, zeigt, haben besonders die semantischen Aspekte der kombinatorischen Verbvorgabe, des sememotaktischen Potenzials im Rahmen des komplexeren kommunikativen Potenzials lexikalischer Einheiten (vgl. 1), Anlass gegeben zu weiterführenden Betrachtungen.

(1) Zu einem Modell für eine Beschreibung des kommunikativen Potenzials lexikalischer Einheiten/LE (zur näheren Erläuterung vgl. Wotjak 1991b).

A. AUSDRUCKSEBENE	I. INHALTSEBENE
A.1 Nennform/Formativ → Zeichenkörper	I.1 sememische Mikrostruktur
<p>A.2 Morphosyntaktische Indikationen</p> <p>A.2.1 kategoriale und subkategoriale Spezifikationen</p> <p>A.2.2 kombinatorisch-istributionelle Spezifikationen (morphosyntaktisch)</p> <p>A.2.2.1 morphosyntaktische Valenz/Wertigkeit</p> <p>A.2.2.2 morphosyntaktische Distribution; Kotextumgebung</p> <p>A.3 sememotaktische Distribution;</p> <p>A.3.1 semantische Valenz</p> <p>A.3.2 allosememische kotextuelle Umgebung</p> <p>A.4 Kommunikativ-situativ-pragmatische Spezifikationen</p>	<p>I.2 semantische Mediostruktur</p> <p>I.3 paradigmatische semantische Makrostruktur</p>

⁴ Vgl. deren vorgelegte semantische Erweiterung durch Martín Mingorance 1998 und viele Schüler in Spanien.
⁵ Wir erwähnen in diesem Kontext auch die lexique-grammaire von Gross/Vivès 1986; die Functional Lexicology im Gefolge von Martín Mingorance 1998 – dazu Wotjak 1997; Goldbergs Construction Grammar 1995; Pustejovskys Generative Lexicon von 1995, aber auch Kaufmann 1995, Stiebels 1994 und Jackendoff 1997.

A.4.1 Gebrauchspräferenzen in bestimmten Textsorten/Kommunikationssphären A.4.2 diatopische Markierungen A.4.3 diastratische Markierungen A.4.4 diaphasische Markierungen A.4.5 diagenerationelle Markierungen A.4.6 valorative/axiologische Spezifikationen (Konnotationen) ... A.5 zulässige Wortbildungskonstruktionen ...	
---	--

Wir wollen uns daher im Folgenden vor allem der Verbsemantik zuwenden, so wie sie sich in unserem Verständnis als Grundlage für die syntagmatische Kombination, und zugleich als Verbindungsstück zu übergeordneten kognitiven Strukturen (etwa den Szenen, Skripts oder auch Geschehenstypen/Ereignissen – vgl. unsere spezifische Auffassung zum Interface von Semantik und Syntax in Wotjak 2002 und zum Interface von Semantik und Kognition in Wotjak 1987 darstellt und daher aus der in Tabelle 1 gegebenen Zusammenfassung vor allem die so genannten sememischen Mikrostrukturen herausgreifen. Wir konzentrieren uns also an dieser Stelle insbesondere auf Analysen, die der semantischen Valenz (semantisch-logischen Valenz nach Bondzio 1971) zuzurechnen sind, lassen aber zumindest ansatzweise auch den Bezug auf die Beschreibung der syntaktischen Valenz nicht völlig außer Acht. Dabei wollen wir es an dieser Stelle dahingestellt sein lassen, ob die vorgenommene Ausweitung des Valenzkonzepts über die Syntax hinaus tatsächlich noch erforderlich erscheint, wo doch eigenständige semantische, aber auch pragmatische Untersuchungen eine hinreichend konforme Beschreibung ermöglichen. Angesichts der terminologischen Vielfalt scheuen wir uns nicht, bei den nachstehenden Ausführungen unsere eigene Terminologie beizubehalten im Vertrauen darauf, dass einige wenige Parallelbenennungen sowie der wiederholte Verweis auf ausführlichere eigene Darlegungen dem interessierten Leser einen hinreichend gesicherten Zugang gewährleisten.

2.2. Nach unserem Verständnis umfasst die Verbbedeutung neben einem die Denotation/Referenz gewährleistenden Kern – mit *Funktoren* bzw. semantischen Prädikatoren/Relatoren und den von ihnen geforderten Termen, den *Argumenten* – auch noch so genannte *Modifikatoren* (dazu schon Bondzio 1971). Letztere gewährleisten als distinktive, differenzierende Merkmale die jeweilige Spezifik von synonymen Verb-LE, unterscheiden also die mit einem gemeinsamen Kern versehenen Bedeutungen der jeweiligen Verben voneinander (so etwa *stehlen* von *rauben*; *rennen*, *fahren* von *gehen*, etc.). Während die Argumente als Bestandteile der mehreren synonymen LE gemeinsamen *Kernkonfiguration* von entscheidendem Gewicht sind für die Anzahl und Art der Verbmitspieler, genauer der *Aktanten*, und mithin für die möglichen *Aktantifizierungen*⁶ und damit für die *Sememotaktik/die semantische Distribution*, besitzen die Modifikatoren Gewicht für die Festlegung der *Zirkumstanten* in – minimalen – Satzkonfigurationen.⁷ Im Unter-

⁶ Es handelt sich hierbei um die unter kommunikativ-situativen Bedingungen möglichen, in der Zahl der Leerstellenbelegungen abweichenden *Aktantensequenzen*.

⁷ Nach Bondzio 1971 besitzen die Modifikatoren keine Bedeutung für die Verbvalenz; später 1976/77/78; 1994 hält er sie für verantwortlich für seine Valenz zweiter Ordnung – dazu Albi 2010, Maienborn 1996; aber auch Wotjak 1991a, 1994, 1996.

schied zu nicht wenigen Forschern⁸ scheint es nach unserem Verständnis zweckmäßig und auch möglich, neben *Argumentvariablen*, den semantisch-denotativ (klassematisch-kategorial) sowie semantisch-funktional (durch thematische Rollen, semantische Kasus) näher zu bestimmenden Argumentleerstellenvorgaben/*Argumentenslots*, auch *Argumentkonstanten* zu unterscheiden (vgl. dazu Wotjak 1989), die gemeinsam – zumindest in ausgewählten Verbbedeutungen – das *Argumentenpotenzial*⁹ bilden und die Grundlage für die Aktantifizierungen darstellen.

Treten als Verbmitspieler lexikalische Einheiten/LE als Leerstellenbelegungen/*Filler* auf, so handelt es sich stets um Aktanten und im engeren Sinne valenzkonstitutive Entitäten, wenn ihnen ein Argument des Argumentenpotenzials zugeordnet werden kann; ist dies nicht möglich, so könnte es sich um Belegungen für Modifikatorenleerstellen der Verbbedeutung handeln¹⁰ oder aber um Modalisationen, die nicht direkt aus der Verbbedeutung selbst resultieren.

Nach unserem Dafürhalten umfasst das systemhafte Argumentenpotenzial eine fest umrissene Anzahl von – zumeist variablen – Argumenten, unabhängig davon, ob sich bei der Belegung der Argumentenslots in den konkreten Satzverwendungen der Verben, also den in anderen Forschungen zugrunde gelegten Argumentstrukturen, Reduktionen bzw. Blockierungen bei der konkreten Aktantifizierung nachweisen lassen. Als Illustration unseres Ansatzes, bei dem wir die für die Verbbedeutung entscheidende Kernkonfiguration in kleinere, elementarere Abfolgen von subeventiven Funktor-Argumentkomplexen als Teilereignisse zerlegen und in der Legende dann eine semantische Spezifikation aller Beteiligten vornehmen wollen, soll uns in (2) bspw. die gemeinsame Kernkonfiguration für *stehlen/bestehlen* und *berauben* dienen.

(2) *stehlen/bestehlen* sowie *berauben* mit Funktoren, Argumentenpotential und Modifikatoren-/Aktantenpotenzial:

(2i) allen drei Verben gemeinsame Sememkernkonfiguration:

[HAVE (y,z)]_{ti} ET [CAUSE (x,(HAB (x,z)))]_{ti+k}

Legende:

Funktoren: HAVE = besitzen bzw. verfügen
 CAUSE = verursachen, bewirken
 HAB = verfügen (kein Eigentum/Besitz)

Argumente: x = AGENS/Verursacher/<Hum>
 y = SOURCE/ADRESSAT/<Hum>
 z = PATIENS/THEMA/<Ophys>¹¹

Modifikatoren: <ohne Wissen/heimlich> vs. <mit Wissen ← gewaltsam>
stehlen/bestehlen (*be*)*rauben*

⁸ Für die stärker auf die konkreten Satzverwendungen der Verben fixierten lambdakategorialen Beschreibungen im Gefolge von Bierwisch 1997 scheinen dagegen nur die Argumentvariablen für die Argumentstrukturen von Interesse.

⁹ Die Gesamtheit aller möglichen Argumentvorgaben oder auch die *Stelligkeit* – dazu schon Lüdi 1983.

¹⁰ Die Bezeichnung *Freie Angaben* von Helbig/Schenkel 1969 wollen wir hier vermeiden; vgl. die *Satelliten* bei Dik 1989 bzw. unterschiedliche Ergänzungstypen bei Engel 1996.

¹¹ Als semantisch-kategoriale (klassematische) Bestimmungen: <Hum> = auf den Menschen bezogen (hier wäre durch Anthropomorphismus auch ein Tier denkbar: <Anim +-Hum>); <Ophys> = physikalische Objekte.

2.3. Eine Beschreibung der Semantik, so unentbehrlich sie auch für die Bestimmung der Aktantifizierungs- und Zirkumstantifizierungspotenziale und damit für die morphosyntaktische Kombinatorik der betreffenden Verben sein mag, muss durch eine entsprechende syntaktisch-kategoriale bzw. –funktionale Bestimmung der potenziellen Filler ergänzt werden. Dabei kommt die u. E. noch nicht im Konsens geklärte Frage nach einer grundsätzlichen Isomorphie/Homomorphie zwischen Semantik und Syntax ins Spiel, auf die wir indes – zur Vorsicht vor einem eventuellen Zirkelschluss warnend – hier nicht näher eingehen wollen.¹²

Angesichts der herausgestellten engen Verbindung zwischen Argumenten und Aktanten kann das *Aktantenpotenzial (Wertigkeit)* als systemhafte morphosyntaktische Kombinationsvorgabe nicht größer, in der Regel nur gleich sein und in noch im Einzelnen zu untersuchenden Spezialfällen u.U. auch kleiner ausfallen als das ihm korrespondierende Argumentenpotenzial (*Stelligkeit*). Dabei wollen wir nicht verschweigen, dass wir mit der Postulierung einer prinzipiell gemeinsamen Kernkonfiguration unter (2) uns auf ein problematisches Terrain begeben, wobei auch die Annahme einer durchgehenden Isomorphie zwischen Syntax und Semantik in nicht unbeträchtlichem Maße von der Bestimmung der Bedeutung selbst abhängt. Wird diese syntaxabhängig als einzelsprachspezifisch geprägt betrachtet, so würden bspw. die Bedeutungen von *stehlen* und *bestehlen* im Einklang mit deren abweichender Wertigkeit *stehlen* 1+(2) = dreiwertig; *bestehlen* 2 (obligatorisch zweiwertig) als nicht deckungsgleich zu betrachten sein. Erscheinen bei *stehlen* neben dem obligatorischen Subjektaktanten als Realisierung des externen Arguments AGENS/<Hum> noch die fakultativen Aktanten Sa/direktes Objekt (Od) und Sd/indirektes Objekt (Oi), so weist *bestehlen* jeweils nur obligatorische Aktanten und zwar das Subjekt und das Sa/direkte Objekt auf. Dabei (vgl. 3) werden als Sa (=Substantive im Akkusativ) bei *bestehlen* und *stehlen* jeweils unterschiedliche Argumentvorgaben aktantifiziert: ADRESSAT bzw. PATIENS. Letztere erscheint bei *bestehlen* blockiert, wenn nicht sogar nicht sememisiert, nicht als Teil seines Argumentenpotenzials.

(3) Argumentvorgaben und deren morphosyntaktische Aktantifizierung

stehlen:

x = AGENS/<Hum> → Subjekt/Sn
 y = ADRESSAT/<Hum> → Oi/Sd
 z = PATIENS/<Ophys> → Od/Sa

bestehlen:

x = AGENS/<Hum> → Subjekt/Sn
 y = ADRESSAT/<Hum> → Od/Sa
 z = PATIENS/<Ophys> → 0

2.3.1. Werden nur die nicht blockierten Argumentvorgaben als relevant erachtet, so stimmt das Argumentenpotenzial von *bestehlen* (analog dazu *berauben*) nicht mehr mit dem Argumentenpotenzial von *stehlen* bzw. *rauben* überein, die der gleichen, durch die Spezielle Archisemformel charakterisierten Untermenge des übergeordneten Feldes der NEHMEN-Verben (dazu Wotjak/Wotjak 1995) angehören: für *stehlen* als dreistelliges Verbsemem ist neben einem AGENS-slot ein PATIENS-slot und ein ADRESSATEN-slot (auch als LOCSource-Slot näher subspezifizierbar) anzunehmen; für *bestehlen*

¹² Dazu positiv u.a. Bondzio 1976/77/78; Welke 1988 und implizit alle Beschreibungen, die nicht zwischen Argumentstrukturen und Aktantensequenzen unterscheiden; Helbig 1992 artikuliert Vorbehalte; Valerio Báez San José – persönliche Mitteilung – nimmt dagegen mindestens zu 80% Isomorphie an; allerdings bezieht er sich dabei als Vergleichsglied nicht auf syntaktische, sondern auf syntaktisch-semantische (Satz)Schemata.

dagegen lägen nur ein AGENS-slot sowie ein ADRESSATEN-slot vor. Das jedoch hindert nicht prinzipiell, dass *bestehlen* nicht doch semantisch als sehr weitgehend kongruent mit *stehlen* angesehen wird.

Für die konkrete Verbverwendung ergäben sich nachstehende Aktantensequenzen/AS (4).

(4) Aktantensequenzen/AS für *stehlen* und *bestehlen*:

(4i) **stehlen** 1+(2)/dreiwertig

AS1: **Subj – Vf**

AS2: **Subj – Sa**

AS3: **Subj – Sd – Sa**

(4ii) **bestehlen** 2/ zweiwertig

AS: **Subj – Sa.**

Immerhin nutzt bei Rekurs auf *bestehlen* der Sprecher die bei einer Verwendung von *stehlen* nicht mögliche Erwähnung allein des ADRESSAT-Arguments der Handlung ohne Angabe auch dessen, was gestohlen wurde (sei es, weil dieses dem Sprecher unbekannt ist, sei es, weil er es nicht nennen möchte – vgl. 5i). Andererseits kann er neben dem obligatorisch zu präzisierenden Subjekt das PATIENS-Argument allein oder gar zusammen mit dem ADRESSAT-Argument nur mittels des Verbs *stehlen* und nicht mit *bestehlen* aktantifizieren/instantiieren (5ii) und (5iii), das ADRESSAT-Argument dagegen allein nicht, im Unterschied zu *bestehlen* (5i).

(5i) **Peter stahl dem Vater; aber Peter bestahl den Vater.*

(5ii) *Peter hat das Buch gestohlen.* (hier ist die AS: **Subjekt + Sa** mit der für *bestehlen* formal identisch; damit aber wird ein abweichender Sachverhalt instantiiert)

(5iii) *Peter hat dem Vater das Buch gestohlen.*

2.3.2. Eine grundsätzliche Anpassung des Argumentenpotenzials an die präferenten, prototypischen bzw. auch an die als weniger typisch bis problematisch empfundenen Aktantifizierungen/konkreten Aktantensequenzen, wie sie bspw. aus maschinenlesbaren Textkorpora repräsentativ ermittelt werden könnten, würde ganz im Einklang mit der Isomorphieannahme zum Syntax-Semantik-Interface eine deutliche Abkehr von unserem bisherigen Vorgehen nahe legen, derzufolge die Argumentenpotenziale möglichst weitgehend unabhängig von deren syntaktischen Realisierungsmöglichkeiten zu ermitteln wären.

Für eine Beibehaltung unseres in hohem Maße onomasiologisch und feldorientierten Vorgehens zur Festlegung einer *Generischen Archisemformel* für ausgewählte paradigmatische semantische Makrostrukturen (vgl. die Tabelle unter 1 sowie Kunze 1993) mit weitgehender Gültigkeit für deren spezifischen Ausprägungen als *Spezielle Archisemformeln* (dazu Wotjak/Wotjak 1995) könnte der Umstand sprechen, dass bei einem solchen syntaxzentrierten Vorgehen der semantischen Zusammengehörigkeit sowohl der unter (2) als auch der unter (6) nachstehend angeführten Verben eine viel stärker zerklüftete, parzellierte Einzelbedeutungsbeschreibung gegenübergestellt würde. Damit würde letztere der durch die Psycholinguistik nachdrücklich betonten semantikbasierten Strukturierung des Lexikons weniger gerecht als das von uns präferierte Vorgehen. Es genügt dabei, auf die bei *eintreten* bzw. *betreten* feststellbaren partiell abweichenden morphosyntaktischen Charakteristika der Aktantifizierungen der LOCGoal-Argumentvorgabe bei im Übrigen insgesamt gleicher Anzahl und gleicher Qualität der semantisch-funktionalen Slotmarkierungen hinzuweisen, zu denen sich noch eine für die LOCSource

ce- und LOCPATH-Vorgaben ebenfalls übereinstimmende morphosyntaktische Aktantifizierungen hinzugesellt, wie aus (6i und 6ii) ersichtlich wird.

(6i) *eintreten* → Aktantensequenzen:

AS1: **Sn** → *Peter trat ein.*

AS2: **Sn + p1Sa**; p1= in /LOCGoal (Zielpunkt der Fortbewegung)
→ *Peter trat ins Zimmer ein*

AS3: **Sn + p2Sa**; p2= durch /LOCPATH (Durchgangspunkt der Bewegung)
→ *Peter trat durch die Seitenpforte ein.*

AS4: **Sn + p1Sa + p2Sa/ p2 + p3Sd/ p3=** von /LOCSOURCE (Ausgangspunkt)
→ *Peter trat in den Garten von der Straße (aus) durch die Seitenpforte ein.*

(6ii) *betreten* → Aktantensequenzen:

AS1: **Sn + Sa**/LOCGoal
→ *Peter betrat den Garten.*

AS2: **Sn + Sa**/LOCGoal + **p1Sa**; p1= durch /LOCPATH
→ *Peter betrat den Garten durch die Seitenpforte.*

AS3: **Sn + Sa**/LOCGoal + **p1Sa**/LOCPATH + **p2Sd**; p2= von/LOCSOURCE
→ *Peter betrat den Garten von der Straße (aus) durch die Seitenpforte.*

2.3.3. Eine solche syntaxzentrierte Bestimmung des Argumentenpotenzials wie auch der Valenz brächte durch den möglichen Bezug auf beobachtbare Fakten¹³ einen methodischen Zugewinn für die Bestimmung der syntaktischen Valenz der betreffenden Verben (und andere Wortarten sinngemäß – dazu detailliert mit statistischen Angaben Berná Sicilia 2010). Allerdings ist ein solches Vorgehen nicht frei von Tücken: tauchen doch als faktisch gleichwertige, zudem nicht selten deutlich seltenere Mitspieler des Valenzträgers bspw. auch solche lexikalische Einheiten/LE auf (wie etwa Zeit- und/oder Maßangaben), die trotz ihrer morphosyntaktischen Charakteristik als Sa nicht als Aktanten, so etwa im Sinne Tesnières 1959,¹⁴ angesehen werden können. Bei Akzeptanz der postulierten Isomorphie würden Aktanten/Filler und Argumentstruktur in der Tat zusammenfallen, was der auch von Helbig 1992 nicht zufällig sehr detailliert behandelten Unterscheidung von Ergänzungen/Aktanten und Angaben/Zirkumstanten um so größeres Gewicht verleiht. Wie Helbig zeigt, sind die ca. 40 operationellen Verfahren in sehr unterschiedlichem Maße für die Bestätigung des Aktanten(Ergänzungs)status (und im Kontrast dazu auch des Status von Angaben) heranziehbar. In der Regel bedarf es aber auch in relativ eindeutigen Fällen des Rekurses auf die Semantik, um zu einer Unterscheidung von fakultativen Ergänzungen und Angaben zu gelangen. Wir können auf eine detailliertere Diskussion dieser sehr prinzipiellen Problematik hier mit dem Verweis auf die Zweckmäßigkeit des Rekurses auf eine vorgängige oder komplementäre detaillierte Beschreibung der lexikalischen Bedeutung der

¹³ Immerhin dürften sich durchaus nicht alle zulässigen Aktantifizierungen/Aktantensequenzen in allen betrachteten, u.U. selbst in umfänglicheren maschinenlesbaren Textkorpora nachweisen lassen.

¹⁴ Nach dessen Überzeugung wäre für die Festlegung des Aktantenstatus auf syntaktische Faktoren zurückzugreifen, insofern als Aktanten nur Filler der Verbumgebung in Subjekt-, indirekter und direkter Objektposition fungieren können und somit automatisch alle so morphosyntaktisch-funktional charakterisierte Verbmitspieler ausnahmslos Aktantenstatus besitzen würden.

betreffenden LE verzichten: denn nach unserer Überzeugung können nur solche LE-Mitspieler als Aktanten fungieren, die als Filler für die Argumentleerstellen der Kernkonfiguration des Verbsemems auftreten, während alle übrigen LE per definitionem nur als Zirkumstanten/Angaben/Adjunkte betrachtet werden können, und dies selbst in den Fällen, in denen sie als alternativ-obligatorische Mitspieler das Verb begleiten (vgl. 7).

(7) *Peter benahm sich schlecht gut/ wie es sich gehört.*

Bei einer syntaxorientierten Herangehensweise gemäß Tesnière würden bspw. – zeitliche und andere – Maßangaben in Sa-Position wie unter (8) automatisch zu den Aktanten zu zählen sein und die ihnen entsprechenden semantischen wie konzeptuellen Phänomene als zur Argumentstruktur zugehörig ausgewiesen erscheinen.

(8) *Er spazierte den ganzen Nachmittag durch den Park.
Petra lief die zwei Kilometer bis zur Bahn.*

2.3.4. Da die Gefahr eines Zirkelschlusses offensichtlich und der methodologische Gewinn bspw. für eine Valenz- wie eine Semantikbeschreibung hinterfragbar ist, sollte als Variante doch zumindest ansatzweise auf eine voneinander unabhängige Beschreibung von lexikalischer Bedeutung und morphosyntaktischer Kombinatorik (Distribution wie Valenz bei heteroinzidenten LE) Wert gelegt werden. Das ermöglicht eine Abbildung von Inhalts- und Ausdrucksebene aufeinander, wodurch sich eindeutige Zuordnungen von LE-Filler für Argumentvorgaben (= Aktanten) sowie für die restlichen LE im jeweiligen Satz ergeben würden, darunter auch korrespondierende LE für Modifikatoren der semantischen Mikrostruktur (=Zirkumstanten im Sinne etwa der Kern-Zirkumstanten von Kotschi 1991; vgl. auch Melis 1983). Damit aber würde beim Rekurs auf reale Textkorpora eine gesicherte Bezugsinstanz für die Darstellung der valenznotwendigen und valenzzulässigen sowie weiterer sememindizierter Verbmitspieler bereitgestellt. Immer vorausgesetzt, eine von der Syntax losgelöste überzeugende Bestimmung der das Semem konstituierenden semantischen Prädikatoren/Funktoren, Argumentenslots und Argumentkonstanten (=Argumentenpotenzial) wie auch der Modifikatorslots (im Allgemeinen als alternative Vorgaben, seltener als Modifikatorkonstanten) ist zu leisten.

Hierbei sollte die unseres Erachtens wesensimmanente enge Beziehung vom Semem als einzelsprachspezifisch geprägtes sozialisiertes und usualisiertes, generisches Weltwissenskondensat zu den über diese Bedeutungen als kognitive Entitäten *sui generis* koaktivierten bzw. im Bedarfsfall koaktivierbaren kognitiven Konfigurationen, wie den Szenen, Skripts bzw. Szenarien, Geschehenstypen (Fillmore 1976; Schank 1982; Klix 1987), etc. nicht ausgeklammert, sondern vielmehr ausdrücklich thematisiert werden. Damit wird keineswegs automatisch einer Vermischung unterschiedlicher Ebenen Vorschub geleistet; handelt es sich bei den Sememen doch um vom Einzelsprecher und der konkreten kommunikativ-diskursiven Situation abstrahierte, sprachlich als relevant markierte, geteilte Elemente kommunikativ-interaktiv interiorisierten geteilten Denotatswissens. Als Argumentenslots und sozialisiert und usualisiert neben den Funktoren in die jeweilige Kernkonfiguration der semantischen Mikrostrukturen aufgenommene Ko-Partizipanten eines Ereignisses/*State of Affairs/Sachverhaltes* erscheinen diese qualitativ wie vor allem quantitativ deutlich abgehoben von den übrigen Ko-Partizipanten der durch das betreffende Verblexem/Semem instantiierten Szene.¹⁵

¹⁵ Dazu Heringer 1984; Parsons 1990; François 1997; vgl. dazu auch unsere Überlegungen zu den Geschehenstypen nach Klix 1987 in Wotjak 1987, 1988a, b.

Damit sind die Argumente in besonderem Maße eng mit den sonstigen Ko-Partizipanten einer Szene und damit einer entsprechenden Sachverhaltswissensrepräsentation verbunden, aus der sie durch ein komplexes und keineswegs bereits völlig klar bestimmtes „Auswahlverfahren“ sememisiert wurden und bilden somit als intrinsische sememische syntagmatische Kombinationsvorgaben, zusammen mit den gleichfalls in die Kernbedeutung synchron relativ invariant „eingefrorenen“ Prädikatoren und den das Semem als Ganzes von den übrigen synonymen Sememen differenzierenden Modifikatoren, die systemhafte semantische Mikrostruktur. Letztere stellt in diesem Sinne eine Handlungsanleitung dar für die kotextuell-kontextuell-diskursive Kombination zu Sätzen (intraphrastische Aktantifizierungen und Zirkumstantifizierungen) sowie Satzgruppen (transphrastische Aktantifizierungen). Für die Beschreibung der tatsächlichen Sememierungen und deren Abgrenzung, einerseits von dem in der Regel durch die Sprecher der gleichen Sprache, insbesondere bei Mitgliedern der gleichen Kommunikationsgemeinschaft (bspw. auch ein und derselben Berufsgruppe), weitgehend übereinstimmenden Szenenwissen, dem geteilten Weltwissen, sowie andererseits von den je individuellen Konzeptualisierungen, können mit Nutzen neben Bedeutungsumschreibungen in guten einsprachigen Wörterbüchern auch Untersuchungen zu den lexikalisch-semantischen Feldern herangezogen werden (besonders Faber/Mairal Usón 1999; Schumacher et al. 1986).

2.3.5. So sehr wir Helbig's Auffassung von einer modularen Beschreibung begrüßen, so wenig scheint uns die Annahme einer Mehrebenenkonzeption für die Valenz selbst einen Erkenntnisgewinn zu erbringen. Vielmehr scheint sie dazu angetan zu sein, die Valenz inhaltlich zu überfrachten und u.U. einer nicht exakten Abgrenzung der Ebenen Vorschub zu leisten. Wie bereits 1990 begründet, scheint es u.E. durchaus denkbar und sinnvoll, von *Valenz* künftig nur noch im Hinblick auf die morphosyntaktischen Aspekte der Kombinatorik zu sprechen. Denn immerhin haben unabhängige Bedeutungsanalysen mit der Argumentenstruktur der Valenz analoge kombinatorische Beziehungen aufgedeckt. Hinzu kommt, dass in der Tat Helbig (1992) selbst die Verwendung von Valenz im Sinne von pragmatischer Valenz in Zweifel zieht, womit weder er noch wir die Wichtigkeit der Berücksichtigung von pragmatisch-kommunikativen Aspekten in Abrede stellen – so etwa bei der Bestimmung des obligatorischen bzw. fakultativen Charakters von Ergänzungen wie Angaben. Andererseits wird die von Helbig als semantische Valenz apostrophierte Kasusrollenbestimmung für die Argumentvorgaben auch ohne Rekurs auf den Terminus „Valenz“ von einer entsprechenden semantischen Beschreibung der Argumentleerstellen mit geleistet.

2.3.6. Eine Einschränkung des Begriffes „Valenz“ auf die syntaktische Ebene erlaubt eine eindeutigere Bestimmung dessen, was als zur Valenz gehörig betrachtet werden kann, wobei die Abgrenzung zur Distribution letztlich von der Valenzbestimmung abhängig ist. Ist etwa alles, was nicht der – syntaktischen – Valenz zugeordnet werden, aber in der Verbumgebung im Satz vorkommen kann, Bestandteil der *Distribution* dieses Verbs? Wohl kaum; sind manche der Kotextbestandteile doch bspw. auf andere Verbitspieler oder das Aussageganze und nicht auf das Verb selbst bezogen (etwa ausgewählte Modalpartikel als Satzadverbien). Selbst wenn wir sicher zu sein glauben, was zur Valenz des Verbs gehört, was dessen Wertigkeit ausmacht; so wäre zu fragen, ob Wertigkeit und syntaktische Valenz gleichzusetzen sind? Hier scheint durchaus noch ein Rest an Klärungsbedarf zu bestehen; immerhin dürften konsensuell vor allem bis ausschließlich die Aktanten/Ergänzungen für die Wertigkeit (und Valenz) als entscheidend betrachtet werden. Was aber wird mit den zugegebenermaßen seltener in Verbumgebungen vertexteten Modifikatorvorgaben, die als Angaben bzw. Kern-Zirkumstanten u.U. durchaus alternativ-obligatorisch in entsprechen-

den Sätzen auftreten (7)? Dabei handelt es sich um sememindizierte Vorgaben als Handlungsanleitungen für die „Begleitung“ des Verbs, die im Einklang mit syntaktisch-usuellen, textsortenspezifischen wie situativ-kommunikativ-illokutiven Faktoren durch entsprechende LE intraphrastisch vertextet werden können bzw. in Ausnahmefällen müssen. Wird „Valenz“ mit Binefähigkeit/Verknüpfungspotenzial gleich gesetzt, so müssten wohl auch solche Angaben als valenznotwendige Vorgaben betrachtet werden (vgl. auch Zimmermann/Strigin 1992); es genügt dann, dass die valenzbedingten/–geforderten Mitspieler im Semem eine semantische Begründung finden – ganz gleich, ob als Argumente oder Modifikatoren. Allerdings wäre eventuell zu bedenken, dass man generell lieber auf den Terminus „Valenz“ überhaupt verzichtet und ihn durch *sememindizierte* (=valenznotwendige, weil im Semem vorgegebene) und *sememinduzierte* (= valenzzulässige, über die über das Semem koaktivierbare kognitive Wissensrepräsentation/Szene abrufbare) Systemvorgaben ersetzt (vgl. auch die Unterscheidung Fillmores 1986 in *evoque* und *invoque*). Während Argumente und bedeutungsdifferenzierende Modifikatoren als Bestandteile des Semems den Bezugsrahmen für die syntaktische Valenz liefern, sollten die sememinduzierten (valenzzulässigen), koaktivierbaren Ko-Partizipanten der mit dem Semem korrelierten Szene nicht mehr zum Fügepotenzial des betreffenden Verbs im Sinne der Valenz, wohl aber im Sinne der Distribution, hinzugerechnet werden.

2.3.7. Wir haben uns mit Valenz wie Distribution auf die Kombinationspotenzialvorgaben der systemhaften LE bezogen; wir schließen nicht aus, dass zusammen mit deren LE-Besetzungen¹⁶ intraphrastisch noch weitere LE vorkommen, die nicht in direkte Beziehung zum Verb gebracht werden können. Andererseits schließen wir aber auch nicht aus, dass es zu transphrastischen Aktantifizierungen und Zirkumstantifizierungen der sememindizierten Argumente und Modifikatoren wie aber auch zu Zirkumstantifizierungen sememinduzierter Ko-Partizipanten der koaktivierten Szene kommen kann. Bislang sind die kohärenzstiftenden transphrastischen Bezüge des sememotaktischen wie morphosyntaktischen Kombinationspotenzials von Verben (und eventuell auch weiteren Wortarten) noch wenig erforscht. Zumindest in diesem Bereich wie generell mit Bezugnahme über das Lexikon hinaus auf den Text kann die Valenzbeschreibung neue fruchtbare Impulse geben, aber auch erfahren.

3. Muss die Valenzbeschreibung nun ein Mauerblümchendasein fristen, getreu dem Motto: *Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen?* Ist die Glanzzeit dieses innovativen Theorieansatzes vorbei, bevor er überhaupt auf weitere Sprachen gleichermaßen intensiv ausstrahlen konnte wie auf die Beschreibung des Deutschen? Sind u.U. noch weitere Applikationsbereiche auszumachen, über die Beschreibung von phraseologischen Mehrworteinheiten hinaus mit valenznotwendigen wendungsinternen und externen Mitspielern verbaler Phraseolexeme (dazu detailliert in Wotjak 1992) bzw. sind Aussagen zur internen Valenz oder Fügepotenz zwischen Wortbildungselementen im Sinne etwa von Abramov 1967, 1971 und Stepanova 1971 zur „Verteidigung“ des Valenzkonzepts heranzuziehen? Ist selbst eine syntaktische Beschreibung der Valenz weiterer heteroinzidenter, valenztragender LE, so Substantive (Teubert 1979; Sommerfeldt/Schreiber 1977; Bassola 1995), Adjektive (Junker 1970; Sommerfeldt/Schreiber 1974), Präpositionen, etc. schon hinreichend „ausgereizt“? Besteht nicht bspw. durchaus auch noch Nachholebedarf hinsichtlich der Behandlung propositionaler Argumentvorgaben und valenzabhängiger Nebensätze, zumindest für das Deutsche (dazu bspw. detailliert Gärtner 1989, 1991)? Muss zur Bewahrung des mit der

¹⁶ Filler = Vertextungen = Aktantifizierungen: stets sememindiziert und Zirkumstantifizierungen, sememindiziert bei *Valenz* und sememinduziert bei *Distribution*.

Ausweitung des Valenzkonzepts auf die Semantik und darüber hinaus die Pragmatik und Kognition erlangten unbestreitbaren Prestiges auf einem so weiten Verständnis von Valenz beharrt und bspw. einer Mehrebenenauffassung der Valenz das Wort geredet werden?

3.1. Was kann und was soll aber dann eine von uns hinsichtlich ihres Untersuchungsgegenstandes deutlich eingegrenzte, syntaktische Valenztheorie in der heutigen Forschungslandschaft leisten? Hat sie überhaupt noch eine – wie auch immer zu bestimmende – Existenzberechtigung, wenn gegenüber der behaupteten Isomorphierelation von Semantik und Syntax Bedenken angemeldet werden? Was bleibt für eine morpho-syntaktische Bestimmung der durch das Semem vorgegebenen intrinsischen Selektionsrestriktionen/Vorgaben für Anzahl und semantisch-funktionale wie semantisch-kategoriale Beschaffenheit der (obligatorischen wie fakultativen) Ergänzungen/Aktanten/Komplemente und Angaben/Zirkumstanten/Adjunkte übrig?

3.1.1. Selbst wenn wir – abweichend von Melčuk 1995a, b – unter Syntax nicht nur das subsumieren, was anders als durch Verweis auf einen nicht regelgeleiteten Usus/Konvention nicht erklärt werden könnte, erscheint das Betätigungsfeld einer syntaktischen Valenzbeschreibung in der Tat sehr eingegrenzt. Umfasst sie doch neben den valenznotwendigen Mitspielern allenfalls noch die valenzzulässigen, d.h. nicht sememindizierten, sondern nur die sememinduzierten Zirkumstanten, die wir weiter oben der Distributionsvorgabe zugeordnet haben? In beiden Fällen aber handelt es sich in einem noch im Einzelnen zu beschreibenden Sinne nicht um Syntaktisches im restringierten Sinne Melčuks, da für die Quantität wie semantische Qualität der Verbmitspieler nicht ausschließlich Wirkungen des Usus zu veranschlagen sein dürften. Hinzu kommt, dass bspw. auch deren obligatorischer wie fakultativer Charakter, zumindest dort, wo valenzgeforderte Mitspieler weglassbar sind, nicht so sehr syntaktisch, usuell, sondern wohl vor allem kommunikativ-illokutiv-diskursiv bedingt sein dürfte.

3.1.2. Da eine jegliche Beschreibung der situativ-illokutiv angemessenen Verwendung von LE nicht der Angabe von syntaktischen Charakteristika als Teil des kommunikativen Potenzials dieser LE entraten kann, muss auch eine dominant semantische Beschreibung des sememotaktischen Kombinationspotenzials die Frage nach den morphosyntaktischen Charakteristika der möglichen Vertextungen der Argumenten- wie Modifikatorenslots wie auch der Argument- bzw. Modifikatorkonstanten der betreffenden sememischen Mikrostruktur thematisieren. Hier sollten an der Nahtstelle von Semantik und Syntax Semantiker und Syntaktiker eng zusammenarbeiten und u.a. der Existenz isomorpher Relationen anhand konkreter Verbanalysen mit syntaktisch-funktional wie syntaktisch-kategorial bestimmten Ergänzungen (und Kern-Zirkumstanten) nachspüren. Da nach unserer festen Überzeugung eine Valenzanalyse sich auf die syntaktischen Aspekte konzentrieren sollte, diese aber aufs engste mit semantischen Vorgaben verbunden sind und wohl ohne eine solche Bezugnahme eine Abgrenzung von Ergänzungen und Angaben nicht überzeugend geleistet werden kann, ist eine Valenzanalyse nicht ohne eine vorgängige oder begleitende Beschreibung der lexikalischen Bedeutungen praktikabel.

Literatur

- Abramov, Boris A. (1967): *Zum Begriff der zentripetalen und zentrifugalen Potenzen*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 4, 155-168.
- Abramov, Boris A. (1971): *Zur Paradigmatik und Syntagmatik der syntaktischen Potenzen*. In: Helbig, Gerhard (Hg.): *Beiträge zur Valenztheorie*. Halle/The Hague/Paris, 51-66.

- Ágel, Vilmos (2000): *Valenztheorie*. Tübingen.
- Albi Aparicio, Miguel (2010): *La valencia lógico-semántica de los verbos de movimiento y posición en alemán y español*. (= Studien zur romanischen Sprachwissenschaft und interkulturellen Kommunikation, Bd. 62). Frankfurt et al.
- Bassola, Péter (1995): *Deutsch in Ungarn – in Geschichte und Gegenwart*. Heidelberg.
- Berná Sicilia, Celia (2010): *Verbos de comunicación, cognición y movimiento más frecuentes: análisis de su combinatoria sintáctico-semántica para la didáctica del español como lengua extranjera*. Diss. Universität Murcia.
- Bierwisch, Manfred (1983): *Semantische und konzeptuelle Repräsentationen lexikalischer Einheiten*. In: Růžička, R./Motsch, W. (Hg.): *Untersuchungen zur Semantik*. Berlin, 61-99.
- Bierwisch, Manfred (1997): *Lexical Information from a Minimalist Point of View*. In: Wilder, C./Gärtner, H.-M./Bierwisch, M. (Hg.): *The Role of Economy Principles in Linguistic Theory*. Berlin, 227-266.
- Bierwisch, Manfred/Schreuder, Ray (1992): *From Concepts to Lexical Items*. In: *Cognition* 42, 23-60.
- Blanche-Benveniste, Claire et al. (1984): *Pronom et syntaxe. L'approche pronominale et son application au français*. Paris.
- Bondzio, Wilhelm (1971): *Valenz, Bedeutung und Satzmodelle*. In: Helbig, Gerhard (Hg.): *Beiträge zur Valenztheorie*. Halle/The Hague/Paris, 85-106.
- Bondzio, Wilhelm (1976): *Abriss der semantischen Valenztheorie als Grundlage der Syntax I*. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 4, 354-363.
- Bondzio, Wilhelm (1977): *Abriss der semantischen Valenztheorie als Grundlage der Syntax II*. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 3, 261-273.
- Bondzio, Wilhelm (1978): *Abriss der semantischen Valenztheorie als Grundlage der Syntax III*. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 1, 21-33.
- Bondzio, Wilhelm (1994): *Funktorenstrukturen in der deutschen Sprache*. In: Simmler, Franz (Hg.): *Probleme der funktionellen Grammatik*. Frankfurt et al., 21-89.
- Chomsky, Noam (1981): *Lectures on Government and Binding*. Dordrecht.
- Dik, Simon C. (1989): *The Theory of Functional Grammar*. Dordrecht.
- Dominguez Vázquez, María José (2005): *Die Präpositivergänzung im Deutschen und im Spanischen*. (= Studien zur romanischen Sprachwissenschaft und interkulturellen Kommunikation, Bd. 20). Frankfurt et al.
- Eggermont, Carmen et al. (1992): *Dictionnaire automatisé des valences des verbes français*. Leuven.
- Engel, Ulrich (1996): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg.
- Faber, Pamela/Mairal Usón, Ricardo (1999): *Constructing a Lexicon of English Verbs*. Berlin/New York.
- Fillmore, Charles J. (1976): *Frame semantics and the nature of language*. In: *Annals of the New York Academy of Science*, vol. 280. New York, 20-31.
- Fillmore, Charles J. (1986): *U-Semantics, second round*. In: *Quaderni di semantica* 1, 49-58.
- François, Jacques (1997): *States of Affairs and Predicate Frames: How can we link them together in Functional grammar?* In: Wotjak, G. (Hg.): *Toward a Functional Lexicology/Hacia una lexicología funcional*. Frankfurt et al., 37-56.
- Gärtner, Eberhard (1989): *Überlegungen zu einer valenztheoretischen Beschreibung komplexer Äußerungen mit valenzabhängigen Sachverhaltsbeschreibungen im Spanischen*. In: *Linguistische Studien*, Reihe A, no. 196, 60-71.
- Gärtner, Eberhard (1991): *Probleme der valenztheoretischen Beschreibung propositionaler Argumente und ihrer syntaktischen Ausdrucksmöglichkeiten im Portugiesischen*. In: Koch, Peter/Krefeldt, Thomas (Hg.): *Connexiones Romanicae*. Tübingen, 237-252.
- Goldberg, Adele (1995): *A Construction Grammar Approach to Argument Structure*. The University of Chicago Press.
- Grimshaw, Jane (1990): *Argument Structure*. Cambridge.
- Gross, Gaston/Vivès, Robert (Hg.) (1986): *Syntaxe des noms. Langue Française* 69. Paris.
- Helbig, Gerhard (1992): *Probleme der Valenz- und Kasustheorie*. Tübingen.
- Helbig, Gerhard/Schenkel, Wolfgang (1969): *Wörterbuch der Valenz und Distribution deutscher Verben*. Leipzig.

- Heringer, Hans-Jürgen (1984): *Neues von der Verbszene*. In: Stickel, G. (Hg.): *Pragmatik in der Grammatik*. Düsseldorf, 34-64.
- Jackendoff, Ray (1997): *The Architecture of Language Faculty*. Cambridge.
- Junker, Klaus (1970): *Untersuchungen zur Syntax des Adjektivs unter dem besonderen Aspekt der Valenz*. Diss. Humboldt-Universität Berlin.
- Kaufmann, Ingrid (1995): *Konzeptuelle Grundlagen semantischer Dekompositionsstrukturen*. Tübingen.
- Klix, Friedhart (1987): *On the Role of knowledge in sentence comprehension*. In: *Preprints of the Plenary Session Papers (XIVth International Congress of Linguists)*. Berlin, 111-124.
- Kotschi, Thomas (1991): *Zirkumstanten und komplexe Prädikate*. In: Koch, Peter/Krefeldt, Thomas (Hg.): *Connexiones Romanicae*. Tübingen, 129-140.
- Kunze, Jürgen (1993): *Sememstrukturen und Feldstrukturen*. (= *Studia Grammatica XXXVI*). Berlin.
- Lang, Ewald (1994): *Semantische vs. konzeptuelle Struktur: Unterscheidung und Überschneidung*. In: Schwarz, Monika (Hg.): *Kognitive Semantik/Cognitive Semantics. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven*. Tübingen, 25-41.
- Levin, Beth (1993): *English verb classes and alternations: A preliminary investigation*. Chicago.
- Lüdi, Georges (1983): *Bemerkungen zum Verhältnis von Verbalsemantik und Kasustheorie*. In: *Zur Semantik des Französischen*. (= *Zschr. für französische Sprache und Literatur, Beiheft 9*). Wiesbaden, 54-70.
- Maienborn, Claudia (1996): *Situation und Lokation. Die Bedeutung lokaler Adjunkte von Verbalprojektionen*. Tübingen.
- Martin Mingorance, Leocadio (1998): *El modelo lexemático-funcional*. Universidad de Granada.
- Melčuk, Igor (1995a): *Introduction à la lexicologie explicative et combinatoire*. Louvain-La-Neuve.
- Melčuk, Igor (1995b): *The Structure of Linguistic Signs and Formal-Semantic Relations between them*. In: *The Russian Language in the Meaning-Text Perspective*. (= *Wiener Slawistischer Almanach*). Moskau/Wien, 425-441.
- Melis, Ludo (1983): *Les circonstants et la phrase*. Leuven.
- Parsons, Terence (1990): *Events in the Semantics of English. A Study in Subatomic Semantics*. Cambridge.
- Prokopczuk, Oleksij (2001): *Zu den Begriffen Ereignis, textuelles Ereignis*. In: Prokopczuk, O. (Hg.): *Wschód-Zachód. Pogranicze kultur. Kultura – Literaturoznawstwo – Językoznawstwo. Materiały z II Międzynarodowej Konferencji Naukowej*. Słupsk, 310-314.
- Prokopczuk, Oleksij (2006): *Sätze mit Geschehens-/Ereignisverben als eine besondere Konzeptualisierungsform von Sachverhalten*. In: Kotin, M.L./Krycki, P./Laskowski, M./Zuchewicz, T. (Hg.): *Das Deutsche als Forschungsobjekt und als Studienfach. Synchronie – Diachronie – Sprachkontrast – Glottodidaktik. Akten der Internationalen Fachtagung anlässlich des 30jährigen Bestehens der Germanistik in Zielona Góra/Grünberg*. Frankfurt a.M. et al., 233-240.
- Pustejovsky, James (1995): *The Generative Lexicon*. Cambridge, Massachusetts.
- Schank, Ray C. (1982): *Dynamic Memory*. Cambridge.
- Schumacher, Helmut et al. (1986): *Verben in Feldern*. (= *Schriften des Instituts für deutsche Sprache*). Berlin.
- Slobin, Dan I. (1996): *Two Ways to Travel Verbs of Motion in English and Spanish*. In: Shibatani, M. (Hg.): *Grammatical Constructions. Their Form and Meaning*. Oxford, 195-219.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst/Schreiber, Helmut (1974): *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Adjektive*. Leipzig.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst/Schreiber, Herbert (1977): *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Substantive*. Leipzig.
- Stepanova, Maria D. (1971): *Die „innere Valenz“ des Wortes und das Problem der linguistischen Wahrscheinlichkeit*. In: Helbig, Gerhard (Hg.): *Beiträge zur Valenztheorie*. Halle/The Hague/Paris, 133-142.
- Stiebels, Barbara (1994): *Lexikalische Argumente und Adjunkte*. Diss. Universität Düsseldorf.
- Talmy, Leonhard (1985): *Lexicalization Patterns: Semantic Structure in Lexical Forms*. In: Shopen, T. (Hg.): *Language Typology and Syntactic Description* (vol. 3). Cambridge, 36-149.

- Tesnière, Lucien (1959): *Éléments de syntaxe structurale*. Paris.
- Teubert, Wolfgang (1979): *Valenz des Substantivs*. (= *Sprache der Gegenwart*, 49 IdS) Düsseldorf.
- Valin, Robert D. van/La Polla, Randy J. (1997): *Syntax. Structure, meaning and function*. Cambridge.
- Welke, Klaus (1988): *Einführung in die Valenz- und Kasustheorie*. Leipzig.
- Wiese, Heike (2003): *Sprachliche Arbitrarität als Schnittstellenphänomen*. Habilitation (Ms.) eingereicht bei Humboldt-Universität zu Berlin.
- Wotjak, Barbara (1989): *Inkorporierungen und Valenztheorie*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 6, 323-329.
- Wotjak, Barbara (1992): *Phraseolexeme in System und Text*. Tübingen.
- Wotjak, Barbara/Wotjak, Gerd (1995): *Werben für Verben?* In: Popp, Heidrun (Hg.): *An den Quellen eines Faches*. München, 235-286.
- Wotjak, Gerd (1987): *Bedeutung und Wissenskonfiguration – eine Quadratur des Kreises, oder wie löst man den gordischen Knoten?* In: *Zeitschrift für Germanistik* 6, 698-708.
- Wotjak, Gerd (1988a): *Verbbedeutung, Szenenwissen und Verbvalenz*. In: *Linguistische Studien* 180, 135-154.
- Wotjak, Gerd (1988b): *Verbbedeutung und Geschehenstypbeschreibung*. In: *Zeitschrift für Psychologie* 4, 325-334.
- Wotjak, Gerd (1990): *Kontroversen in der Valenztheorie – Anmerkungen zu K. Welkes „Einführung in die Valenz- und Kasustheorie“*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 3, 159-165.
- Wotjak, Gerd (1991a): *Einige Ergänzungen und Angaben zu Ergänzungen und Angaben*. In: Koch, Peter/Krefeldt, Thomas (Hg.): *Connexiones Romanicae*. Tübingen, 109-128.
- Wotjak, Gerd (1991b): *Zum kommunikativen Potential lexikalischer Einheiten*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 1, 3-10.
- Wotjak, Gerd (1994): *Funktoren und Modifikatoren – Rückschau und Ausblick*. In: Thielemann, W./Welke, Klaus (Hg.): *Valenztheorie – Werden und Wirkung*. Münster, 169-193.
- Wotjak, Gerd (1996): *Funktoren, Argumente (actants) und Modifikatoren (circonstants) – Tesnières Pionierleistungen in semantischer Sicht*. In: Gréciano, Gertrud/Schumacher, Helmut (Hg.): *Lucien Tesnière. Syntaxe structurale et opérations mentales*. Tübingen, 101-115.
- Wotjak, Gerd (1997): *Zu den Beziehungen zwischen semantischer Mikrostruktur und morphosyntaktischer Distribution und Valenz am Beispiel deutscher Verben*. In: Dalmas, Martine/Sauter, Roger (Hg.): *Grenzsteine und Wegweiser*. Tübingen, 33-46.
- Wotjak, Gerd (2002): *Zur Syntax-Semantik-Schnittstelle – Versuch einer Positionierung*. In: Grobe, S./Schönberger, A. (Hg.): *Ex oriente lux (Festschrift für Eberhard Gärtner zu seinem 60. Geburtstag)*, 457-484.
- Zimmermann, Ilse/Strigin, Anatoli (Hg.) (1992): *Fügungspotenzen*. (= *Studia Grammatica XXXIV*) Berlin.

Autorenverzeichnis

Bartelik Piotr, M.A., Jahrgang 1982. Diplomgermanist (2006), seit 2006 Assistent am Lehrstuhl für deutsche Philologie an der Pommerschen Akademie in Słupsk. Forschungsgebiete: Sprachwissenschaft, insbesondere: Konfrontative Sprachwissenschaft, der deutsch-kaschubische Sprachkontakt, Kontaktlinguistik.

Bezugla Lilia, Prof. Dr. habil., tätig an der nationalen Universität Charkiw (Ukraine), Lehrstuhl für deutsche Philologie und Übersetzung. Promotion (1998) über historische Dynamik von Fragehandlungen im Deutschen und Englischen, Habilitation (2009) über implizite Sprechhandlungen im deutschsprachigen Diskurs (in Kiew). Forschungsgebiete: Sprachpragmatik, Semantik, Diskurstheorie, deutsche Sprachgeschichte.

Brandt Marion, Prof. Dr. habil., Professorin für neue deutsche Literatur am Institut für Deutsche Philologie der Universität Gdańsk. Studium der Geschichte, Germanistik und Pädagogik an der Universität Warszawa und der Humboldt-Universität zu Berlin. 1990 Promotion über die Dichtung Gertrud Kolmars. Konzeption, Erarbeitung und Organisation der Ausstellung „Gertrud Kolmar: Orte“. 2002 – Habilitation. Titel der Habilitationsschrift: „Für Eure und unsere Freiheit? Der Polnische Oktober und die Solidarność-Revolution in der Wahrnehmung von Schriftstellern in und aus der DDR“. Zahlreiche Veröffentlichungen u.a. zur Dichtung deutsch-jüdischer Schriftstellerinnen, zur Literatur der Avantgarde und Weimarer Republik sowie zu den deutsch-polnischen Beziehungen und zur Literatur in Danzig (Günter Grass, Stanisława Przybyszewska, Erich Ruschkewitz).

Czarnecki Tomasz, Prof. Dr. habil., Jahrgang 1944. Diplomgermanist 1967 (Leipzig), Promotion 1973 (Warszawa), Habilitation 1982 (Warszawa), Professor der Universität 1992 (Gdańsk), Professor mit dem Titel 2000 (Gdańsk). 1967-1992 Institut für Germanistik der Universität Warszawa, 1992-2005 Institut für Germanische Philologie der Universität Gdańsk, 2005-2007 Lehrstuhl für Fachsprachen der Universität Warszawa, 2008-2010 Leiter des Lehrstuhls für Sprachentheorie und Spracherwerb der Universität Warszawa, seit 2010 Institut für Kulturologie und Anthropozentrische Linguistik der Universität Warszawa. Forschungsgebiete: Sprachwissenschaft, insbesondere: beschreibende Grammatik des Deutschen, kontrastive Sprachwissenschaft Deutsch-Polnisch, deutsch-polnische Sprachkontakte.

Fodor Balázs, Jahrgang 1986, Anglistik- und Germanistikstudium an der Pannonischen Universität Veszprém. Arbeitsschwerpunkte: Übersetzungswissenschaft, kontrastive Linguistik, literarische Übersetzung.

Hammer Klaus, Prof. Dr. habil. em., Literatur- und Kunstwissenschaftler, tätig an der Univ. Jena (bis 1983), an der TU Dresden (bis 1999), an der Univ. Szczecin (bis 2002), an der Pommerschen Akademie in Slupsk (seit 2002) und an der TU Koszalin (seit 2004). Forschungsschwerpunkte: Literatur und Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts, deutsch-polnische Beziehungen in der Literatur. Veröffentlichungen u.a. über Ernst Barlach, Alfred Döblin, Christoph Hein, Ludwig von Hofmann, Franz Kafka, Thomas Mann, Ludwig Renn, Georges Rouault, Friedrich Wolf, Paul Zech; Theaterlexikon, Theorie und Geschichte des Dramas, europäische Kunstmärchen (Hg.), Roman der Postmoderne, Historische Friedhöfe und Grabmäler.

Iagupova Larysa, Prof. Dr. habil., Germanistikstudium an der Staatlichen Universität Donezk (Ukraine). Doktorandenstudium an der Moskauer Staatlichen Hochschule für Fremdsprachen Maurice Thorez, 1989 Promotion in Moskau über die biverbalen Strukturen im Deutschen. 2009 Habilitation in Kiew (Ukraine) über die substantivischen Präfixbildungen in den mittelhochdeutschen Dialekten. Seit 2009 Professorin am Lehrstuhl für Germanistik der Nationalen Universität Donezk.
Forschungsgebiete: historische Wortbildung, Korpuslinguistik, Sprachpragmatik, Textlinguistik, Semantik, Stilistik.

Kaliušenko Vladimir, Prof. Dr. habil., tätig an der Universität Donezk (Ukraine), Lehrstuhl für Germanistik (Lehrstuhlleiter seit 1987). Promotion (1979) und Habilitation (1989) in Leningrad (Sankt-Petersburg).
Forschungsgebiete: deutsche Wortbildung, Semantik, Sprachtypologie, kontrastive Linguistik.

Kątny Andrzej, Prof. Dr. habil., Inhaber des Lehrstuhls für Angewandte Linguistik, Leiter des Instituts für Germanistik an der Universität Gdańsk (seit 2002), Stellvertretender Leiter des Instituts für Forschung (1997-2002), Mitglied der Universitätsakkreditierungskommission (seit 1999); Gründer und Herausgeber der Reihe „Danziger Beiträge zur Germanistik“ (Peter Lang, über 37 Bände), Herausgeber der Zeitschrift „Studia Germanica Gedanensia“.
Forschungsgebiete: kontrastive Linguistik Deutsch-Polnisch, kontrastive Phraseologie, Lexikographie, Sprachkontakte, Aspektualität, Modalität.

Kotin Michail L., Prof. Dr. habil., tätig an den Universitäten Zielona Góra und Poznań (Polen), Lehrstuhl für Geschichte und Dialektforschung des Deutschen an der Universität in Zielona Góra (Lehrstuhlleiter seit 2002).
1976-1978 – Germanistikstudium an der Staatlichen Pädagogischen Hochschule in Moskau.
1978-1982 – Germanistikstudium an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1985-1988 – Doktorandenstudium an Moskauer Lomonosov-Universität, 1989 Promotion in Moskau, 1995 Habilitation in Berlin.
Forschungsgebiete: historische Sprachwissenschaft, Sprachtypologie, Grammatiktheorie, kontrastive Linguistik, Wortbildung, Diskursforschung.

Kotorova Elizaveta G., Prof. Dr. habil., Leiterin des Lehrstuhls für Pragmatik und Kommunikationstheorie der Universität Zielona Góra.
1971-1982 Studium in Tomsk und Moskau, Schwerpunkte: Germanistik, Russistik, Allgemeine Sprachwissenschaft und Vergleichende Typologie. 1983 Promotion an der Lomonosow-Universität Moskau mit einer vergleichenden Untersuchung der Metaphorik im Russischen und im Deutschen. 1994 bis 1996 – Stipendiatin der Alexander von

Humboldt-Stiftung im Institut für Slawistik der Humboldt-Universität zu Berlin. 1998 Habilitation an der Lomonossow-Universität Moskau zum Problem der zwischensprachlichen Äquivalenz im Bereich der lexikalischen Semantik.
Forschungsgebiete: lexikalische Semantik, kontrastive Linguistik, Sprachtypologie, Pragmalinguistik.

Kubacki Artur Dariusz, Dr., seit 2000 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Germanistik an der Schlesischen Universität Katowice; vereidigter Übersetzer/Dolmetscher für Deutsch; Experte der Polnischen Gesellschaft Vereidigter Übersetzer und Fachübersetzer TEPIS und Mitglied der Gesellschaft Polnischer Dolmetscher und Übersetzer sowie des Verbands Polnischer Germanisten; Gutachter des staatlichen Prüfungsausschusses und Mitglied der Disziplinarkommission für vereidigte Übersetzer/Dolmetscher am polnischen Justizministerium, Mitautor zweier Dokumentensammlungen für Translationsübungen, Autor eines Wörterbuches der Finanz- und Buchprüfung sowie zahlreicher Artikel und Rezensionen im Bereich Fachübersetzungen und ihre Didaktik.

Lewickij Viktor, Prof. Dr. habil., tätig an der Universität Černivci (Ukraine), Lehrstuhl für germanische, allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft (Lehrstuhlleiter seit 1974). Forschungsgebiete: Semantik, vergleichende Sprachwissenschaft, quantitative und psycholinguistische Verfahren der Sprachforschung. 1955-1960 Germanistikstudium an der Universität Černivci. 1963-1966 – Doktorandenstudium an der 1. Moskauer Hochschule für Fremdsprachen. 1966 – Promotion in Moskau, 1975 – Habilitation in Kiew.

Lipczuk Ryszard, Univ.-Prof. Dr. habil., tätig an der Universität Szczecin. Direktor des Germanistischen Instituts und Leiter des Lehrstuhls für deutsche Sprache. Germanistikstudium an der Universität Warszawa 1965-1970. Promotion in Warszawa 1977, Habilitation in Poznań 1986.
Forschungsgebiete: Geschichte des Fremdwortpurismus in Deutschland und Polen, deutsch-polnische Lexikographie, kontrastive deutsch-polnische Lexikologie.

Materynska Olena, Dr., tätig an der Nationalen Universität Donezk. Dozentin am Lehrstuhl für Germanistik. Germanistikstudium an der Nationalen Universität Donezk 1999-2004. Promotion in Donezk 2005 über die Semantik der Körperteilbezeichnungen im Deutschen, Englischen, Ukrainischen und Russischen. 2009 – Veröffentlichung der Monographie „Typologie der Körperteilbezeichnungen“ am Material von 11 Sprachen. Seit 2009 Arbeit an der Habilitationsschrift „Das System der Meronyme im Deutschen und Englischen“.
Forschungsgebiete: Typologie, kontrastive Linguistik, linguistische Semantik.

Oguy Oleksandr, Prof. Dr. habil., Jahrgang 1956, tätig an den nationalen Universitäten Černivci und Iwano-Frankiwsk (Ukraine), Lehrstuhl für Fremdsprachen (seit 2000). Studium der Germanistik an der Universität Černivci. Diplom 1979. Promotion Dr. phil. 1988 in Odessa (zu ahd., mhd. und fhhd. Tüchtigkeitsbezeichnungen). Habilitation 2000 in Kiew (zur Polysemie in der Diachronie, Synchronie und Panchronie).
Forschungsgebiete: historische Terminologie, Lexikologie, lexikalische Semantik, kontrastive Linguistik, Sprachwissenschaft, Verfahren der Sprachforschung.

Olszewska Danuta, Univ.-Prof. Dr. habil., tätig an der Universität Gdańsk, Institut für Germanistik, Lehrstuhl für Glottodidaktik. Germanistikstudium an der Warschauer Universität (1975-1979), Doktorstudium an der Universität Leipzig (1987-1991), Habilitation an der Universität Gdańsk (2007).

Forschungsgebiete: Beschreibende Grammatik des Deutschen, kontrastive Grammatik Deutsch-Polnisch, Semantik, Pragmatik, Textlinguistik, Fachsprachenlinguistik.

Pichtownikowa Lidija, Prof. Dr. habil., tätig an der nationalen Universität Charkiw (Ukraine), Lehrstuhl für deutsche Philologie und Übersetzung. Promotion (1992) über Komposition und Stil der deutschen Versfabel des 18. Jahrhunderts und Habilitation (2000) über Evolution des Stils der deutschen Fabel vom 13. bis 20. Jahrhundert (in Kiew).

Forschungsgebiete: Stilistik, Linguopoetik der kleineren Formen, linguostilistische Textinterpretation, Linguopragmatik, Synergetik.

Prokopczuk, Klaudia A., Dr., seit 2009 tätig als Lehrbeauftragte für Russisch und Projektmitarbeiterin am Sprachenzentrum der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Studium der Germanistik an der Universität Charkiw (Ukraine). Promotion in Leningrad 1989. Lehrtätigkeit an der Hochschule für Wirtschaft in Charkiw, an der Nationalen Universität in Charkiw, an der Pädagogischen Hochschule in Słupsk.

Forschungsgebiete: funktionale Syntax, Textgrammatik und –linguistik, kognitive Linguistik, kontrastive Fachsprachenforschung.

Schipowa Irina A., Univ.-Prof. Dr., tätig an der Staatlichen Pädagogischen Universität Moskau (Russland), Lehrstuhl für deutsche Grammatik. Promotion (2005) über emotive Syntax im deutschsprachigen literarischen Diskurs.

Forschungsgebiete: Textlinguistik, linguostilistische Textinterpretation, Sprachpragmatik, Grammatiktheorie.

Smolińska Mariola, Dr., Germanistikstudium an der Universität Wrocław. Promotion 2006 über das Verb *werden* als temporaler, modaler und illokutiver Indikator, unter partieller Berücksichtigung des Polnischen. Seit 2002 Lehrbeauftragte am Institut für Germanische Philologie der Pommerschen Akademie in Słupsk.

Arbeitsschwerpunkte: kontrastive Linguistik Deutsch-Polnisch, Sprachpragmatik, linguistische Aspekte in Translation.

Sulikowski Piotr, Dr. hab., Jahrgang 1972, Germanist, akademischer Lehrer am Institut für Germanistik der Universität Szczecin.

Fachinteressen: Übersetzungswissenschaft, literarische Übersetzung, Fachsprachen.

Tóth József, Univ.-Doz. Dr. phil., Germanistik- und Slawistikstudium an der Lajos-Kossuth-Universität Debrecen, 2000 Promotion in Germanistik an der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest (Wortfeldforschung: Entwicklungsgeschichte und kontrastive semantische Untersuchungen), tätig am Germanistischen Institut der Pannonischen Universität Veszprém.

Forschungsgebiete: Lexikologie, (kognitive) Semantik, Pragmatik, kontrastive Linguistik, Übersetzungswissenschaft.

Westphal Werner, Dr. phil. habil., Jahrgang 1950, Professor an der Universität Szczecin und der Fachhochschule Wałcz (Polen). 1978 Promotion an der Universität Greifswald zu Problemen der Textlinguistik, Habilitation 1988 zu Methoden der Textanalyse. Hauptsächliches wissenschaftliches Arbeitsgebiet sind Fragestellungen der Angewandten Linguistik. In den vergangenen Jahren erschienen insbesondere Publikationen zur Textlinguistik, Diskurslinguistik, interkulturellen Kommunikation und zu Aspekten der Wirtschaftskommunikation.

Wotjak Gerd, Prof. Dr. em., Jahrgang 1942, Studium der Romanistik an der Universität Leipzig. Diplom 1964. Promotion Dr. phil. 1968 (zur lexikalischen Semantik). Habilitation 1975 (zum Verhältnis von Kognition und Semantik), 1976-1980 Gastprofessur an der Universität Havanna, seit 1980 Prof. für Spanische Sprache an der Universität Leipzig. 1992 Ruf an die Universität Saarbrücken (abgelehnt) und Professur neuen Rechts für Romanische Sprach- und Übersetzungswissenschaft (Spanisch, Französisch) an der Universität Leipzig.

Arbeitsschwerpunkte: Lexikon- und Valenztheorie, lexikalische Semantik, kontrastive Linguistik, Translatologie.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	5
Laudatio (Wladimir Kaliuščenko)	9
Verzeichnis der Schriften von Oleksij Prokopczuk	13
Piotr Bartelik Zum Archetyp deutsch-polnisch-kaschubischer Sprachkontakte in Bezug auf das kaschubische Lexikon in <i>statu nascendi</i>	21
Lilia Bezugla Sprachliche Indikatoren des impliziten propositionalen Sinnes einer Sprechhandlung	30
Marion Brandt Europa auf dionysische Art. Bilder von Polen und Mitteleuropa in der gegenwärtigen deutschen Literatur	38
Tomasz Czarnecki Perfekt – Passiv – Stativ	45
Klaus Hammer Abgesandte aus dem Wortreich Bukowina. Interkulturalität im lyrischen Spätwerk von Rose Ausländer	51
Larysa Jagupova Zur Wortbildung der <i>mis</i> -Substantive im Mittelhochdeutschen Handschriftenkorpus	66
Vladimir D. Kaliuščenko/Olena W. Materynska Lexikalisch-semantische Universalien	77
Andrzej Kałny Zu den Distributiva und dem perfektiven Aspekt im Polnischen aus kontrastiver Sicht	85
Michail L. Kotin <i>WEWURT SKIHIT</i> ... Kern-Eventität vs. diskursive Eventität in Synchronie und Diachronie	94
Elizaveta Kotorova Vergleichende Analyse des Mehrdeutigkeitsgrads des deutschen und russischen Wortschatzes	105
	235

Artur Dariusz Kubacki	
Makro- und Mikrostruktur deutscher und polnischer Geschäftsberichte	113
Viktor Lewizkij	
Semantische Gesetze im Wortschatz der germanischen Sprachen	123
Ryszard Lipczuk	
Fremdsprachige Einschübe und ihre Abgrenzung von anderen Begriffen	129
Oleksandr Oguy	
Farbadjektive in mittelhochdeutschen Sprachdenkmälern: eine quantitative Analyse	136
Danuta Olszewska	
Über die Maxime der Explizitheit in wissenschaftlichen Texten	144
Lidija Pichtownikowa	
Synergetische Methode bei der Stiluntersuchung in Diachronie (anhand von Fabeltexten)	155
Klaudia Prokopczuk	
Parenthesen und Exkurse in der geschriebenen Sprache: Unterschiede und Gemeinsamkeiten	165
Irina A. Schipowa	
Pragmatik der Dialogizität im monologischen Text (anhand des Romantextes von Th. Bernhard <i>Holzfällen</i>)	174
Mariola Smolińska	
Kontakteröffnende Formeln einer E-Mail unter dem Höflichkeitskriterium im Polnischen und ihre Äquivalente im Deutschen	181
Piotr Sulikowski	
Zum Problem des Textbegriffs	189
József Tóth/Balázs Fodor	
Ungarische kulturspezifische Ausdrücke im Roman <i>A Pál utcai fiúk</i> von Ferenc Molnár und deren deutsche und englische Übersetzungen	197
Werner Westphal	
Textkritik und linguistische Hermeneutik im Übersetzungskonzept von Friedrich Daniel Schleiermacher	207
Gerd Wotjak	
Ist das Sprechen von Valenz noch immer zeitgemäß?	216
Autorenverzeichnis	230

ISBN 978-83-7467-165-1